

# Allsünderdorf

Nanny Lambrecht

# Allsünderdorf

Nanny Lambrecht

3466

84

11

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



**Allsünderdorf.**

# Allsünderdorf

Neue Novellen  
≡ und Skizzen ≡

VON

Nanny Sambrecht



Essen-Ruhr  
Verlag von Fredebeul & Koenen  
1908.

---

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

---

Bedruckt bei Fredebeul & Koenen  
Essen-Ruhr.

# Inhalt.

Alfönderdorf . . . . .	7
Heibspuß . . . . .	105
Die Monarchen . . . . .	117
Straßenaraber . . . . .	123
Die Badefrau . . . . .	126
Die Sumpspiraten . . . . .	131
Die Gnade des Kaisers . . . . .	179
Die Leute aus der Murgasse . . . . .	196
Bauernlieb . . . . .	282
Der Schreier . . . . .	286
Babys Lebenslauf . . . . .	292
Die Männchen . . . . .	294
Die Hängelampe . . . . .	304
Der Brumnteufel . . . . .	311
Am Heiligenhaus . . . . .	319



(RECAP)

3466  
894  
311

546853





## Allsünderdorf.

Trä—tä—tä—tä!

Das Ganze halt! Ein Uhr. Sengend heißer Mittag. Die Menschen dampfen, die Pferde auch. Dreißig wadere Bauerngäule, „eingezogene“ für den Train!

Erzellenz hält Schlußkritik: Meine Herren Offiziere usw. Es war lang. Zwei Stunden lang: Usw.!

Da hatte es gepoltert, in der Welt, da um Midrum und Eisenborn und die wallonischen Dörfer: Sourbrodt, Robertville, Dutremarche, und weiter ins hohe Venn hinauf. Ein mordsmäßiges Terrain: Man sank in die Sümpfe und wurde gerettet. Es war bildschön. Hah, hat das 8. Armeekorps geschnauft, und sind gesunken und ertrunken, die 15. Division über die 16., eine Schlacht zum Schein, ein Tod zum Spaß. Hui! springen die Flammungen aus den Karabinern, Platzpatronen lücherten ihr feuriges Lächeln, und Knattern und Sausen hui! hui! Die Haubizenbatterie schwankt daher mit dem Leiterbau ihrer Beobachtungstürme. Und Feldartillerie und Kavallerie und Infanterie!

Himmelhoch die kochende Sonne. Ach Gott! wär' sie ein Suppentopf. Ach Gott! und wären Sümpfe Bierkessel.

Sie schleppen, sie wälzen daher, die Dürftenden, die Verschmachtenden. Die Zunge schlampft in dem ver-

trockneten Munde. Die Augen quellen. Die Haare sträuben. Wasser! Und fallen wie Schneeflocken, lautlos und plötzlich, Wasser! Wasser! Die Hölle brennt in der Welt. Das Bann loht, die Sümpfe dampfen.

Sie liegen und schlürfen das Sumpfwasser, gierig! Der Ekel würgt, aber der Durst lechzt. Sie planschen in die Sümpfe, sie wühlen darin. Die Giftblasen steigen. Und wären es Rattern, die ihnen die Gedärme zerreißen — trinken, trinken! Ach Gott, trinken!

Und ein Schrei — ein verlorener! Hundert Hände winken Schweigen. Ein hohler, dröhnender, meilenferner Ruf: Typhus!

Man schlägt ihn nieder, den Schrei, den wehen. Man geht sorglos und mit schlotternden Knien. Man kopfschüttelt lächelnd, und in Angst verglasen die heitern Blicke. Typhus! Typhus!

Wer ruft? Wer sagt's? — Chimäre! Laßt uns trompeten und fröhlich sein!

Für König und Vaterland! Hui! sausen die Kartuschen. Sie verschießen den Rest Munition auf. Traraat! Traraaat! Die Hornsignale. Kameraden! Zur Attacke fällt's Gewehr! Marsch! Marsch! Marsch!

Und Hurraaa . . . . . !

Und Tod und Teufel und Finsternisse!

Und Sieg!

Es fliegt der Feind, die 160er, 161er und Feldartillerie.

Hurra! Hurra! Hurra!

Und kurzum, es war schön.

An Manöverunfällen war vorgekommen, daß dem Feldartilleristen Schwengel ein Geschütz über die Brust fuhr. Er sollte die Kellnerin der Kantine Bazenhannes heiraten. Sie wartete darauf. Nun ging das nicht mehr.

Und daß bei dem Pionier Schulze sich die Plazpatronen, die er bei sich trug, entzündeten und seinen Körper schmorten. Er hatte auch der Kellnerin von der Bagenhannes-Kantine vom Heiraten gesprochen. Und ein an Lungenentzündung Erkrankter und ein paar Fußkranke. Dann ein Fähnrich, der ein Graf war, aber doch stürzen mußte und zweimal das eine Bein brach. So allerlei diverse Unglücksfälle.

Und Reserve hat noch nicht Ruh.

Hurra!

Über den Wellblechhütten gleißt der heiße Tag. Die Sonnenblitze blinkern über den weiten Schießplatz und knistern im staubweißen Boden und tünchen hell und freudig die das Manöverterrain markierenden Windmühlen, Denkmäler und Burgen. Aus den Stallbaracken dampft der Pferdedunst. Da schnoberts und stampfts. Soldaten singen. Im blanken Tag stehen und hocken sie im hellen Drilllich. Fußlappen hängen ihnen aus den Segeltuchschuhen. Schlendern reihenweise. Langsamer Trott, stramm und faul, ein schwerblütiger Marsch. Nicht um die Offiziershäuserchen. Deiwel! wer möchte die steifen Knochen verrenken und salutieren! Da, wo's in den Kantinen lärmt. Der Biergeruch dunstet in die brütende Hitze. Wennluft flutert hinein. Sie streicht eilig über die schweißnassen Gesichter. Die lachen. Die lärmen. Bier her! Heda Polly! Schidschnad! Wienerin! Sauserchen! Drei Kadler rispeln vorüber. Drei Belgier. Sie winken und rufen.

Der Erste: „Bonjour, Polly!“

Der Zweite: „Comment va-t-il, Polly?“

Der Dritte: „Sacrebleu! Polly!“

Und vorüber.

Sie steht aufgedonnert. Die rote Seidenschleife am Steiftragen flattert ihr ums Kinn. Wütende Blicke schießen den Belgiern nach. Das feine Hotel kriegt die. Das feine, weiße, stolze, mit fünf Fenstern Front. Dagegen kann eine armselige Kantine nicht ankommen, die armselige des Bazenhannes nicht. Der povre Sourbrodter. Er will sich reich machen. Er wird's. Warum hätt' man denn eine Wiener Kellnerin? Und er hat angeschrieben: „Ausshank von Lagerbier.“ Wenn ein neues Faß angestochen wird, bumst die Polly auf einen Blechdeckel. Das zieht. „Heh, Polly!“

Dem 161er mit der silbernen Uhrfette wird sie auf dem Schoß sitzen. Er zahlt gleich zwei Glas für sie mit. Er pußt seine Nägel. Mit dem muß 'was fein sein. Und da dem Feldartilleristen das Geschütz die Brust zerquetschte — Gott hab' ihn selig. Er wäre ein guter Ehemann geworden. Er muckte nicht. — Heh, Polly!

Mit hochredenden Armen schwenken sie die Gläser. Die Tische vorm Hause füllen sich. Eine Tischdecke bleibt leer. Man holt da die Stühle weg und rückt anderswo zusammen. Drei Bauerngesichter gloßen. Und heimlich und pfiffig in der sonnverbrannten Haut ein Lachen. Die leere Tischdecke macht ihnen Spaß. Es ist ihr Tisch. Es soll sich einer 'ranmachen! In Herrgottsamen!! er soll's. Ihr Tisch neben dem Regensaß! Ihre Rechen lehnen an der Hauswand. Der Celestin liegt breit überm Tisch. Sein Kopf schlenkert, stößt, schüttelt bekräftigend bei jedem Worte. Seine Pfeife schlenkert mit. Sie reißt ihm den Mundwinkel wie Kautschuk herab.

„Die da, die dicken Deutschen, die Sauertrautfresser, brauchten's Maul nicht grad' so voll zu nehmen. Was meint Ihr? Ihr! hai?“

Die andern nickten. Celestin fährt fort:

„Wir sind doch auch noch da, wir, qwai?\*) Oder sind wir nicht mehr da, wir Bauernjungen, qwai? Sie tun, als wären wir nicht mehr da. Wir sind ihnen —“ er bläſt über ſeine Fingerspitzen — „daſ ſind wir ihnen, die möchten an unſ' Köpf', an unſ' Wallonenköpf' Hörner anſetzen wie bei unſ' Vieh. Wir ſollen ſchön dumm bleiben und ſchön duden, wenn ſie kommen und ſagen: „Walloner, wir bringen Euch 'waſ. Daſ iſt 'waſ. Deuſch iſt eſ und fein. Daſ iſt die K u l t u r! — Hai, Gebatters, habt Ihr Euer Lebtag ſchon mal ſo 'n Wort gehört? hierherum nicht, hai?“

Die Bauern reißen den Mund breit und lachen. Zwiſchen den breiten gelben Zähnen die ſchlotternde Pfeife. Ei Gewitter! iſt daſ drollig. So 'waſ von der Kultur. Hähähä! Hähähä! Ei no, ei no, waſ äugeln die von drüben her, die Rotfragigen, die Sauertrautfreſſer? Wenn ſie Kultur machen, lacht man. Hähähä! Hähähä! Eſ iſt ſchön, wenn man lacht, man braucht nichts zu ſprechen und man kann ärgern.

„Fragt nur den Châli Siquet, der ſagt's Euch wider die Stirne, daſ Euch der Schwefel auß den Augen herauſſprikzt. Dem haben ſie die Obländereien abgeſchnauſt. Fünf Kilometer hat die Militärverwaltung für'n Schießplatz gebraucht. Der Châleſ Siquet hat ſo'n drei Kilometer gehabt. Da ſagten ſie ihm: „Wozu nuſ? Wennland, traurige Affäre!“ und haben's abgekauft für drei Speckſchnitte. So wahr ich unſ' Herrgott 'mal ſehen will, ein Stück Lumpen war's, um knapp 'n Hoſenboden zu flicken! Mehr Wert nicht. No —“ er paſſt drei Büge auß ſeiner Pfeife — „und nun paſt mal auf, Gebatters. Jetzt hat der Châli Siquet da bei Kälterherberg 'rum einen

---

\*) waſ?

Schieferbruch angekauft. No, sag' ich, das ist gut. No, sagt er, das ist nicht gut. Er könnt' jetzt seine drei Kilometer gebrauchen. Er sagt, die Schieferader läuft bis in Wolfsbenn hinein. Das sind ein paar Sumpfbäche. Die müßten trocken gelegt werden; und dann könnt' er untergraben. Aber der Schießplatz stößt ihm 'rein. Einen Lappen von dem müßt er haben für 'n Magazin. Es ist schlimm. Die Militärverwaltung gibt nichts mehr heraus. Sie will uns Kultur machen wie der Staat mit den Eifel-domänen und wie mit der Aufforstung im Benn. Den Torf fressen sie uns weg. Wir wissen's doch am besten, was aus 'm Benn zu holen ist, hai?"

Die Bauern nicken.

„— und wißt Ihr, was sie uns mit ihrer Kultur machen? — Krieg!"

Die hageren Köpfe ruden auf. Die Zähne schnappen voneinander. Die Pfeifenspitze schnellst zurück. Und dann hängen die Köpfe wieder vornüber, die breiten gelbkno-tigen Zähne kneifen wieder die Pfeifenspitze ein, und: Hähähä! Hähähä! was er ein Drolliger ist der drollige Célestin, der sehr drollige! Krieg? Hähähä! Hahaha! Und brechen schallernd los. Ei no, man weiß. Frankreich wird 'rüberkommen und sie kloppen, die Fresser, die Dick-schnäbel! O waye, die große Nation macht das. Die macht's bumz! O waye!

„Célestin, Du bist ein kleiner Narr, Du bist wirklich ein kleiner Narr! Trink aus, Célestin, wir wollen das Heu wenden gehen," sagt Dihan-Djosef.

Sie trinken alle aus. Sie schmaßen. Polly ist schon hinter ihnen, schnappt die leeren Gläser weg und bringt volle. Und sagt: „Prost Blume!"

Sie hocken steif, die schwierigen Fäuste auf die Tisch-kante gestemmt. Der Schaum sprudelt an ihren Gläsern

herab. Sie sehen sich an, und breit und breiter reißt der Mund. Ist das aber drollig! Ist das 'n Kultur! Hähähä! Hahaha!

„Proßt Blume!“ staßert Jules Lagamme das Deutsche nach. Sie bücken wieder, schürfen den Schaum ab.

„Ei no, wenn's nun mal wieder voll ist, das Glas, ei no, bleiben wir noch;“ und stoßen an und sagen:

„Auf Euere Gesundheit!“

„So ein Kanail', die Polly, qwai?“

„Ja, so ein Kanail'!“

„Und ein' klein' Mazette, die Polly, qwai?“

„Ja ein' klein' Mazette, o waye.“

„Aber eine Belle! Heiliger Name —!“

„Aber ein Maul — eijejei! Man könnt' ein Husard\*) hineinpeitschen.“

„Schließ Du Dein Maul zu, Jules! da kommt der Jäck Siquet. Weißt nicht? Er poußiert an der Polly. Hört Ihr mal! Ist das'n Galan für die Polly!“

Jäck Siquet kommt breitbeinig. Sowie er einen Fuß um den andern setzt, schwankt der Körper von einer Hüfte auf die andere mit. Die schläfrig trunkenen Augen haben eine schwerblütige Leidenschaftlichkeit im Hinterhalte. Glatte, dunkle Haare auf dem schmalen Kopf, der Nacken braunrot verbrannt. Er holt den Rechen von der Schulter, bleibt aber hinter dem Regensfaß. Seine Blicke glosen zu Polly, die zwischen den Soldatentischen laut und fröhlich flattert. Er grüßt die camarades nicht. Sie sollen nicht mit ihm reden. Er will nicht gesehen sein. Die stoßen sich gegen den Ellbogen. „Luf! Er steht da, wie 'n Hund, dem die Verdauung nicht geht. Warum

---

\*) ein Graubrot.



poussiert er die Polly? Warum nicht die Bazenhannes-tochter, wenn's nu 'mal eine Aparte sein muß?"

„Du qwai? Sie ist keine Aparte, Djean-Djôsêf.“

„Daß ich gleich v'recken möcht', Jules! Sie ist eine Aparte! Sie geht zu dem Châli Siquet auf den Hof und hält ihm die Wirtschaft und ist ein' Bazenhannestochter und ist nicht im Bazenhäus!"

„Sie will nicht ein Carillon unter den Soldaten sein wie die Polly.“

„Sie ist fromm, weißt Du, Djean-Djôsêf.“

„Sie ist nicht fromm, Célestin. Sie hat sich an die Gebrüder Siquet festgebissen, weißt Du.“

„Uff lala! An die G e b r ü d e r? An den Châli, hör' 'mal!"

„Alles richtig! An den Châli!" und tuschelnd über den Tisch „an den Tournant' Rodje.\*) Aber sie ist doch eine Bigott', weißt Du, Djean-Djôsêf. Sie verspricht dem Sanct Antôn Armenbrote, und wenn da herum Kinder sind mit Leibschmerzen, geht sie mit wallfahrten zum Saint Fiack nach Weismes oder zum Saint Vietmé für alle Sorten von Ubeln. Und was meint Ihr? Sie wird an Allerseelen keine Türen klappen, weil die guten Armseelchen an den Pfosten stehen. Und wie der alte Siquet ist verstorben, hat sie dem Joli, dem klein' Vögelchen, einen Treppstreifen an den Käfig gebunden. So krepirt er nicht. Und so derlei, wißt Ihr. Sie ist fromm, weißt Du, Djean-Djôsêf.“

Célestin ruckt auf. An seinem magern, langen Halse drängt sich die Kehle vor.

„Ich will Euch sagen, Gevatters, sie ist nicht fromm, sie ist bloß — nicht schlecht. Der Bazenhannes ist schlecht,

---

\*) Felszacke am Kalvarienberge zu Malmédy.

verlaßt Euch drauf. Hört 'mal! Die Polly trommelt's neue Faß an. Es ist nicht neu. Es ist bloß aufgefüllt. Wie ich sage, der Bazenhannes ist schlecht, verlaßt Euch drauf!"

Unterm Tisch suchen ein par genagelte Bauernschuhe seinen Fuß. Der Bazenhannes taucht hinterm Regensfaß auf. Ein langer Dürrbeiniger mit steifer Zoppe und weißem lose geknotetem Halstuche. Die mit Wasser geglätteten Haare über den Ohren herausgekämmt. Der zieht den Jäck Siquet an den Bauerntisch:

„Hepp! Komm' zwei Schritt 'rüber. Es ist angenehme Sociëte da. Lauter Talerbauern, lauter stramme Geldsädel! Der Célestin“ — er platscht ihm auf die Schulter „legt sich jetzt 'n Gaul zu, 'n Soldatengaul. Der tanzt ihm am Pflug wie' n Eisbär auf'm Schleifstein. Ein Graf hat auf ihm 's G'nick gebrochen. Ein Prachtgaul! Der Djean-Djösèf —“ er stößt dem in die Seite — „kauft von der Domäne 'n Pachtgut. Und vielleicht bar. Ich weiß es nicht, aber ich trau' es ihm zu. Ja, der Djean-Djösèf, der Filou! Und was Dich anbelangt, Jules, Dein neuer Dchs ist 'n Staatsvieh. Du machst nix mehr neben ihm aus. Ja, so 'n Dchs! Wenn sie in Malmedy die landwirtschaftlich' Ausstellung machen, kommst Du und Dein Dchs in die Lotterie. Daß mich die klein' notre Dame keinen Schritt mehr zum Reinhardstein 'rauffetzen läßt, wenn's nicht so ist. Abin, Jäck, Du kannst Dich also zu diesen Herrn setzen, Du vergibst Dir nichts. Sie sind so aus'm Dicken heraus, sie haben einen geschmierten Bauch. Ja, ich sag's Dir. Und meine besten Gäste sind's, still und verträglich, und saufen bis sie umfallen.“ Und mit kurzen stadernden Schritten zu den Soldatentischen hinüber:

„Sie da, Frauenzimmer! Sie Polly! der Herr Jäck trinkt Lagerbier.“ Zupft sie am Rock und tuschelnd:

„Schmieren Sie dem 'n Syrup ums Maul, und klopfen Sie 'n auf die Tasche. Da sitzen die Talers drin.“

„Ei,“ sagen und kopfschütteln die Wallonenburschen, „ei was ein Blanc-pence!\*) Die Fremden haben ihm sein bißchen Charakter verdorben,“ schütteln den Rest in ihren Gläsern, „Auf Deine Gesundheit, Jäck Siquet!“

Dem hat Polly ein großes Glas vorgefetzt, klappst ihm eins auf den Strohhut, und weg ist sie wieder. Ihr Glas steht gefüllt und bezahlt bei den Infanteristen. Es sind Nachener. Zweie von Adalbertsteinweg. Da bediente Polly einmal in einem Metzgerladen. Sie kennen sie. Schleppend und kräbig wird's ein Singsang:

„Das muß patent sein,  
Vom Templerabend sein,  
So 'n bißchen trallerallala —“

Polly kräht mit, das rote Schleifenende flattert ihr fast in den offenen Mund. Die Wallonen gloßen herüber.

„Es ist ein' Schand' für's Dorf. Unf' Curé hat Recht. So' n Kellnerin ist ein' Kanail' —.“

Bums! rattern die Gläser. Jäck schlägt auf den Tisch. „Heil'ger Name —! Sagt nix wider die Polly!“

Huckt wieder zusammen und starrt vor sich in sein Glas. Die Burschen zwinkern sich zu. Trinken aus. Célestin pfeift Polly her. Sie wollen zahlen. Sie geben kein Trinkgeld. Aber einen Kuß wollen sie geben. Polly wütet. Sie klopfst mit dem Schlüssel auf den Tisch.

„Os notigen Teppen! Os schmutzige Bagasch! Umanst is kan Musi. Schamts Euch! Os warts ma de Richtigen, Os kimmts ma net furt, z'ersch 5 Pfg. fürs Trinkgeld.“

---

\*) weißer Bauch-Schmaroßer.

„Abin, nein, Mamzelle,“ sagt Jules Lagamme, „man gibt nich hier Träntgeld an die Mädchens, man gibt Kützcher, viele mehr wie fünf!“

Dihan-Djöséf knodert in wallonisch:

„Fällt mir nicht ein. Ich geb's nicht. Ich könnt' noch ein halb' Glas Bier dafür trinken. Nein, merci! Fünf Pfennige! Mach Dich ab!“

Célestin legt zwei Pfennige auf den Tisch.

„Da! für uns alle!“

Sie schurfen auf und nach ihrem Rechen. Polly wirft ihnen das Geldstück nach. Dem Jäck stößt sie wider die Schulter:

„Dös lajet Du Dir gefallen, Du Tebl, Du sagst do, daß mi gern hast und jezt siht da und haltst Dein Pappen und Dein Geldbeutel zua. Zahl ma de Trinkgelber von den Geiztragn. Scha umi de Soldaden. De san fescher. Da hunnertanatschziger mit den g'wichsten Schnurrbart, der fliagt auf mi, verstahst?“

Er stüzt den Arm auf den Tisch und schnaufend vor Ingrimme das Kinn in die Hand.

„Sie sind's alle!“

„No schau! Aber Du bist a fader Zopf. Du lachst gar net. Dös stirt mas. Ich muß an Wirbel seh'gn. Ma is do glei hübscher, wann ma lacht. Ma also — Ma so lach do! Bauernladl!“ — Sie schüttelt ihn. Njegerl, i g—ieb Di auf. Du bist ja Traumhapert. Pfürt Di Gott mit Rosenwasser, mei Schaberl, und geh zum Teufel!“

Er geht ihr unbeholfen nach.

„Polly, ich k a n n nicht lachen.“

Und sie schnippisch:

„Wann's Dir a Freud' macht, dann plaar Di aus. Tu do wenigstens was. Jessas, a so a g'spreizter Kerl!“

Na na, i bin für Di zu haafß. Bei Dir g'friert ma an."

Sie räumt die Gläser ab. Er tupft ihr schamhaft auf die Schulter:

„Polly, mach' mich so heiß —.“

Sie sieht ihm dicht ins Gesicht.

„Ah, da schau her, wanns bei Dir zum Braudeln anfangt. Nacher verbrennst glei. Nimm Di inacht. Du bist a Strohhafen, ganz leer droschen — i bin a Zünder. Wann i ins Stroh komm — aus und geschehn ist mit Dir. Nix bleibt von Dir, als a Häuferl Unglück.“

Ihre Augen umkringeln ihn. Die feinen fangen daran Feuer. Er faßt nach ihrem Schürzenzipfel. Und wenn er nur ein Fädchen von ihr zwischen den groben Bauernfingern hat!

„Polly, was bist Du Eine! Ei, eine Kanail' bist Du!“

„Welt, da schau mit Deine Kalbsaugen Da bleibt Dir der Verstand stehen, ganz pfutsch is er. Aber bitt Di gar schön, Dei bisserl Warmsein — Grad gnuua für a Ruah-Dirn.“

Er rückt ihr nach. Seine benagelten Schuhe schurfen stäubend über den Boden.

„Das — bischen Warmsein?! Polly, ich weiß nicht, ob's in der Höll' so heiß ist.“

Sie äugelt ihm über die Schulter zurück zu.

„So? Is haafß? Herrgöttl! kommt Di jetzt de Diab?“ Sie juckt auf. Er hat die Arme um sie geworfen. „Was machst denn?“

„Ich zerdrück' Dich!“

„Na Du! i kriag ja Diebeln, i wiar ganz blau. Au! Jetzt laßt mi los!“

„Ich hab's Fieber im Blut!“

Da redt sie neugierig zu ihm hinauf. Ihre begehrllich lächelnden Augen stechen in die seinen.

„Der Lausi! Du sackelst. Jetzt sollst abbrennen.“

Sie reißt seinen Kopf zu sich, schmagt ihm den Mund. Sie stiern sich an. Er voll Leidenschaft, sie lachend. Und küßt wieder. Lautlos und still. Kein Schmazen. Es amüsiert sie. Er soll verbrennen. Vom Regenzaß her poltert ein Lachen. Die Burschen schwenken die Rechen.

„Kommst nicht mit ins Benn, Jäck?“

Zules sagt:

„Der verricht sein' Arbeit hierherum.“

Und traben fort.

Bolly läßt ihr Lachen hallern. Jäck hört nicht, sieht nicht, will sie nur halten.

„Jetzt hab' ich's geschmeckt, Bolly, und jetzt bist Du mein' Mätresse, weißt Du, mein Brautchen!“

Sie schupst die Schultern.

„Mein, Dein, Dein, mein! I halt' das nit auseinander. Aber sei glei still: j e t bin i Dein!“

„Jetzt, Bolly?“

Er steht linksch und verduzt. Sein Verstand ist nicht beweglich wie der ihre.

„Paß auf, Bub. „Jetzt“ ist bei mir a Atemzug lang. Hol' tief Atem. So lang bin i Dein.“

Sie lehnt ihm gegen die Schulter, eine Sekunde lang. Es fängt schon an, sie zu langweilen. In seiner Faust preßt er ihre heiße Hand.

„Ich leid' jetzt Dein Pouffieren nicht mehr. Ich leid's nicht, weißt Du!“

„Waas? Jetzt paß a mal auf, i kann no was mehr als pouffieren.“ Sie spreizt die Hand zu einer Ohrseige. „Soll i Dir ane reibn?“

Er hält noch ihre Hand. Sie will sich loszerren. Sie zertert. Der 16ler springt auf, schlägt dem Wallonen auf die Bauernfäuste. Der will gegen ihn. Da schrammen auch die Andern auf. Ein buntes Gewühl von Feldmühen. Inmitten Polly, die an den drohend erhobenen Armen hängt und sie niederzwingt.

Langsam kommt ein Mann des Weges. Er trägt ein grobes, düsteres Ordenskleid mit Kapuze, aber nicht die Lendenschnur und den Rosenkranz. Der Eremit von Malmedy. Den Kopf gesenkt, die knöchigen Finger auf der Brust gefaltet. In dem fahlblonden Bart ein Murmeln:

„Allsünderdorf! O Allsünderdorf!“

Und verschwindet im Sonnenglast zwischen den Hecken.

Die Bauern im Feldweg, an den Stalltüren, in den Wiesen, am Kapellchen beim Eingange des Dorfes, überall wo er hinkommt, rücken die Mühen.

Sie denken, er ist ein Pater, oder gewiß ein Curé.

„Bodjou, mossieu le Curé!“

Der winkt schweigend ab. Eine dürre, asketische Hand. Er ist kein Curé. Ach Gott! nein. Ein Laie nur, vielleicht ein heiliger Mann, das weiß er nicht, das weiß Gott allein.

Und schreitet weiter ins Wallonendorf. Die Häuser stehen in Haufen, regellos. Seitensträßchen und Sadgassen. Ein Steintreuz am Hause, das Siquethaus. Es richtet den weißen Giebel zur Landstraße. Die Sonne fällt mit leuchtenden Blitzen darauf. Da schimmert's blank hinter der haushohen Hainbuchenhecke hindurch. Die Hitze knistert im Strohdach. Es ist zu einem Überhang vorgebaut und wirft schwarze Schatten. In der geschützten Kühle darin das Grünfutter, auch die Waschbütten und Ackergeräte, auch ein Mann auf der Hand-

farre. Der sitzt gebuckelt und kaut an einem Grassstengel. Keinen Kittel, keine Weste. Das grobe Hemd fällt offen.

Als die leichten Sandalenschritte des Eremiten in die Mittagsstille des Hofes klapsen, sieht er über die Schulter zurück. Grelle Augen in einem langen, vollen und kräftigen Gesichte. Châli Siquet hat Lasten, Bauermannsorgen. Und Grimm! Seine Seele ist trocken. Sie ist voll Arbeitsschwiele. Wenn man sie liebevoll streicht, empfindet sie nichts. Aber wenn Châli Siquet einmal Zeit hat, wird er sich verheiraten. Für den Hof eine Bäuerin.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Eine leise, zitternde Eremitenstimme. Deutsch! Châli Siquet steht steif und unter herausgestoßenem Achzen auf, gewohnheitsmäßig, so wie er spuckt und flucht und beim donnernden Riesen ruft: „Gefegnetes Gott! Gewitter Donnerkeil, eije!“

Er zieht die Hosen herauf, geht mit weiten Schritten. Ein großer, ein prächtiger Mann! Kein Wallonenmann. Die sind mäßig und dünn. Schweißnaß klebt ihm das Hemd auf dem feisten Rücken.

„Ah, Herr Eremit, da seid Ihr! Ihr habt mich gut in das schwere Zeug. Ich hab's besser.“ Er stemmt die rotgebrannten Fäuste in die Seite, lacht polternd: „Was gibt's denn Neuigkeits in Malmedy!“

Der Eremit holt ein rotgetupftes Taschentuch aus dem weiten Armel, trocknet sich das Gesicht. Leise und ängstlich fragt er:

„Ist die Mutter zu Hause?“

„Ah, ich glaube schon. Wenn die Kirche ist zu, ist Mutter zu Hause. Wißt Ihr, Herr Eremit, Ihr dürft sie nicht immer mehr frommer machen, sonst —“ er tupft mit



dem Daumen an die Stirne, „rutscht ihr ein Holz aus dem Bündel.“

„Man kann nie fromm genug werden, Herr Siquet. Man muß nach immer größerer Vollkommenheit streben, Herr Siquet.“

Er geht mit tiefer, langsamer und sehr sanfter, sehr achtungsvoller Neigung des Kopfes an ihm vorüber ins Haus durch die breite Küche. Die blitzblanke Fournaise steht unter dem altmodischen Rauchfang. Der Spülstein stinkt. Die Teller tropfen vom Topfbrett. Die schmale Leitertreppe hinauf schleicht der schwarzgeringelte Hauskater.

Mit klappenden Sandälchen über die unbehauenen Küchensteine in die niedere Stube. Tisch und Bett darin schwer und behäbig. Der Uhrkasten ist in die Wand eingelassen, auch der massige Schrank, auch die Ofenbank; und so, daß Mutter Siquet mit dem Rücken wider die Brandmauer sitzt, im Winter hübsch warm, im Sommer auch, sie ist göchtig.

Die verkrümmten Finger halten den Rosenkranz im Schoß. Der zahnlose Mund laut zischelnd die Gebetsworte. Ein einziger, knotiger Vorderzahn ragt zwischen den zerknitterten Lippen hervor. Die Bindbänder der gesteppten Tuchhaube sind unter dem Kinn gelockert. Eine weite Kattunjacke und darauf die steifgebügelte, breite Schürze.

Sie haspelt auf, schurpft, macht tiefe Knixe, ganz ehrfurchtsvoll. Oh, der Herr Pater! Sie ist schwerhörig. Sie muß schreien. Der Eremit kommt in seiner feierlichen Art auf sie zu, drückt sie auf die Bank nieder.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, gute Frau. Mir gebührt keine Ehre. Ich bin kein Curé, ich bin auch kein Pater,

Ich bin ein einfacher Mann, der in der Beschaulichkeit lebt, Amen. Bleiben Sie doch sitzen.“

Sie schrilkt.

„Ich muß Euch doch ein' Stuhl geben, Mossieru Eremit. Aber wenn Sie kein' Stuhl will, setz' Sie sich auf mein' Bank.“

Da wuschelt er die magern Hände aus den langen, weiten Ärmeln, trägt einen Stuhl herbei und neben sie:

„So, gute Frau, Sie sollen mir keine Dienste tun. Betrachten Sie mich als einen der Geringsten einen.“

Er redet schön. Sie versteht nicht alles.

„Ihr habt ein schön' Schaf in die Eremitage, hai?“

„Ja, ich habe ein Lämmlein. Wenn es größer ist, wird es mir seine Milch geben. Ich liebe es, das heißt, so weit man seine Liebe an irdische Geschöpfe hängen soll.“

„A bais, ich werde Euch auch ein Kanin geben. Wir haben viele Kanin in der Stall. Hör' mal, ich werde Euch ein Kanin geben.“

„Das ist gut und brav von Ihnen, Frau Siquet. Aber lassen wir vorerst 'mal das Kaninchen. Ich habe wichtigeres auf dem Herzen. Gute Frau Siquet, wissen Sie nicht, was um Sie herum vorgeht?“

„Wo? Um mich herum? Ich sehe alles.“ Sie beugt zu ihm hin, zischt ihm zu: „Er hat noch nich den junge Mädchen fortgeschickt. Er hat auf der Tisch gehaut und geschreit: ‚Mam', wenn's gefällig is, halten Sie Ihr Maul!‘ Er will nich, Mossieru Eremit, er will nich.“

Der schiebt die langen Hände in die Rockärmel, neigt mit niedergeschlagenen Augen vornüber.

„Sie haben noch einen andern Sohn, gute Frau.“

„Ja, der Jäck. Er will auch nich. Er hat gesagt an mich: ‚Mam', der Mädchen ist ein guter Mädchen. Sie müssen still sein!“

„Es handelt sich jetzt nicht um dies junge Mädchen. Es ist da eine andere. — Denken Sie, in einer Kantine! Ihr Sohn Jäck geht dahin auf verbotenen Wegen.“ — Sein Mund höhlt sich zu schrecklicher Verdamnis: „Sie ist eine verdorbene Person! Es geht da zu wie in der Hölle!“

„Oh, hat sie gestohlen an mein Sohn?“

„Viel mehr, gute Frau, viel mehr.“

„Oh, hat sie mit er getrunkt?“

„Gute Frau, sie hat ihn — ich spreche nicht gern darüber — sie hat ihn — man ist schließlich aus der Welt ausgetreten, um von ihren lasterhaften Genüssen nicht mehr zu reden — gute Frau, wenn Sie gestatten, sie hat ihn geküßt. Öffentlich! Sie setzt sich Männern auf den Schoß. — Soldaten!“

Ihr Mund klappt auf. Er kaut nicht. Sie starrt.

„Geküßt! Oho!“ — Sie versteht nicht. Sie empfindet nichts. Warum küßt man? Sie hat nicht geküßt. Sie redt an dem Vater vorüber und spuckt aus. „Pfui dä! Sie ist ein Schweinehund! Ich sage an die Herr Pastor das. Ich werde mein Sohn unter der Kopfkissen einen Scapulaire vom Karmel legen, und ich werde mein Sohn nehmen an die Wallfahrt an Walk zum St. Antone von Padua. Wissen Sie, Mossier Exermit, ich werd' sagen an mein Sohn: ‚Jäck, du mußt versprechen für der liebe Gott, keine Fleisch zu essen an die Weihnachten und die Ostern und die Kirmes.‘ Abin, dann wird mein Sohn sein wieder ein guten Sohn und nicht ein klein' Schweinehund.“

„Und beten Sie, gute Frau, beten Sie. Es ist hier schlimm geworden. Das fromme Landvolk sieht die bösen Beispiele. Und sie sind doch hier so fromm. Der hochwürdige Herr Pastor erlaubt den Frauen nicht einmal,

einen Hut zu tragen. Wie ein guter Hirte hält er Eitelkeit und Weltlust von seiner Herde fern. Und nun dieser Skandal! Gute Frau, Sie können gar nicht genug beten.“

Er steht auf, und sie humpelt ihm nach.

„Ich muß Euch der Kanin holen, Monsieur Eremit. Komm' in der Stall! Komm'!“

Aus der Kammer in die Scheunentenne. Das Vieh stampft und schnalzt im Stalle. Im Scheunentor eine Türe, die offen steht. Die weißblendende Sonne schießt herein in den dunstigen Dämmer. An der Häckselmaschine eine, die drall und flink und geschickt ist. Sie hat die Facke ausgeworfen. Die halben Hemdärmel straffen um die nackten Arme. Die Flechten sind vom glattgeschheitelten Kopfe gerutscht. Das Gesicht glüht. Dunkle Augen glänzen. Sie sieht den Eremiten, hält inne. Und scheu:

„Bodjou!“

Die Alte guckelt mit halbblinden Augen in der Tenne herum, hört ein Rascheln auf den Lagerbalken des Strohschobers. Den Eremiten zupft sie beim Armel, zischelt.

„Hör' 'mal! Das ist der Chäli. Droben. Sie sind immer beisammen, hör' 'mal! Immer wie ein Hund auf ein' Knochen!“

Ihre wütenden Blicke schießen auf das Mädchen, die Wagenhannestochter, die sie nicht aus dem Hause hinaus-  
kriegt. Schlortt dem Eremiten voran in den Stall. Zwischen den Kuhbeinen huschen weiße Kaninchen. Die schrille Stimme der Alten erweckt im Stalle ein Wohlgefallen. Die Ruhschwänze fuchteln auf. Die Hornköpfe drehen nach ihr. Eine handvoll Grünfutter holt sie aus dem Raf und lockt ein Kaninchen an. Und wie's knuspert, packt sie es an den Löffeln und steckt es dem Eremiten unter die Kutte. Die langen Ohren stehen heraus. Sie

öffnet ihm die Stalltüre. Der Herr Eremit möge nur 'mal wiederkommen. Aber dann zur Kaffeezeit. Sie wird ihm 'was brühen. Ah, eine Brühe! Ah, fein! Und beten soll er, der Herr Eremit. Fünf Rosenkränze. Adjüs!

Sie humpt in die Tenne zurück. Eine Strohgarbe fliegt von droben herunter. Sie denkt, nun hört er's nicht, fährt in Wallonisch los:

„Nom di m' gatte!\*) Was tuft Du hier 'rum? Du bist auf keinem guten Weg. Du! Du müßtest nicht in einem Haus bleiben mit zwei jungen Männern! Du machst Dir einen schlechten Namen! Es wird Dich keiner mehr heiraten wollen; und gewiß nicht der Konard. Der ist rechtschaffen. Der möcht' Dich zur Maitresse, wenn Du hier 'raus bist. Geh' hier 'raus! Du niederträchtig Ding, was gehst Du nicht hier 'raus?! Der Konard will Dich, wenn Du gehst —.“

Da springt Châli seinen Strohgarden nach. Aus dem blutroten Gesichte stieren ihm die Augen grell und drohend. Aber ruhig.

„Mam', Sie müssen schweigen! Sie wissen doch. Wenn Sie nicht schweigen, müssen Sie auf Ihre Kammer 'nauf und können da wohnen. Sie müssen jetzt schweigen, verstehen Sie!“

Seine Stimme ist hart und unbiegsam wie klirrendes Eisen. Er hat i h r e knöcherne Härte. Er ist ihr Sohn. Der wird nicht nachgeben. Der trotzt aus Prinzip. Schimpfend schlorrt sie in die Stube zurück.

Er steht noch. Die Hemdärmel aufgetrempelt. Die Muskeln schwingen ihm auf den sehnigen Armen.

Das Mädchen sagt bedrückt:

---

\*) In meiner Ziege Namen! (statt eines Fluches).

„Laß' mich in Frieden, Meister Siquet, laß' mich wirklich in Frieden. Es wird nicht gut tun.“

Sein Blut ist im Kochen. Der Widerspruch jagt ihm den letzten ruhigen Tropfen auf. -

„Laß' ich Dich nicht in Frieden?! Ein Hofbauer läßt ein Bennisbächen in Frieden. Ich bin einer! Du bist eins! Du Bennisbächen!“ Er scharrt herum, nimmt die Garben auf und stapft weiter, steht wieder, wirft die Garben zu Boden. „Auf den Nonardhof willst Du! Eh, willst Du?“ Auf seiner herausgewölbten Stirne schwellen die Adern. „Bist eine so Schlimme? Man muß Euch klopfen, Euch Bennisbächen! Der Nonard hat Dir auf'm Fiësse (Kirmes) eins 'runtergehauen. Bauernsöhne klopfen Euch nicht! Ein Hofbauer nicht! Der Dihan=Djösë Nonard tut so 'was. Der Schmuggler!“

„Meister Chäli, Du weißt nicht, ob er ein Schmuggler ist.“

„Ei, Du sollst mich mit dem nicht in einem Atem nennen. Du bist eine Schlimme, o eine Schlimme! In eines Pferd'snamen! wenn er Dir 'was Lustiges vorpfeift, lachst das ganze Dorf zusammen. Aye, so'n Schlechte bist Du! Der Schmuggler-Nonard, pfui dä! Wohinaus willst Du mit dem Lieberlich, sag' wohinaus?“

Sein zornglühendes Gesicht neigt zu dem ihrigen, seine grellen Augen stechen in sie hinein. Aber in ihr ist Jubel. Was dieser redet, ist Groll über ihr heiteres Lachen, weil Nonard pfeift. Und wenn sie das weiter ausdenkt, sprengt's ihr die Brust. Sie wogt ihr in heftigen, erstickenden Atemstößen. Und sie sagt's ihm im leisen Übermut:

„Pfeif' auch, Meister Siquet, und ich will lachen. Ich möcht' hier gern lachen, aber man kann's nicht. Und man kann nicht singen. Ich sing' gern —“

Da dreht er ihr den Rücken.

„Mit mir hast Du keinen Spaß zu machen. Ei, ich soll Dir kommen! Pfeifen und Singen bezahlt man mit Zeit. Wir haben keine Zeit.“

„Du könnt'st mir noch Stroh zum Häckeln 'runterwerfen, Meister Siquet,“ sagt sie und bückt über das Häckelmesser. Er will nicht, daß sie singt. Auch gut. Wenn der Meister Siquet es nicht will —. Sie hat die Bauerndemut. Es stachelt sie nicht, wenn sie ducken muß. Und wenn er grob ist —. Sie sind alle grob. Man weiß das nicht anders. Aber sie möchte das Stroh streicheln, das er herunterwirft. Und nicht seine Hand! Vielleicht seinen Kittel, der am Scheunentor hängt. Ja, vielleicht. Vier Schritte möchte sie hinter ihm hergehen. Nicht zwei, nicht einen. Was von ihm um sie ist, tut ihr wohl. Und wären's seine toten Sachen. Mit seinen toten Sachen redet sie. Sie redet mit ihnen lieber als mit ihm. Denn wenn er redet, ist's so, als habe er sie geschlagen. — — Ei, viellieber Herrgott! was ein Schrecken!!

Steil an die Scheunenwand festgenagelt führt die Leiter zum Strohschober. Die Schuhsohlen sind in dem dickverstreuten Heusamen der Tenne eisglatt geworden. Auf den Leitersprossen rutscht Chäli aus und fällt aus mächtiger Höhe, reißt die Sense, die an der Wand lehnt, mit sich. Das ist's, was ihr den Schrei herausstößt. Sie fängt die Sense auf, wird von der Wucht seines taumelnden Körpers umgerissen und bricht mit ihm zusammen. Sie liegt ihm halb im Schoß. Ganz still liegen sie. Sie wagen nicht zu atmen. Das Bewußtsein kommt ihm: er hält ein Bannmädchen im Schoß! Wenn's bloß die Augen aufstun wollt! Behutsam streicht er ihr mit der rauhen Hand übers Gesicht, so, als müßte er sie wecken. Er fühlt, daß sie ihn im Schrecken um seine Hüften ge-

faßt hat. Ein Bittern läuft ihm den Rücken herauf. Ein unangenehmes Kältezittern. Und ihm ist doch warm. Er möchte jetzt 'was sagen. Auf die festen Mädchenarme tupfen möchte er und das sagen: „Drück' fest zu! Drück' die Bauernknochen ein! Wenn's Herz dahinter weich gedrückt wird, könnt's nicht schaden.“

Aber er sagt nichts. Er hängt zwischen zwei Empfindungen, die sich nachlaufen und beiderseits erwürgen möchten. Und dann denkt er, daß über zwei so verkehrten Neigungen als dritter der Hofbauer stehen müsse. Die buschigen Brauen vibrieren mit der zuckenden Stirnfalte. Mit einer Art starrsinnigen Mut klettert er von neuem die Leiter hinauf. Droben wendet er sich plötzlich. In die starren Linien seines Gesichtes rinnt ein verlegenes Lächeln. Das verschönt ihn, und seine Augen verlieren den grellen Glanz.

„In meinen Schoß bist du gefallen, Suzann',“ und steigt höher und verhalten von oben herunter: „Grad' als hätt' Dich einer 'reingeworfen,“ und wuschelt ins Stroh. Sie sieht wirt und erschreckt hinauf. Biellieber Gott! ist der Meister Siquet nur nicht krank? Es könnte sein, daß der Fall ihn verrückt gemacht hat. Wie könnte sonst der Meister Siquet so weich und schön sein! Eine herzklopfende Furcht überfällt sie. Sie rafft das Stroh zusammen und läßt das Händjelmesser niederlaufen.

Wär' er einmal krank, sie wird Tag und Nacht wachen. Wär' er einmal tot, sie wird nichts mehr essen und mit ihm sterben. Und jung bleiben und ihr Gesicht mit Milch waschen will sie um seinetwillen. Für ihn leben will sie, der nichts danach fragt. Und wenn sein Kopf grau wär', soll ihr Gesicht noch jung sein. An dem da, der ein steinerner Hofbauer war, würde sie einmal zerfchellen. Das



weiß sie, und darum ist sie mit ihm, und darum will sie alt werden neben ihm, wenn sie es nicht mit ihm darf.

Die Strohgarben plumpfen nieder, und er springt mitten hinein.

„Suzann“, sagt er, „hab' ich nicht 'mal mit Dir die Maclotte\*) getanzt?“

„Sicola! Getanzt hast Du, daß 'n Brett entzweiging, Meister Siquet.“

„Wenn Du noch Meister Siquet sagst, geb' ich's Dir!“

Da fälltelt sich in dem jungen, runden Gesichte ein herber Troß.

„Als ich auf den Hof kam, hast Du gesagt: Der Me i s t e r Siquet bin ich! — Ich werd's immer sagen, verlass' Dich d'rauf.“

Er pfeift durch die Zähne. Sie hält inne.

„Du bist Eine! D, du bist Eine! Eine macralle\*\*) bist Du!“

„Ich trake Dich nicht, Meister Siquet. Ich wollte nur, ich könnte hier singen. Laß mich singen, Meister Siquet.“

Das versteht er nicht. Ein Bannmädchen ist eine Drollige. Sie passen nicht auf einen Bauernhof. Punktum! Der verhaßte Gedanke bohrt sich in seinen Kopf, und heftig bricht er los:

„Hör' mal, Suzann! Jetzt mußt Du die Gemeinschaft mit dem Schmuggler-Ronard d'rangeben, wo Du jetzt auf meinem Hof bist! Er hält's mit den Kantinenwirten. Er schmuggelt ihnen die Kisten und Fässer voll. Und die Kantinenwirte sind so in dem Militärischen drin. Und du weißt doch, wie ich mit dem Militärischen stehe. Sie haben mir drei Kilometer Bannland eingesackt. Sie

---

\*) Wallonischer Nationaltanz.

\*\*) Heze.

waren Juden! Zu uns Wallonen sind sie gekommen, um die Ländereien für eine Spedschnitte zu haben. Sie haben uns den Truppenübungsplatz mitten ins Land gelegt! Und mir fast in meinen Schieferbruch. Sieh' Du mal, Suzanne!"

Er holt den Rechen und schrammt mit einigen Strichen die Lage des Terrains in den Heusamen auf dem Tennboden ein: „Hier in dem Boden liegt der Schießplatz, siehst Du? Weit drüben überm Wolfsvenn mein Schieferbruch. Dazwischen die Sumpfbäche, siehst Du? Die müßt' ich umleiten. Ich muß sie umleiten, weißt Du! Sie hindern mich. Sie durchweichen mir den Boden. Sie machen mir die Arbeitsstelle ungesund. Sieh' Du mal!“ Er reißt sie am Arm zu sich her. „Wenn die Sumpfbäche um den Grenzstein laufen könnten, ein wenig in ein Endchen des Schießplatzes hinein und hinüber zu den Bächen des Warcheflusses —! Siehst Du? So! Siehst Du denn, hai? Der Grenzstein müßt' zurück! Was tät's der Militärverwaltung, hai? Mir tät's viel. Meinst Du, sie wird's tun? Nein, fefeio\*). Sie gibt kein Ripfelchen ab. Sicola! Du kennst die Deutschen nicht. Jeder Deutsche ist 'n Wachtmeister. Wenn sie uns anschnauzen, gehen wir unserer Wege. Die Soldaten sind jetzt die Herrn im Dorf. Ihr Mädchen geht ins Lager die Kartoffeln schälen. Du auch, Suzann', Du warst immer die Schlimme. Und jetzt hast Du nichts mehr mit dem Militärischen zu tun und nichts mehr mit dem Dihan-Djosef Konard. Jetzt, wo Du auf meinem Hof bist! Richt' Dich danach! Gewitter Donnerkeil!“

Seine grellen Augen werden greller, sein langes Gesicht länger. Und er ist zufrieden mit sich. Er hat einen

---

\*) Mädelchen.

Grund mehr zum Hassen, und das ist angenehmer, als sich sagen zu müssen: Der Schmuggler-Monard ist dir zuwider, weil sein Gesicht so lachend ist, seine Augen so schalkhaft. Und weil's der Suzanne Bazenhannes so gefallen könnte!

Breit und globig fällt sein Schatten in die Sonne. Das Scheunentor knarrt in die einsam mittägliche Stille. Es fällt hinter dem Davongehenden zu. Da ist die Sonne weg, und dämmerig liegt die Tenne. Von den Dachrizen herunter sidern die Lichtstrahlchen. In schrägen Strahlen wirbelt der Staub hinein. Aus dem Stalle ein Mumpfen und Brummen. Draußen rasseln die Tränkeimer. Mit sanftem Nieseln sidern die braunen Gewässer in die Wiesenfurchen. Und fern überm Bann wallt eine zerfaserte Nebelwolke.

Hinter den Ställen steigt der Boden hügelig an, das Stück einer verrosteten Röhre steckt in dem Hügel und fängt ein Quellchen auf. Der Wasserstrahl quillt in weitem Bogen in den hölzernen Trog. An die Röhre hängt Suzanne den Eimer und lehnt wartend gegen die Hügelwand. Da hört sie hoch auf demselben im Pfad Schritte. Aber ihr halten sie an. Jemand beugt herab und lacht halblaut.

„Man kennt Dich nicht mehr, Suzanne. Ich wollt's nicht glauben. Aber wahrhaftig, es ist so. Du singst nicht mehr.“

In den Stallgeruch mischt sich der Duft einer Zigarre. Sie sieht auf und in Dihan-Djosefs Gesicht. Es ist bartlos und pergamenten. Die Bannsonne hat's ausgedörret. Aber paßig schaut's drein, und wenn es lacht, fast frech. Da sie von ihm weg sieht und mit fast ängstlicher Hast in den Hof zurück, wipelt er:

„Binameie!\*) sprechen darfst Du doch noch, oder will er auch das nicht? Dann geh' ins Kloster. Geh' zu den Beguinnen, da kannst wenigstens laut beten. No, ich seh's, jetzt möcht'st' was sagen, hai?“

Sie hebt den Eimer von der Röhre, stellt ihn nieder und stemmt die Hand in die Hüfte.

„Wenn's Gewitter vor mir eingeschlagen hätt', könnt' ich nicht verwunderter sein. Dazu gehört 'was, so am hellen Tage 'rumzulaufen, wo die Grünröde hinter Dir her schnupfern, o waye, dazu gehört 'was, so 'n frecher Dihan=Djosef wie Du einer bist.“

„Die Gabelous (Spürnasen) hai, die!“ er zerknittert seinen Zigarrenstumpf und wirft ihn über das Mädchen hinweg. „Die müssen schon klüger werden, bis sie mich Klugen aufspüren. Weil ichs Gesicht dann schwarz hab', kennen sie mich nicht mehr, wenn ichs weiß hab'.“ Er schwipft mit dem Finger. „Ei, die Dummköpfe! ei, das Rindvieh! Man müßt' ihnen Hörner ansetzen, wie dem Châles Siquet —.“

Von der Scheuer her schrillt ein Pfiff. Dihan=Djosef hält inne. Suzanne bückt erschrocken über ihren Eimer. Am Scheunentor steht breitbeinig Châles Siquet. Seine Stimme prallt. „Heiliger Name —! Geh' weiter Schmuggler=Konard! Bettelvolk und so'n Clique wie Dich dulde ich nicht auf meinem Hofe!“

Dihan=Djosef steckt sich eine neue Zigarre an, vergräbt die Hände in den Taschen der blauleinenen Hose. Herausfordernd wirft er sich in die Brust. Lacht und pfeift und sagt zwischendurch:

„Ah sicola! Dorfbaron, man müßt' Dir auch hier einen Grenzstein setzen, daß Du weißt, wo Du Dein

---

\*) Bielliebe.

Maul zu halten und andere Leut' nicht zu schikanieren hast!"

„Gehst nicht, hin?“

„Wenn's gefällig ist — nein!“

„Paß' auf! wirst gleich laufen.“

„Das wollen wir sehen. Aber Du sollst Dich nicht langweilen, Gevatter. Ich will Dir 'was vorpfeifen.“ Sein Pfeifen gellt. Es ist ein bekanntes anzügliches Wallonenlied vom Dihan-Djöséf, der die lieben, kleinen Wallonenmädchen nicht in Frieden läßt. Bricht aber im Pfeifen jäh ab. Suzannes Aufschrei gellt in das Brodeln des Wassers. Aus der schmalen Scheuertüre heraus blüht der Lauf einer Jagdflinte.

„One!“ (Eins) zählt Châles „bis drei drück' ich ab. Suzanne, geh' mir aus der Schußlinie! — deuss! —.“

Der Pfad ist leer. Über den Hügel zurück hallt eine Drohung. Châles läßt die Flinte in den Arm gleiten und tritt aus der Scheuer heraus.

„Tins! So verjagt man Raubzeug.“

Suzanne muß den Eimer niederstellen. Ihre Knie zittern.

„Es darf doch einer noch den Pfad herauf kommen,“ sagt sie ihm gereizt. Er starrt sie von unten herauf grell und durchdringend an. Unter seiner rauhen Gesichtshaut läuft das Blut zusammen.

„Warum Du schlecht bist, weißt Du? Du führst sie alle an der Nase herum, den Konard und andere! Heirat' den Konard! Ich rat's Dir an, heirat' ihn!“

Er dreht ihr kurz den Rücken und tappt um die Stalldecke. In ihm bricht ein Tosen und Hämmern los. Wider die Herzwände klopft's ihm, als müsse es da eine Bresche einschlagen. Und über allem eine wilde, sehnennde Stimme: Heirat' ihn nicht! Heirat' ihn nicht!

Ehe er um die Stallecke verschwindet, dreht er sich noch einmal um. Sie steht mitten im Hof und scheint noch auf Worte zu lauschen, die nicht verhallen wollen. In ihm springt der Trotz der Krafnaturen. Er könnte sich grausam freuen, sie im Leide zu sehen. „Heirat' ihn!“ ruft er heiser zurück, geht in den Stall, klappt die Türe hinter sich zu. Sie sieht verstört hinüber. Und dann ist's ihr, als wäre sie auch hier fremd geworden, wie zu Hause in der Bapenhanneskantine. Als habe sie kein Recht mehr, in der Küche neben der Herdbank zu stehen und das Knodern der Mam' aus der Stube heraus anzuhören. Und als wisse sie nur einen Weg — einen ins Moor zurück, zwischen Binsen und Rohrkolben. — Ein Bennisbädehen tut nicht gut neben dem Hofbauer. Vielleicht hatte die alte Mam' nicht Unrecht.

Sie hört Meister Siquets hölzerner Stimme nach Jäc rufen. Der ist nicht da. Der ist immer nicht da. Daß ihm ein Husard auf sein dummes Maul falle! Daß des Teufels Großmutter seine Schwiegermutter werde! Ah sicola! was ein faules Laster! Was ein dicker Dreck!

Die Mam' sagt und nickt: „O waye!“ Die alte Mayanne, die ausbittsweise auf dem Hofe ist, sagt's auch. Die Mäher sagen's auch. Wo der festsißt, der Liederlich?

Er sißt in der Bapenhanneskantine. Er muß trinken. Die Polly will's. Er muß zahlen. Die Polly will's. Ei, weil's die Polly will; Er muß, er muß! Und trinken ist nicht schlecht. Ei, Gewitter! nein! Er singt. Er gröhlt. Wenn man lacht, ist er froh. Wenn Polly lacht, ist er sehr froh. Arm in Arm schwankt er mit den Soldaten. Und wenn sie seiner müde sind, werfen sie ihn in den Straßengraben. Da mag er liegen und sich ausschlafen. Und schläft ein und lallt Polly. Und wacht auf und läßt sich von Polly abbürsten und trinkt weiter.

Der Eremit war einmal gekommen und hatte Bildchen unter die Soldaten verteilt und ihnen weitere versprochen, wenn sie nicht mehr fluchten. Dem Jäck sprach er eine lange Epistel, bis der zu flennen anfang, denn er trank sein zehntes Glas Bier, abgerechnet den Schnaps. Und sagte ihm, gut sei es, wenn er sich zum Curé führen lasse. Der Dorfcuré ist keiner, der Gottlose mit Bildchen belehrt. Aber er hat Widerhaarige seiner Pfarrei schon mit dem Stecken Mores gelehrt. Das kommt, er hat die wallonische Galle im Blut und den wallonischen Witz im Munde. Und wenn ihm die Fremden auch sein stilles Wallonendorf voll Geschrei und Weltlust machen, er sagt's doch herb und derb heraus:

„Der Eremit von Malmedy ist ein Narr. Er soll in seiner Eremitage bleiben und das Lämmlein hüten.“

\* \* \*

In Malmedy brennt die Sonne überm Kirchweihfest. In einer Backofenhitze schimmert der Peter- und Paulstag. Es wird ein Gewitterregen herniederrauschen und Leinwanddächer der Verkaufsbuden einschlagen und dem wahren Jakob den bunten Kram vom Boden wegschwemmen. Darauf freuen sich die Wallonenleute am Markt. Man wird Bauernweiber die steifen Röcke schürzen und wie eine wirre Herde davonlaufen sehen. Und wird sich freuen, weil man trocken ist.

Die Karouffells drehen mit lärmender Musik, die Riesendame prangt ein paarhundertpfündig. Und das Volk wogt und die Kinderpfeifen schwirren. Die Trompetchen plärren. Das Lotterierad knarrt. Heisere Stimmen, Krähen und Lachen. Ein dickgeschwollener Lärm. Und schwitzende Menschen sagen, sie kriegen einen Schlag. Aus dem Hochamt strömt die Menge.

Und die liebe Sonne kocht ihnen die Häupter warm, beleuchtet prächtige Gewandung. Kirchweih! Kirchweih! Nur einmal im Jahre der schöne Spektakel! Nur einmal im Leben s o l c h e Kirchweih!

Soldaten sind da. Drei Tage Einquartierung. Auch der 161er von Elsenborn, auch die Polly und natürlich auch der Jäck Siquet. Höh Fiësse in Malmedy! Man muß dabei sein. Man geht wallfahrten. Zur wundertätigen Krankenmuttergottes oder zum Antöne der Eremitage!

Festlich und hell hat der Eremit sein Kapellchen geschmückt. Er wird läuten und beten. Er wird Kaffee kochen und gute Leute, die Kuchen bringen, zu Gast laden.

Es kommen gute Leute: zum Beispiel die Suzanne. Die alte Mam' hat sie geschickt, im Sacktuche die dicken Kuchenstücke eingeknotet. Ein Häuflein Frauen und zwei, drei Männer. Fünf Schritte vor ihnen her der Châles Siquet. Sie haben gebetet. Der Schweiß tropfte. Die Zunge klebte. Der Eremit wird guten Kaffee brauen. Vorbei an den lärmenden Buden, die stille weiße Landstraße ins Bevercétal hinein, ins wunderschöne Tälchen. Man malt's auf Ansichtskarten. Und einen verschwiegenen Weg hinein ins Laubbichte, steil und grübdämmerig, feierlich und verzaubert. Hinauf, hinauf! In einer Waldlichtung das in der Waldeinsamkeit versunkene Gotteshäuschen und eines Menschen Häuschen, niedlich und zerfallen und still. Eine weiche, saftgrüne Wiese ringsum. Und höher hinauf die Waldhügelfette. Die Waller lagern und warten. Es wird das Glöcklein klingen, das sie zur Andacht ruft. Von Malmedy kommen sie zu zweien und dreien, und viele lichernde Neugierige. Es soll da ein wunderlicher Eremit sein. Man muß ihn sehen. Und Soldaten und belgische Touristen. Sie steigen weiter



den Waldhügel hinauf, den schönen, den zaubrischen. Es könnten Elfenhaare im Laubbichten flattern.

Drei Lärmende steigen herauf. Polly zwischen ihrem 161er und Jäck Siquet. Der ist angetrunken. Im ersten Stadium eines kompletten Suffs. Dann singt man noch. Jäck gröhlt. Seine Stimme schnappt über. Polly will ihn abfallen lassen. Er hängt an ihrem Arm. Es geniert sie, daß die Leute lachen. Er läßt nicht locker. Der Weg ist steil und steinig. Ein Milchnebel schwebt ihm vorm Gesicht. Polly, süße Polly, sie muß ihn halten.

„Daß das Schwein los!“

„Ich krieg'n nit. Er reißt mir die Bluse entzwei“. Da langt der 161er herüber, haut dem Trunkenen auf die Hand, daß er Polly los läßt, taumelt.

„Fall hin, datste quieckst, Du klöziger Dreschflegel!“

Jäck jagt den beiden mit fuchtelnden Armen nach.

„Dreschflegel?! Oho! Sagt er das, Polly? Kratz' ihm eins! Dreschflegel? Oho! Rawärdoz!“

Er stolpert; wo er liegt, bleibt er, aber hält die Schirmspitze Pollys. Sie herrscht ihn an:

„Steh' auf! Stehste auf! Du willst kei Dreschflegel sein?! Du bist noch a viel mehr. Mensch! Bieh! Du blamierst mich! Du hast kei Lebensart!“

Sie reißt ihm den Schirm aus der Hand und fort. Er hockt und knobert stille Verwünschungen. Da hebt ihn einer auf die Beine. Nicht zart. Es ist der Châli.

„Jesus! Mater! Hast Du keine Scham mehr? Hepp! Bleib stehen.“

Jäck stößt ihm den Finger auf die Brust. Und ernst und wichtig:

„Bruder, bin ich ein Dreschflegel?“

Der schüttelt ihn.

„Wärst nur noch einer! Früher warst einer, und da konnte man ruhig sein. Jetzt hat Dich eine ans Narrenseil gebunden. Ihr Tanzbär bist Du, ihr Harlekin — und viel mehr! Und jetzt kann man nicht mehr ruhig sein—“.

„Bruder, wenn Du erklärst, daß ich ein Dreschflügel bin —“.

„Nach jetzt keine Redensarten, Du! Jäck, Gamin! Als wir noch die Siquetbuben waren, gab ich's Dir mit der Peitsche, wenn Du nicht pariertest. Dann hat der Vater gesagt — selig sei er — : hau ihm die Knochen entzwei. Du bist der Älteste, der Hoferbe! — Jäck, ich bins heut' noch. Ich müßt Dich noch peitschen! Ich müßt's noch. Viellieber guter Gott! So'n Schlechter bist Du geworden!“

Der stößt mit beiden Ellbogen, um sich freizumachen.

„O Du! Hör' Du! Gib mir mein Erbe! Deines kannst Du behalten und Deine Grobheit und Deine Peitsche. Den Bauernkittel häng' ich Dir an die Mistgabel und sag' adjüs und gehe!“

„Oho! Du gehst? Wohin?“

„Heil'ger Herrgottsname! Wohin sie will, nicht wohin Du willst! O nein, sicola“.

Châles verschränkt die Arme. Seine Stimme grollt heiser.

„Bist Du ein Siquetbauer? O nein, Du bist ein Handwerksbursche!“

Jäck fuchtelt ihm mit dem Arm vorm Gesichte.

„Ich bin, was sie will, hai, willst Du 'was? Ein Handwerksbursche! Ja, es ist lustig.“

Aus Châles schweratmender Brust gurgelt der Groll herauf.

„Die Fremden! Guter Gott! Die Fremden haben auch ihn! Überall im Bann ist der Fremdengeruch. Man

kann nicht mehr seine Ruh' haben.“ Das Eremiten-  
glöcklein tönt ihm in seine Worte. Die Leute raffen sich  
auf, gehen zur Kapelle. Ruhiger spricht er:

„Jäck, Du und ich! und weiter hat der Siquethof  
keinen. Denk jetzt nicht dran, daß ich Dir die Peitsche  
geben müßte, ich der Älteste und Erbe. Denk' dran,  
wie Du auf meinen Schultern geritten bist, Du der kleine  
Bub auf dem Großen. Und da durstest Du mich peitschen,  
denn ich war Dein Pferd und Du mein Reiter. Du hast  
drauf losgeschlagen. Ich hab die Zähne aufeinander-  
gebissen und nicht Au! gesagt. Ich hab' Dir die Freud'  
nicht nehmen wollen. Und ich hab gelacht. Jetzt bist noch  
immer der kleine Bub' und ich der große, und es ist noch  
immer so wie damals. Ich wollte Dir auch jetzt nicht die  
Freud' stören, wenns nicht Dein Unglück wär'. Jäck, mein  
kleiner Gamin, es soll doch Dein Unglück nicht sein, hai?“

Jäck wulst murrend die Lippen:

„Es ist nicht mein Unglück!“

„Es ist nicht Dein Glück!“

„Weißt Du 'was vom Glück?“

Da geht Châles Siquet und steigt in die Kapelle.  
Er weiß nichts vom Glück.

Aus der Walddichtung stapfen sie alle her. Fromm  
singt das Eremitenglöcklein. Der Wald flammt grün-golden.

Ein Lied hallt aus der Kapelle. Die Waldhalle  
nimmts feiertägig auf.

Eine kommt nach. Die hat bis zuletzt gewartet.  
Die möchte den Jäck mit sich nehmen. Er winkt ihr.

„Suzann'!“

„Du kannst nicht grad' stehen. Meiner Treu! Du  
siehst nicht staats aus. Ich möcht' mit Dir nicht über den  
Markt gehen.“

Er zeigt über die Schulter zurück zur Kapelle.

„Er ärgert mich.“

„Er ist der Ätzt!“

„Ich hab' ihn gepeitscht, denk' 'mal. Da war ich noch ein Bub'. Er ist hart, der Châli.“

„Ei, man spricht nicht gut über Dich, Jäc.“

„Ei, über Dich auch nicht, schweig, fefeie!“

„Was könnt' man reden, hin?“

„Man sagt: ihr Geschäft ist nicht sauber auf'm Siquet-hofe.“

„Ihr Geschäft sagt man? Weißt Du das, ihr G e s c h ä f t?“

„Daß ich tot falle! Dein G e s c h ä f t sagt man.“

„Dann müßt ich wohl vom Hof weg, Jäc.“

„Dho! Ich mein', tu's nicht. Er wird's nicht aus-halten.“

Sie sieht ihn an. Da kann er nicht weiter sprechen.

„Er w i r d's aushalten, Jäc!“

„Ich mein' nicht, Suzanne; wenn wir beide gehen — ich mein' nicht, Suzanne.“

„Gehst Du mit? Wahrscheinlich nicht mit mir. Mit mir geht doch kein Mensch.“

„Wenn Du mein Schatz wärst, ging ich mit Dir. Aber Du bist nicht mein Schatz, bin, so gehe ich mit der Polly.“

„Fort?“

„Ganz fort.“

„Wohin?“

„Weiß ich's? Sie will hier 'raus. Wenn sie will, sagt sie mir wohin. Aber sie will noch nicht.“

„Jäc, kleiner Narr, geh' heim, schlaf Dich aus. Du bist voll.“

„Daß ich tot falle! Ich bin nicht voll. Frag ihn'. Er weiß es. Leid tut's ihm.“

„Meinst Du den Meister Siquet?“

„Ich mein' den.“

„Du hast'n falsche Meinung, Jäck. Wie kann's Leid in de n Mann kommen!“

„Abin! wenn er's sagt —.“

„Er sagt's?! Hör' 'mal: er sagt's nicht!“

„Sowie ich Dir's jezt sag'. Mein Unglück möcht' er nicht.“

Ihre Blicke wehen zu ihm.

„Und sag', Jäck, so ganz anders war da seine Stimme — ganz anders, vielleicht weich — vielleicht war etwas drin, das nicht mehr so weh' tut, wenn er spricht. Siehst Du, Jäck, so möcht' ich ihn einmal hören, so wenn er sagt, daß er's Leid hat.“

Die Stimme zittert ihr verschämt und traurig. Ihre Hände nesteln an dem Goldkreuz, das ihr am Halskettchen baumelt. Jäck glost sie teilnahmsvoll an.

„Gelt Du! Er läßt Dich hart an? Der Châli ist ein Steinerner, weißt Du. Er dürft' nicht hart sein. Mit Dir nicht. In Dir ist viel Gutsein. Die Polly ist nicht so, weißt Du. Aber Du bist auch nicht so wie die Polly. Sie ist eine Macralle, weißt Du. O eine Feine! Wenn sie einmal beißt, mich wunderts nicht.“

Er lacht seine Freude und helle Liebe. Suzanne sieht ihn verwundert an.

„Weißt Du, was der Mossieru Eremit sagt? Er sagt: ‚Die Lieb' ist Sünd'. Im Dorf ist jezt so viel Sünd', weil jezt so viel Lieb' da ist. Sie ist doch nicht schön, die Lieb'. Sie ist so 'was Häßliches. Man kann nicht mehr singen. Man hat eine Qual — o eine Qual!“ — Ihre Augen weiten sich und wirren, und ein flammendes Leuchten zuckt auf und verweht. „O guter Gott! ich hab' so viel Haß gegen die Lieb'!“

Von der Kapelle herüber ein wogendes Gebrummel von Männer-, Frauen- und Kinderstimmen. Mit hellen Piepserchen jauchzen die Vögel hinein. Weiße Falter wehen im grünen Licht. Eine große, feierliche Freude ist auf dem Waldhügel. Die Worte Suzannes hallen mißtönend hinein.

Jäck fühlt, wie die Schwere aus seinen Knochen weicht. Die frohe Feierlichkeit und waldkühle Reinheit strömt um ihn wie ein frisches Bad. Mit erwachenden Augen sieht er um sich.

„Was sagst Du da, feseie?“ fragt er. „Schweig' still, feseie! Aber Du hast Recht. Wenn man's geschmeckt hat, dann ist man verheert.“

„Die Lieb'?“

„Die Lieb', feseie.“

„Geschmeckt hast Du sie?“

Ein Lächeln fährt wie Sonnenschein über sein Bauern- gesicht. Er fährt mit der breiten, verquollenen Hand über den Mund. Wie nach einem üppigen Mahle.

„Gefüßt hat sie mich, die Polly! Derzeit ist's so, aye. Ich weiß manchmal nicht, ob das ein guter oder böser Zustand ist.“

„Und darum willst Du mit ihr — wegen dem Ruß — wegen so 'was?“

Sie muß sich niedersetzen. Sie hat das nie gehört. Es gibt ihr geheimnisvolle Schauern wie eine düstere, melancholische Sage, die man glaubt. Ein abergläubischer Schreck schlägt ihr ins Gebein. Jäck steht zusammengesunken, läßt die Arme wie Hölzer hängen.

„So 'was ist 'was! Oh feseie! — Eijeiei!“ fadelt er auf, „so küssen wir Bauern nicht.“ Schnalzt.

Sie nimmt's wie eine Offenbarung. Und leise:

„Du meinst das, was Du da an den Ruß hängst?“

„Das!“ schmalzt er wieder.

Sie legt die Hand um das emporgezogene Knie.

„Und so schön war's — was wir Bauern nicht kennen?“

„So schön war's!“

Sie schwiegen beide. Von der Kapelle her wallt die Gebetswooge. Die Sonne gleißt in dem Fensterchen der Einsiedelei. Ganz leise sagt Suzanne:

„Jäck, hör'! So ist die Bauernlieb' nicht.“

Er schüttelt den Kopf, sagt nichts. Sie schweigen lange. Da ist sie lautlos neben ihn getreten. Ihr Kopftuch ist zurückgerutscht. Ihre Augen geben einen blanken Schein. Wie fahles Mondlicht auf dem dunklen Waldweiher! Ihre Lippen quellen rot.

„Jäck, hör' noch! Ich hab' die Bauernlieb' nicht!“

Ein Schurfen und Stapfen in dem schmalen Gange der Einsiedelei. Die Menge strömt aus der Kapelle. Jäck flieht vor dem Bruder.

„Gott behüt', Suzann'!“

„Gott behüt', Jäck!“

Die Menschen zerstampfen die Wiese. Die Stimmen hallen verloren zwischen den Hügeln. Der Châli kommt langsam auf Suzanne zu, setzt behutsam den Strohhut auf. Er könnte zerdrückt werden. Man muß acht geben.

„Du treibst Dich herum,“ knorrt er. „Ist das'n Wallfahrt?“

Sie macht eine Kopfbewegung nach Jäck, der den Pfad zwischen dem Gestrüpp hinuntersteigt. Da meint er:

„Ich möcht' ihn unter den Augen behalten. Komm!“

Sie durchschreiten die Lichtung und nebeneinander den holprigen Waldweg. Die Hände schiebt er unter den Kittel auf den Rücken. Ein Kittel für Herrenbauern, funkelnagelneu aus der Malmédyer Kittelfabrik, mit

Treffen bestückt und eine blanke Schnalle am Kragen. Zu dem langsamen Marsch seiner Schritte sagt er schwere Worte:

„Wenn Du mit ihm red'st, vielleicht hört er d'rauf. Ich und die Mam', wir sind nicht die Rechten. Die Mam' ist streng, weil sie fromm ist. Alle Menschen müssen bei ihr brav sein. Ich Bin — ich bin zu früh der Siqueterbe geworden. Mit dem bin ich auf die Welt gekommen. Wir sind nebeneinander aufgewachsen. Dann wurde der größer als ich. Und ich geh' jetzt neben ihm her wie sein Schatten. Ich sag' Dir's, Suzann', der Schatten darf nicht über den Siqueterben hinausfallen. Er darf nicht größer sein als Der!“

Er hält inne. Suzanne hört nicht mehr auf ihn. Sie packt seinen Arm und will ihn auf dem Waldweg weiterführen und nicht den Pfad abzweigend, der den Weg abkürzt und steil und eng zwischen Gebüsch abfällt. Er steht verwundert. Scharf spähen seine Blicke in die grünen Überhänge des Pfades. Ein Kopf taucht auf. Ein schwarzer Bauernstrohhut. Die Zigarre dampft. Einer in der tuchenen Toppe. Der Schmuggler-Ronard. Er trägt ein Gebund Kerzen. Châles grelle Augen stechen Suzanne in den Grund.

„Ausweichen soll ich?! Dem da?!“

Er wirft die Schultern zurück, daß die Knochen knacken. Sie drängt vor ihn, sie stemmt sich gegen ihn.

„Wenn Dich wer kränken könnt', ist's keine Blamag' auszuweichen!“

„Mich kränkt keiner! Heil'ger Herrgottsname! eh' er's kann, hab' ich ihn niedergeschlagen. — Bleibe drunten, Ronard! Der Meister vom Siquethof muß erst vorbei!“ stürmt schon in den engen Pfad hinein. Geröll und Sand wälzt ihm nach. Von unten herauf stößt Ronard vor. In



der Mitte des Pfades treffen sie zusammen. Sie müssen sich am Gebüsch halten. Steil ist der Abhang. Nonard reißt den Mund auf und brüllt vor Lachen.

„Cumint?\*) Ich soll Dir ausweichen? Dem Châli Siquet? Kennt man ihn nicht? Ei Gewitter! man kennt ihn! Kawåde! Dir komm' ich auf die Fährte! Dir klopfe ich einmal auf die Pfoten. Man kennt Dich doch, Châli Siquet!“

„Platz gemacht, Schmuggler-Nonard!“

Der steht breitbeinig.

„Gupf' mir über die Schulter, Kluger!“

Da schlüpft Suzanne unter Châlis erhobenem Arme durch, umhast den Nonard, drängt ihn gegen die Buschhecken, hält ihn gepreßt und reißt seinen Kopf gegen ihren. Er muß sie um die Hüften packen, um sich zu halten. Er brüdt sie. Sie aber dreht den Kopf

„Geh' vorüber, Meister Siquet!“

Er zögert, er ballt die Fäuste. Nonard lacht und schmaßt ihr ins Gesicht. Fluchend stapft Châli vorüber.

Nonard sagt:

„Man tanzt bei Boy und bei Lorent. Es wird da ein Charivari hui, ei! Kommst Du?“

Da ist sie von ihm weg und dem Châles Siquet nach. Der schwenkt den Arm hinter sich:

„Nicht neben mich! Hinter mir!“

Sie sagt demütig:

„Meister Siquet, Nun konnt'st Du vorübergeh'n.“

Er erwidert nichts, stapft hurtig. Sie sieht wie sein Nacken rot ist. Seine Fäuste schlankern. Ein erstidter Schrei würgt ihr heraus:

„Meister Siquet, ich hab' so die Angst — die Angst!“

---

\*) Wie?

„Ich hab' keine!“

Wuchtig und grob. Sie stapfen im Schatten der Chausseebäume. Links der Friedhof, rechts die Papierfabrik. Staubwolken wirbeln auf der Landstraße. Die Stadt ist ausgestorben. Der Jahrmarkt lebt, lärmt.

Und weiter stapfen sie. Zur Stadt hinaus. Stundenweit. Er raucht. Sie hat den Rock über die Hüften gestülpt. Sie ächzt ihm nach mit ausgetrocknetem Halse. Er sucht Wege quer durch Felder und Heide, ganz halbsbrecherische. Die Luft vom Bann herüber trocknet den Schweiß. Mitten im holzigen Gestengel des Ginsters bleibt er stehen, klopft die Pfeife aus.

„Du kannst schon heimgehen, Suzann'.“

Er streckt sich aus. Den Hut deckt er auf's Gesicht, daß die Sonne ihn nicht blende. Das Mädchen schleppt sich weiter. Weit hinter einem Torshausen fällt's hin. In schwerer Müdigkeit schläft's ein.

Die Sonne ist hinter der Horizontlinie versunken. Die Benschatten dämmern. Klar und durchsichtig wie Krystall spannt der Himmel darüber. Die Mondfichel schwimmt schon im Blauen.

Ein Einziger stapft heim. Seine wuchtigen Schritte humpen in die Totstille. Am Torshausen steht er. Da schläft sie noch. Châles Siquet weiß nicht, was er machen soll. Ob er sachte mit dem Fuß gegen ihren Arm treten soll? Oder rufen? Oder weitergehen? Er denkt: weitergehen! Aber bleibt. Sie atmet hoch. Ihr Mund ist halboffen. Die Zähne blinken, gesunde und weiße. Die Arme liegen um den Kopf. Châles Siquet weiß nicht, ob das schön ist. Er möchte nur, daß er weitergehen könnte.

Er holt die Pfeife heraus und brennt sie an. Steht und raucht und starrt. Der Meister Siquet raucht einen

Knaster, der einen Engbrüstigen umwerfen könnte. Sie riecht's und hat einen schönen Traum.

Da geht er davon. Und pafft. Der stoßende Atem schnauft ihm herauf. Er erstickt fast. Und steht. Um ihn wallt der Tabaksdampf. Wendet kurz um und stapft zurück. Über die Schlafende bückt er und schüttelt ihre Hand, und rüde:

„Steh' auf! Hör 'mal, steh' auf!“

Sie schnellst empor. Die Augen quellen ihr ver-schlafen. Wirr hält sie seine Hand fest. Ihre Finger um-trampfen sie. So geht sie mit ihm. Die Hände ineinander. Zwei Arbeitshände, quallig und schweißend. Sie sprechen nicht. Er raucht nicht. Die Pfeife wird kalt. Sie atmet stark. Sie möchten die Hände loshaben. Sie können nicht. Sie sind verankert. Sie haben ein schweres, dufttraubendes Empfinden. Die ersten Häuser kommen in Sicht. Da stehen sie. Er sagt bekloffen:

„Ich möcht' mich schnäuzen.“

Sie lassen die Hände looser. Er sucht nach dem baumwollenen Sacktuch. Sie wartet still. Dann geht er weiter, die Hände unterm Kittel auf dem Rücken. Da reißt sie ihm die Hände heraus und drückt ihr Gesicht hinein und küßt sie. Und läuft von ihm fort hinter den Dorfhäusern her zum Siquethofe.

Hai, was war das? Ist das wieder so 'was Berrüdt'es? Bennis Mädchen tun das. Manchmal so 'was, das man nicht begreift. Ein Hofbauer nicht. Das Bennis macht sie so, das einsame, trostlose.

Es kommen Bennis Mädchen. Eine ganze Schar. In breiten Schürzen. Sie liegen noch in den steifen Bügel-falten. Die Catrenne, die Anne=Djösès, die Plone, und in den Arm gehenkelt die andern. Sie stoßen sich an. Sie knuffen sich in die Seite. Und biegen im Ruckern und

Krähen. Hai, der Hofbauer! Hai, der Knorrige soll 'mal 'rüberguden! Man geht nicht an bacelles vorüber und guckt nicht. Es soll eine hinlaufen und ihm untern Arm krabbeln. Ob er kitzlig ist? Ob er verliebt ist? Nein, er ist nicht verliebt. Er ist ein Hartiger. Man soll ihn auf den feisten Rücken schlagen. Man soll einen Torfkuchen nach ihm werfen.

Man wirft.

Er schießt zur Seite. Ein herausgeknurrter Fluch.

„Bennmädchen, ich geb's euch!“

„Meister Siquet, Du bist ein Reibeisen! Du bist eine Bürste, Meister Siquet! Wenn's gefällig ist, dreh' Dich 'rum. Louk! Such' Dir eine aus. Durst haben wir alle.“

Und die Catrenne mit ihrem Bierfaß:

„Loukoz! Der Meister Siquet hat'n neuen Bântalon an! Der hat'n Schnitt — einen Schnitt hat er, ui, eijei!“

Und die Plone mit der anstoßenden Zunge:

„Man müßt' dem Meister Siquet seinen Bântalon aufkrepeln, wenn er durch's Benn geht.“

Die Anne-Djösef faßt ihr Kleid zusammen und plumpft in weiten Sprüngen auf den Hofbauern zu, fährt ihm in die gemächlichen Schritte und krepelt ihm die Hosenbeine auf. Über den niedern Schuh sieht man die blauen Soden. Er tritt aus. Er schlenkert das Bein. Fernher krähen sie und schwenken die Arme. Hofbauer! er soll eine Runde zahlen. Hofbauer! man nimmt keine Dienste an, die man nicht zahlt. Uijejei, Hofbauer! er soll nicht grün sein. Die Läuſ' fressen einen auf, wenn man grün ist. Das sagt die Catrenne und die Anne-Djösef und die Plone.

Er schießt zur Seite und knurrt nicht und flucht nicht. Und schmunzelt. Sie sind um ihn. Sie knuffen ihn an den Arm. Sie juden mit der Schulter an seine.

„Hein, Hofbauer, zahlt Er nun die Kunde oder nicht?“  
Und breiter wird sein Schmunzeln. Das muß gesagt sein. Das muß wirklich gesagt sein, sie sind zum Berreden hübsch. Aye, aye, hübsch fest, ganz hübsch fest und herausgefüttert, und flammend rote Backen, und glitschglattes Haar. Aber der Plone — louf! Plon' ringelt's heraus, um die Ohren ringelt's ihr, kraus und pudelig, auch im Nacken. Ja, die Plone! Wenn die zur Kirche kommt, guckelt sie unterm Kopfstuch heraus, frech und geschick. Augen hat sie — uijeije! Kitzel, Plone! Hofbauer! Hofbauer! nun springt's dem in die Knochen. Sie ziehen ihn am Mittel, hierhin, dorthin — hai! hin zur Kantine! Ein Hofbauer ist eingefangen. Er zappelt. Hofbauer, eine Kunde! Es hilft Dir nichts. Herrgöttchen! was ein Drehfelsen von Hofbauer!

Der Bazenhannes stacert auf langen Weinen herbei, der macht Armschwenkungen, einladende und ganz feine herrenmäßige. Seine Kantine ist leer. Das Bier dunstet sauer.

„Wenn's gefällig ist, meine Damen, mein Herr — 'rom an die Tische! Lagerbier natürlich! One, deusse, treusse, qwat' — sieben Glas. Sofort, meine Herrschaften! Zwei Groschen das Glas. Wer bezahlt denn? Du Catrénne? Wenn's gefällig ist, nein! Das leidet der Meister Siquet nicht. Der ist comme il faut. Der hat's Noble im Blut. Bin, acht Glas, für mich eins mit.“

Sie liegen breit über den Tisch. Sie lachen. Wenn der Hofbauer nicht lachen will, klatschen sie ihm auf die Hände. Aber er lacht. Sie können trinken, oie Bennmädchen. Sie tragen die Milch ins Lager. Sie schälen die Soldatenkartoffeln. Die sind jetzt anders wie früher. Die sind nicht mehr dumm, die sind keine Stallkälber mehr. Sie wollen 'raus. Wohin? In die Stadt! Der Jean-

Bapiste, der bei den Soldaten war, ist nicht mehr heimgekommen, der Quérin-jean auch nicht, der Henri auch nicht. Sie sagen, es ist ein Sumpfloch, das da! — Draußen ist's schön. Man sieht's an den Soldaten. Hurra! die leben. Und wenn man einen Soldatenschatz hat — ei sikola!

Das sagt die Cattrénne und die Anne-Djösèf und die Plone. Und stoßen unterm Tisch zu. Mit genagelten Schuhen. Es ist ein Spaß. Sie krähen. Auwehe die Behen! Das Schienbein! Ei, was ein Spaß!

Und trinken.

Wie gesagt, der Kuckuck halte es aus in dem Sumpfloch. Keine Freud' ist da. Kein Tanz! Kein Weiberhut! Man möcht' plätzen, wenn man die Polly sieht. Warum keine Hüte? Der Curé will nicht. Man soll's durchsetzen. Man soll nach Weismes gehen in die Hutfabrik. Billig sind sie dort. Man kriegt ein schmuckes Band drumgenäht. Fix und fertig. Houtoz! Man müßt' gehen.

Das sagt die Cattrénne, die Anne-Djösèf und die Plone.

Die Plone sagt aber noch:

„Ich will totfallen, wenn ich nicht morgen abend gehe!“

Der Hofbauer sagt, er zahlt nicht mehr. Sie sollen heimgehen.

„Bleibst Du noch, Meister Siquet?“ fragen sie.

„Ich könnt' noch bleiben“, sagt er in der Trinkhitze Da wird ein Geschrei und Plone sagt wieder:

„Weißt Du, Meister Siquet, geh' Du heim und wir bleiben.“

Der hagere Baßenhannes reckt über den Tisch.

„Das heißt, wer bezahlt dann?“

Weit aus dem Dämmer heraus ein gröhlender Sang:

„Das muß patent sein,

Boll Templerbend sein,

So'n bißchen trallerallera —.“

Die Soldaten kehren von der Malmedyer Kirchweih zurück. Die Bannmädchen hupsen auf den schwappenden Bänken nach dem Takte der Melodie.

„Goupla!“ sagt die Cattrénne „da ist meiner dabei.“

„Und meiner!“ sagt die Anne-Djóséf.

„Und meiner!“ die Blone.

Wenn einer zwischen sie kommen will, soll er sie auseinander reißen. Hai ja, das soll er!

Der Hofbauer steht auf. Er mag gehen. Adjüs.

Baßenhannes geht drei Schritte mit ihm.

„Wenn Ihr öfter kommen wollt, Meister Siquet — ich hab' hinten 'raus eine Herrenstub', grad' wie im feinen Hotel drüben, wo die Offiziere verkehren. Und Damen kann man mit 'reinbringen — grad' wie drüben. Ei ja, was ich sagen wollt', die Polly geht mir 'rüber ins Hotel. Die will zu den Offizieren. Wenn ich jetzt die Tochter heimholen könnt' —.“

Châles scharrt herum. Vor seinem grellen Blicke fährt der Wirt zurück. Da scheint Châles sich zu entsinnen.

„Hai ja! Sie ist ein Bannmädchen. Fragt sie. Adjüs Baßenhannes!“

\* \* \*

Die Hecken liegen in breiten Schatten überm Weg. Eine glashelle Sternennacht zieht herauf. Die Häuser hocken klumpig im Feld. Es sind keine Lichter. Vor den Haustüren liegen die Familienkreise. Die Männer rauchen. Ein weicher, frommer Sonntagabend.

Von der Bahnstation her kommt einer geschritten. Die Grillen wandeln mit ihm. Ihr Zirpen ist wie süße, heimatische Melancholie. Von den Dorfhäusern herüber hallen Zurufe:

„Gu'n Nacht, Herr Curé!“

Er weiß ein wallonisches Wort für sie, ein gutes und verbes, einen Wiß auch. Wallonische Wiße sind Türöffner zu frohen Herzen.

Ein großer Mann, stark, grauhäuptig. Aufrecht und sieghaft. Als er den Lärm in der Dorfstille hört, ballen sich ihm die Hände. Zwischen den zuckenden Fingern müßte er jetzt 'was halten, eine Hundspeitsche, es könnte auch biblischer sein, eine Geißel. Und wie Gott der Herr in den Vorhof des Tempels, also müßte er zu den Lärmenden treten. Und wo das Weib kräht, müßte er dreinschlagen!

Herr mein Gott, das müßte er! Und wo der Wagenhannes steht, da müßte er Kräfte sammeln und seine Muskeln stählen und die Geißel wie Hammerschläge niederjausen lassen. Also müßte er.

Und er müßte nicht zu ihnen treten und die Schäflein suchen, die verloren gehen. Die schöne, lockende Sünde ist eingezogen und marschirt in bunten Achselklappen und blinkenden Knöpfen, und vor ihr her hallt ein Trompetenstoß, Trätätätä! Und da waren gute Kameraden, und bessere sind' man nit. Gescheite Mägdlein gingen ihnen zur Seite in gleichem Schritt und Tritt.

Es waren viele gescheiten Mägdlein in und um Elsenborn. Es wurden noch mehrere.

Da mag ein Dorfcuré seufzen. Die Sündenpest geht um. Hilf Himmel! Sie kommt verhangen unter Kopftüchern. Man müßte sie lüften.

Nein, um der Liebe Gottes Willen! Denkt der Dorfcuré. Man muß sie unter toten Farben totsagen! Man muß sie unter düstern Leichenfluren begraben!

Es darf kein Hut sein auf einem Weibertopfe.

Die Plone sagt:

„Sia!“ (ja doch).



Und natürlich die Catrénne und die Anna-Djófés.

Warum wäre grad' vor der Tür eine Hutfabrik? In Weismes. Beim Reichen. Man sagt ein Millionär. Also geht man. Die Catrénne, die Anne-Djófés, die Plone. Die übrigen wollen's abwarten. Sie reisen. Wo die Schaffner „Weismes“ rufen, sagen sie: ‚Ouéme‘. Hinunter ins Dorf. Boudjou, Hüte wollen sie! Die Sourbrodter? Es könnt' nicht wahr sein, es könnt' wirklich nicht wahr sein. Ob der Curé sie schickt? — Ah sicola! nein. — Wehe! Wehe! — Hai mag's werden! Die Polly trägt einen Hut, fein! Sie wollen keine Nonnen sein. Die Soldaten lachen. Die Polly lacht. Es sind auch schon Bauernsöhne, die lachen. Na also!

Respekt vor der Catrénne, der Anna-Djófés, der Plone! Sie wollen revoltieren. Hoch sollen sie leben! Wie denn die Hüte sein sollen? Grad' nicht so aufgedonnert wie die Polly. Für den Anfang nicht. Band grün, blau oder rot? Grün! Schreiend grün. Ein Grün, das die Zähne stumpf macht. Die Nadeln haspeln ins Stroh. Die Maschinchen klappern, rund um, rund um schmiegen sich die Strohblätter, schließen die Kränze. Handmaschinchen mit Klapperrädchen. Und überall klappern sie. Auch in Malmedy. Heimarbeit. Zwei Reichspfennige pro Stück fürs zusammengestepte Hütchen.

In den niedrigen Räumen spinnt die geduldige Arbeit. Und geduldige Menschen singen. Ein Fabrikchen eben groß genug zum Geldbeutel eines reichen Mannes.

Dreie wallen heim mit Hütchen. Glück auf den Weg! Am Sonntag fällt's Dorf zusammen.

Im Kämmerlein drücken sie den Fensterflügel gegen die Wand und spiegeln sich. Im einsamen Kämmerlein ganz einsam. Und nicken und lachen und die feisten Backen beschattet der Hut, wie ein Lampenschirm den Globus.

Und nicken und lachen. Man sieht anders aus in einem Hute. Man ist zum zweiten Male zur Welt gekommen.

Bimbam! Die Sonntagsglocken läuten einen neuen Lebensabschnitt ein. Bimbam! Die Plone marschirt ins Gehimmel hinein. Und das grüne Band schreit zum Himmel. Biellieber, guter Gott! was ist mit der Plone?! Ei, da muß man an den Türen die Hände ringen, da muß man an den Fenstern die Nasen platt drücken! Und Buben und Mädchen hinterher. Uijeije!

„Plone, dein chapais\*) ist zu hinterst vorn!“

„Plone, ist er bezahlt?“

Sie laufen voraus. Sie künden das Ereignis an. Man wartet in Gruppen. Man kreischt sein Lachen. Die Signale pflanzen sich fort von Haus zu Haus, von Hof zu Hof. Der erste Hut im Dorfe! An der Kirche windet sich ein Anäuel. Staunende, Lachende, Meidende. Man freut sich. Auf die Predigt freut man sich. Der Curé wird's Evangelium auf den Kopf stellen. Er wird sagen: der grande dame im Hut werde ich die Kirchensteuer aufschlagen! — Andere wollen wissen, er wird sagen: Guter Gott! ein Sündendorf wird's werden!

Und dies und derlei könnte er sagen. Sie raunen, sie wuscheln, sie lachen, sie schreien, sie lärmen.

Da ist Plone im Begriffe, in das Gäßchen zur Kirche einzubiegen. Sie bleibt stehen. Hochrot glühen ihr schon die Backen. Sie guckt verwirrt durch's Menschenpalier — und biegt ab, geht weiter, geht weit um die Kirche und geht nicht mehr hinein, und weit ums Dorf und sucht einen Weg in die Welt. Wo man Hüte ohne Spott trägt! Wo die Freuden winken.

Und als sie wiederkam, trug sie einen Federhut.

---

\*) Chapeau (Hut).

Da ging auch die Catronne und die Anne-Djöséf. Und es ging nicht die Polly. Das feine Hotel braucht eine wie die Polly. Sie hat große Abschüttelung gehalten. Den 161er und andere. Den Jäd Siquet und andere. Jns feine Hotel mußte sie ohne Anhang einziehen.

Der Jäd Siquet wird nüchtern. Das Trinken bekommt ihm nicht mehr. Wenn er trinkt, muß er daran denken, daß einmal eine neben ihm gefessen hat und mit ihm trank. Und, wie gesagt, dann bekommt's ihm nicht mehr. Der Bazenhannes sagt:

„Wenn du nicht mehr trinkst, wirst du krank. Zwei Affären gleicherhand abstreichen, das verträgt deine Konstitution nicht. Zuerst die Lieb', dann den Suff. Mit dem kannst ganz allmählich anfangen.“

Und die Leute im Dorfe sagen:

„Es sitzt dem Jäd wie 'n Krankheit in den Knochen.“

Und die Mame sagt:

„Es ist ihm auf den Leib gefallen wie die Armut auf die Welt.“

Sie mischt ihm die Brühe von Bitterklee in den Schnaps, auf daß sie's ihm veretle. Sie wäscht dem Hütbuben, der grindig ist, den Kopf mit Bier, auf daß es dem Jäd in die Nase dunste, wenn der Bub' beim Essen neben ihm sitzt. Sie läßt sich vom Schäfer die Asche von geweihtem Palm zurechtmachen und streut sie dem Jäd ins Essen. Sie läßt ihn von dem Brot essen, das sie in der Weihnachtsnacht draußen außs Fenster gelegt hatte.

Nach alledem wird dem Jäd sehr übel und er iszt nichts mehr, und er sagt, das Trinken bekomme ihm noch am besten.

Da setzt die Mame sich zu ihm und nimmt ein Licht und sagt, er möge den Finger in die Flamme halten. Er tut's und brüllt. Also wird Heulen und Zähneknirschen

sein, wo er, der Jäck, einmal hinkommt! Wenn ein Glied ihn schon so schmerze, wie denn erst der ganze lebendig gebrannte sündhafte Menschenleib eines Süffers! Sie spreizt die Finger und zählt ihm die Gesellschaft auf, mit der er im ewigen Feuer zusammenhoden muß: der Judas, erstens! Zweitens die Plone! Der ungläubige Thomas, drittens! Die spitzbüßische Militärvewaltung samt und sonders! Vielleicht auch die Suzanne, wenn sie nicht bald aus dem Siquethofe 'rausfliege. Und die Heiden und die Juden. Auch die Kinder, die den Eltern die Zunge herausstrecken. Und natürlich der — Leibhaftige!

Jäck horcht auf, ob nicht auch die Polly? — — Nein! man redet nicht von ihr. Es kann keine Hölle heiß genug für sie sein. Wo die 'mal hinkommen mag! In einem Sumpf müßte man sie erlaufen lassen.

Als dann der Eremit zu Hofe kommt, winkt ihn Jäck zur Seite und winkt ihm weiter hinters Haus, um die Ecke der Schweineställe, an den Schlagbaum, der die Furte zu dem Wiesengelände versperrt.

Was man tun müsse, um von einem großen Ubel befreit zu werden, z. B. vom Suff?

Wachen und beten!

Ob man das allein könne?

Mit Gott!

Und wo man's am besten könne?

In der Einsamkeit!

Da will Jäck einsam sein und geht ins Bann. Die langen Tage. Aber unter der zugeknöpften Toppe wölbt die Flasche hervor. Wenn man's nicht sieht, denkt er, ist's nichts. Und hätschelt das verborgene Laster vor dem großen, strahlenden, allsehenden Auge Gottes, das allmächtig und schön und flammend wie die Sonne im tiefen

Moor glüht. Und betet und trinkt und weint und flucht. Und denkt, die Einsamkeit müsse tiefer sein. Da er weiter ziehen will, stapft beim steigenden Nebel Châli zu ihm her, wirft ihm finster eine Gade zu:

„Da nimm! Und komm'!“

Sie gehen im sinkenden Abend im wallenden Nebel, in der verwunschenen, verstorbenen Stille, und wo mit dumpfem Klucksen die Sumpfbäche durchs struppige Gestengel hinschleichen, und wo der zahnlose, fauchende und ungeheure Rachen der Moornacht gähnt.

Da soll Jäck Siquet graben! Tiefe Bachfurchen soll er graben. Er grabt die Nächte. Die Sumpfbäche fließen aus ihrem Lauf und rinnen in die neuen Gräben. Sie wachsen und dehnen zu weitem Bogen. Sie lecken hinüber zu einem bleichen, fahl im Abend schimmernden Steine. Sie werden ihm das Postament auflegen, dem Grenzstein! Man müßt' ihn weiterrücken. Einen Schritt, zwei Schritte! Weit dehnt sich da ein Platz. Was tut's, wenn der Stein zwei Schritte ins Terrain kommt? Was tut's dem Schießen? Der Schießplatz liegt noch eine Strecke weit. Und bezahlt ist es nicht. Nein! Knapp über die Hälfte des Wertes. Und er könnte es jetzt brauchen, er, der Meister Siquet, dem sie den Brei über dem Kopfe gegossen haben. Er muß es gebrauchen!

Mit dem Fuße stampft er wider den Grenzstein, daß es Funken gibt.

„Grab' ihn aus!“ sagt er „Jäck“. Dem rinnt die Verschlafenheit aus den schweren Widen.

„Den Grenzstein?! — Tu' ich nicht!“

Da meint der Châli ruhig und eisern:

„Du mußt das tun, Bruder!“

„Bruder, es ist Sünd'.“

„Es ist keine!“

„Ich möcht' den Mossieru Eremit fragen.“

„Frag' ihn nicht!“

Er packt ihm die Schulter, als müßte sie zersplittern.

„Dann ist's eine Sünd', und Du darfst nicht mehr beten!“

„Geh' heim!“

„Ich muß hier sein!“

„Du sollst auf den Hof zur Mam', weißt Du.“

„Ich muß hier sein!“

„Weil Du ein Narr bist!“

„Weil Du ein Sünder bist!“

Da geht Châli und der aufquallende Nebel schluckt ihn ein. Er schickt Suzanne und sagt:

„Hol' ihn heim.“

Der Tag brennt durch den Morgendunst, als ihre Gestalt ein Pünktchen in der Moorweite ist. Jäck sitzt auf dem Grenzstein mit hängendem Kopfe, mit hängenden Armen. Sie hat noch nichts gesprochen, da schüttelt er schon den Kopf.

„Es geht nicht. Ich muß hier sein. Den Stein darf er nicht verrücken.“

Was sie sagen wollte, fällt ihr in den Mund zurück. Sie denkt: „Wenn's wahr ist, was der Jäck sagt, ist's schrecklich!“ Und da sie solch ein Schreckliches nicht glaubt, denkt sie, es ist nicht wahr.

„Er schickt mich, Jäck,“ und sagt das, als müsse es von besonderer Wirkung sein. Er hebt den Kopf. Starr sieht er sie an. Er hat lange im Schweigen gefessen. Die Zunge ist ihm steif.

„Du hast's gehört, ich muß hier sein!“ und schnell und wie aufgeweckt: „Es wär' gut, wenn Du auch hier-  
bliebst. Wir dürfen den Stein nicht freigeben.“

Da kriecht ihr ein Kältezittern die Beine herauf. Es geht von dem Boden aus, der versumpft ist und der ihre Fußstapfen mit grundigem Wasser füllt. Es beißt ihr durch die Schuhe. O eisig! Es sticht ihr ins Knochenmark. O ganz eisig! Es wird ihrs Herz entzweistechen. Jesus! Maria! Joseph!

Sie sagt:

„Abjüs, Jäd, bleib' sitzen!“

Der Tag flimmert im Mittag. Die Kühle streicht hinein. Fröstelnd kommt Suzanne auf den Hof. Da sie Meister Siquets Schritte hört, weicht sie aus. Er steht, sieht ihr nach. Und folgt ihr nicht. Aber der Grimm kocht in ihm, der stille, nagende, verzehrende. Was soll ein Unrecht sein? Daß er zurücknimmt, um was man ihn betrogen? Er wird's zurücknehmen! Er wird's! In Pferdennamen! In Teufelsnamen! O aye! O aye! O aye!

Der Bub' hätt's machen müssen, der Jäd. Wenn die von der Verwaltung dahinterkommen, hätte man sagen können: der hat's im Suff getan! Man kennt ihn doch!

Heiliger Name! wenn er's nicht tut, der Gamin, der faule Hund, der Landstreicher —! Tausend Donner-Donnerschläge! wenn — er's — nicht — tut? — — — Der Sun pfbach ist — vorgerückt — — — der Stein muß es — auch! — — — Sonst! — — — — man könnt's merken. Der Abstand vom Sumpfbach zum Grenzstein muß bleiben. Wer könnt's dann merken?

Wenn es also der Jäd nicht tut — — — — —

Wenn also nicht —!

Er geht versunken im Haus, im Hof, im Stalle. Man sagt ihm, daß draußen in den Kartoffelfeldern etwas nicht richtig sei, daß magnum bonum und blaue Riesen Fäulnis

zeigen. Da schreckt er mißtrauisch auf. Als hätten neugierige Augen in sein Nachdenken geschaut.

Und die Mame schießt er, daß sie den Sohn heimhole. Ehe die Mame zu ihm kommen kann, stapft zwischen Dorfhaufen her ein Mann, der gemeinhin im Tag schläft und zur Nacht wacht, den man zur Nacht mit schwarzem Gesichte sieht und daher bei Tage nicht kennt, auch wenn er nicht schläft. Der kann zwischen den Sümpfen hergehen wie ein Moorgeist. Und taucht unter und verschwindet, und man weiß nicht wo. So macht er's und lacht, der Schmuggler-Monard. Sowie er den Jäck auf dem Stein hocken sieht, sagt er:

„Salut! Ist's wahr, daß Du verrückt bist, Gevatter?“

Der steht auf, stapft sich die steifen Beine warm. Und steht vor Monard. An der Joppe faßte er ihn.

„Hör' mal! Ihr habt drunten viel Sünd'. Es sind keine mehr, die nicht schlecht sind. Glaub' mir's. Das Dorf ist schlecht. Der gute Gott wird da einmal züchtigen. Weißt Du, darum hab' ich mich fortgemacht.“

Er geht von ihm weg und setzt sich wieder auf den Stein.

Monard sagt:

„Du verkaufst Dir den Verstand. Man soll Dich nicht hier im Bann lassen.“

„Sag' nichts. Ich geh' doch nicht fort. Wenn ich von diesem Stein fort bin, rückt man ihn weiter. Es sind Sünder im Dorf.“

Monard kneift die Lippen, zieht die buschigen Brauen hoch, so, als habe er ein Kostbares eingeschlürft.

„Du meinst, daß einer den Stein rücken könnt', hai?“

Die lauernde Stimme springt dem Jäck nadelspiz auf die Haut. Sie schreckt, rüttelt seine verschlafene Seele



auf. Er stößt das Kinn an die Brust und erwidert nichts. Nonard holt die Feldflasche unterm Kittel heraus.

„Du! Trinf' einen Tropfen!“

Jäck's Arm schnellst herüber. Sie trinken.

„Du meinst also, daß wer kommen könnte, um den Stein zu rücken, Jäck?“

Der schurpt von dem Steine weg, dreht dem Schmuggler-Nonard den Rücken. So sagt er stumpf und grollend: „Du bist auch einer von den Schlechten im Dorf. Ihr stehlt alle. Die Polly hat mich auch bestohlen. Ich sag' Dir's, es ist kein Mensch mehr ohne Schlechtigkeit im Dorf. Man müßt' den guten Gott fürchten.“

Da stampft der Schmuggler-Nonard auf, daß seine Fußabsätze in den Boden bohren.

„Gib't's einen Schlechtern, als der faul im Bann sitzt und säuft?“

Dem Schmuggler-Nonard sieht Jäck lange nach und legt seine Worte zurecht. Ist er ein Schlechter? Ja, er ist ein Schlechter! Säuft er? Ja, er säuft! Und knöpft die Joppe auf. Holt die Flasche, wirft sie im weiten Bogen in das Sumpfloch. Gott die Seele und dem Teufel die Knochen, um Messerstiele daraus zu machen! Ei ja, er will kein Schlechter sein. Wachen und beten! Aber er kann nicht allein sein. Mit Gott! Oder mit dem Eremiten! Mag man den Grenzstein zum Sankt Jakob nach Galizien schleppen. Zum Teufel mit ihm! Was schert's ihn. Er will kein Schlechter sein. Er will nicht mit dem Judas und dem ungläubigen Thomas und der Plone dermaleinst zusammenkommen. Abjüs ihr all zusammen aus dem Dorf, aus dem Sünderdorf! Der Jäck geht, wo ihm zu helfen ist. Abjüs, behüt' Gott!

Die Mame keucht heran, auf den Paraplui gestützt, ins Sacktuch eingeknotet die Butterbrotschnitte mit Blut-

wurft bestrichen. Sie wird ihn füttern, den Gamin. Er ist noch immer von allen Übeln geheilt worden, wenn man ihn gefüttert hat. Sie wird sagen:

„Sohn, auf der Fournaise knaden die Cretons\*.“  
Und er wird kommen, es ist ganz gewiß, es ist todsicher.

Wer sollte den Sohn Jüd besser kennen wie die Mame Siquet.

Aber als sie ankommt, ist der Grenzstein leer.

\* \* \*

Goldfäden spinnen aus der sinkenden Sonne. Ein zerflatternder, wirrer Knäuel. Der blaue Ather prickelt hinein. Da wird's ein Lichtfunkeln wie aus den Facetten eines prächtig geschliffenen Edelsteins. Und die wirren leuchtenden Fäden und die herabträufelnden Farbenströme nesteln in saftgrün hauschelnde Sträucher und Baumwipfel. Und über der Waldlichtung spannt das Dach von Sonne und Himmel und wunderlichen Arabesken. Grüne Hügelwände. In sanstrotten Schnüren klettert das Purpurleuchten herab.

Ein bleichgetünchtes Haus mit einem Kapellentürmchen inmitten, die stille, versunkene Eremitage.

Man soll sie suchen im schönen Tale von Bévercé.

Es ist der 3. September, und es könnten Waller kommen. Über der Grenze wogt das Remaklusfest. Sanct Remake, der vénérable Patron der Ardennen, der Abteigründer von Stravolot und Malmedy! Die Prozessionen wallen. Wo man vom Hügel aus ins weite Feld blickt, flattern Kirchenfahnen, Goldkreuze blinken, weiße Gewänder, und ein Summen und Murmeln vom Winde getragen. Gebete und Sänge. Lob und Dank, Preis

---

\*) Spedschnitten.

und Ehre! Ardennenfürst mit dem Heiligenkranz, sei hochgelobt in Ewigkeit!

Es lauschen die Hütbuben auf den Hügeln.

Ein frommer Sang — horch! — durch den Wald.  
Feierlich-dumpf, wie vermauerte Mönche beten.

Ein Bubenschrei:

„Der Eremit!“

Stille und Pause.

„Wer ruft?“

Aus den Büschen ein Schatten. Ein Rascheln hinter ihm her. Weißblendend ein Lämmlein, sanft und still. Dem singenden Manne folgt es, der betend die Hände faltet. Sanft und still und mild. Der Wald ist eine Kirche.

Von den Hügeln herab der Zuruf:

„Horilaho!“

Da wird's wach in den Büschen, in dem Grasgrünen und Goldigen und Dämmernden. Horilaho! Horilaho! Ein Bub' da und dort. Gellende Jauchzer. Hütbubenschreie. Ein Wuscheln und Schlangeln durchs Gebüsch. Horilaho!

Der Eremit steht und wartet. Ein Lächeln gräbt in seinen dürftigen Blondbart.

„Ah, meine lieben Hütbuben, meine Engelchen ohne Flügel! Kommt nur einmal her, ihr kleinen Kerlchen, ihr Bergmäuschen! Ja, kommt einmal her!“

Beide Hände streckt er ihnen entgegen. Vorgeneigt und halb in die Knie gebeugt erwartet er sie, als müsse er sie heben und tragen und wie sein Lämmlein nehmen und in seine Fußstapfen treten lassen. Sie stieben daher. Sie überschreien seine sanftklopfenden Worte. Sie hängen an seinem Kleid und reißen und drängen und ziehen seinen Kopf herunter, daß sie ihm ihre Forderung ins Gesicht schreien:

„Eremit! Ich habe heute das Geläut'!“

„Nicht wahr — ich!“

„Schweig' Du! krummer Hund!“

„Schmuziger Hund!“

„Bläh!“

„Bläh!“

„Ich!“

„Ich!“

Da wirft jeder seine zwei Arme empor, seine zehn gespreizten Finger. Und wenn sie ihn in Stücke reißen, wird der Eremit noch sagen: „Meine Engelchen!“

Sagt also:

„Meine Engelchen, nun laßt einmal zählen. Ihr seid dreie à zwei Arme, und das macht sechs Arme. Sechs Arme für mein kleines Glöcklein ist zuviel. E i n e Hand genügt — sind fünf zuviel. Wer also von euch das Geschäft versteht, am sparsamsten mit dem, was ihm der liebe Gott verliehen hat, umzugehen, der soll mein Glöcklein läuten.“

Der Henri Dorfé stülpt den Stecken unter den Arm und spreizt die Beine.

„Ich!“ sagt er und drängt langsam sein schwerfälliges Schulbeutchen heraus, „ich läute deine Glöcklein mit e i n e Hand. Die andere stecke ich in der Tasche. So, sieh's Du! Ganz bequem mache ich's. E i n e Hand, sieh's Du?“

Der Eremit schiebt seine Hände tief in die weiten Kuttenärmel, nickt.

„Es ist immerhin schon etwas. E i n e Hand tut's für zweie. Von Dir kann ich etwas lernen: Der E i n siedler muß ein E i n armiger werden; denn wer vom Überfluß nicht mehr leben will, muß wissen, daß von zwei Dingen, die dem Menschen gegeben sind, nur eines not

tut. Ich lebe von der Not und dem einen, was ich nicht entbehren kann.“

Und dreht zu dem Gilles Bébère, der mit seinem breiten Altvatergesicht nachdenklich steht.

„Warum soll ich machen mit die Hand, was ich mit die Zähne kann? Eremit, ich packe dir das Seil mit die Zähne, und läuten soll es, — — uijeiei! Ganz Bebourcé wird kommen gelaufen.“

„Nun sieh 'mal an. Deine Weisheit ist größer als Du klein bist. Du hast recht. Die Natur neigt zur Verschwendung. Ich bin zu lange Einsiedler gewesen, um das herauszufinden. — Und Du, Gereon?“

„Ich!“ Seine dreisten Augen guckeln. Ein kluger ist der, ein malin. Man müßte ihn auf ein Stipendium hin als Pastor studieren lassen.

„Ich, Eremit! Hören Sie mal! Warum wollen Sie denn läuten lassen? Es kommt ja doch keiner. Es sind auch nur wenige in deine Kapelle gekommen am Fest, weißt Du, an Peter und Paul. Weil es waren Soldaten da. Lassen Sie doch Ihr Seil hängen und schicken Sie uns fort.“

Da zieht der Eremit die bleichen Hände aus den Ärmeln und faltet sie.

„Sie kommen ja doch nicht! Lieber Bub', es ist mir so, als wärst Du von uns der Gescheiteste. Sie kommen ja doch nicht, die kommen sollten, ob man nun mit beiden Händen läutet oder mit einer oder mit den Zähnen. Sie hören es nicht mehr, weil das Geschrei der fremden Völker so laut geworden ist. Meine Engelchen, die fremden Völker sind über uns gekommen wie eine Geißel Gottes. Darum läßt uns läuten, nicht mit den Zähnen, nicht nur mit zwei Händen — euere sechs Arme sollen das Tal zusammenläuten und die Pilger rufen. Mein Glücklein

soll das Geschrei von Sodoma übertönen. Es wird vielleicht einer kommen, oder zweie. Meinst Du nicht auch, Gereon, Du einziger Weise in Sodoma?"

„Einer könnte schon kommen. Er ist auch am Fest gekommen. Der hat gegen die Fremden eine Wut — ei, eine Wut! Der Châles Siquet!"

Und Gilles Bébère sagt:

„Einer kommt gewiß nicht, der Jäck Siquet! Der hat kein' Haß gegen die Fremden.“

Und Henri Dorfé sagt:

„Eine paar Mädchens kommen vielleicht, weil heute kein Tanze ist.“

Mit ausgebreiteten Armen schöpft der Eremit seine Jüngelchen auf, nimmt sie mit sich fort.

„So kommt, ihr Bergmäuschen, ihr lieben, kleinen Kerlchen! Laßt uns läuten für den Meister Siquet, der Gott liebt, weil er die Fremden haßt und die Frauen, die der Kirche das Gähnen und dem Tanze die Freude geben, und — dem Satan als dritten zum Arger! Kommt nur, kommt, meine lieben Hütbuben!"

Und das Lämmlein folgt ihnen, still und sanft und mild.

Zwischen den dünnen Baumstämmen und unter den Büschen kriechen schon die langen Schatten. Der Wald verliert seine Tiefe. Er ist zugebaut mit Dunst und Dämmer. In der Lichtung überm Dach der Einsiedelei schmettert der Waldkanarienvogel, der Baumpieper, seine reinen Koller, einsam und verloren wie in einem weiten leeren Konzertsaale. Und bläht die Kehle, und sie möchte ihm springen wie er jubelt ins Bimbüm des Eremiten-glöckleins. Bimbüm! Klimklim!

Ave-Maria! Ave! Srrrrrr — sipp — sipp! sipp!  
Klim — bumbim!

Diüh — tütütütü — — — — sipp!

Bim — tuum . . . . .

Abe . . . . .

Den steilen Pfad durchs Gestrüpp herauf tappen Schritte. Schürfen und Steingeröll. Zweige knaden.

Der Kopf Jäcks reckt aus den Sträuchern. Da schlüpfen droben aus der Einsiedelei die Hütbuben und klettern auf die Waldhügel zurück.

Auf der grünen Spreite steht Jäck und wartet. Klappernde langsame Schritte zum Gange im Kapellchen.

„Kommt herein, lieber Bruder!“ ruft der Eremit und wirft die Kapellentür auf. Jäck tritt hinein. Am Weihwasserkessel steht er, tunkt die Finger ein:

„Mossieu Eremit, wenn Ihr mir helfen könnt', tut's!“

Der zieht ihn nieder auf die Knie.

„Laßt uns den Herrn lobsingeln!“

Zwei Männer ziehen durch den Wald. Ein rauher, dumpfer und inniger Sang. Der Wald ist leer. Die Bäume beten. Zwei Männer und ein Lämmlein. Ein Frommer wird einen Kranken heilen. Ein Kranker wird selig sein. Gott im Himmel wird Freude haben. Aber wenn sie im Tale aufhorchen, schütteln sie die Köpfe: Ein Berrückter! vielleicht zweie! Wenn's dreie oder vier oder fünf sind, muß man die Polizei rauffchicken!

Es werden nicht dreie oder viere oder fünfse, aber ein Gerücht geht von zweien und einem Lämmlein. Das findet viele Spötter im Wallonenlande. Einer in Sourbrodt spottet nicht, der flucht, und das ist der Meister Siquet. Er stellt seinen Stecken zurecht und sagt:

„Auf'n Sonntag geh' ich ihn heimholen, auf'n Sonntag, wenn ich Zeit habe.“

Die Mame sagt:

„Pol amour du Diu! Laß'n, er säuft nicht mehr.  
Gott sei Dank! Laß'n!“

Die Nachbarn kommen und sagen, er soll ihn lassen. Wenn der Truppenübungsplatz vereinsamt liegt, wenn die Polly mit dem letzten Soldaten hinausgezogen ist aus dem Dorfe, wenn Reserve Ruh' hat und die Sünde nicht mehr rotgeschminkt und frech einherstolziert, und der Dorffriede wieder zögernd und zag aus dem Bann heraufzieht und, wie die rote Wolke dem auserwählten Volke, also über den stillen Häusern steht, dann — — — — —

Das sagen die Nachbarn am Sonntag nach der Vesper, wenn sie über dem Überbau des Daches am Siquethofe auf dem Pfluge oder der Karre oder der umgestülpten Bütte sitzen. Dies und das sagen sie: daß die Winterhalmfrüchte in der Entwicklung zurückgeblieben sind, daß die Rindviehpreise seit dem letzten Winter durchweg um ein Fünftel bis ein Viertel billiger als im Vorjahre seien, o waye, o waye, so ist es, spude d'rauf, daß es friert! Daß die Mastschweine gegen 60 Pfennige pro Pfund Lebensgewicht im Vorjahre auf 50 und 48 Pfennige gehalten sind. Man wird sie selbst fressen, wie im feinen Hotel, und Sauerkraut dazu, ein deutsches Fressen! Schnauz' und Ohr, Eisbeinchen, ah sikola! ah Donnerkeil! ah tausend Teufel! Und wie in Malmedy in den deutschen Hotels: Schlachtessen! Eijei! das Neumodische, das Deutsche! Bauernsöhne, die einmal im bunten Rock gesteckt haben, sagen von dem Dorf, daß es ein Sumpfloch ist und drei Hauptpersonen gäb' es allda: der Pastor, der Dohs und der Lehrer! Und daß kein aufgeklopfter Bursch' da mehr auskommen könne. Ein Militärischer ist ein Aufgeklärter. Hochachtung!

Der Lehrer, der nach dem Dohsen im Dorfe kommt, tritt zu den Nachbarn unterm Dachüberhang und sagt:



„Ihr lieben Leute, man müßte hierzulande Lichtbilder-vorträge halten und Theater-vorstellungen, auch für landwirtschaftliche Literatur sorgen.“

Sie glosen ihn mit mißtrauischen Augen an. Er will germanisieren, der Herr Lehrer, der auf den Döfen folgt!

Und es tritt auch zu ihnen der Curé, der vor dem Döfen kommt, der sagt:

„Hai, Ihr da! Nicolas Solheid, Pire Gabriel, Mathi Grandjean, Jean-Hub' Dosquet und die ganze Gesellschaft! Man müßte an sämtliche Regimenter und selbständige Bataillone der Armee das Ersuchen richten, die zur Entlassung kommenden Mannschaften auf die unentgeltliche Arbeitsvermittlung der Landwirtschaftskammern aufmerksam zu machen. Man müßte eine allgemeine Einführung eines Reservisten-Arbeitsnachweises herbeiführen, damit den Buben, die keinen eigenen Hof und keine Stellung in der Heimat zu erwarten haben, eine Existenz auf dem Lande zugesichert ist.“

Da rücken sie die Mühen und meinen:

„Aye, Herr Curé, aye, das müßte man.“

Und denken: so ist's gut, so ist's gesagt, so ist's vergessen.

Es treten aber auch Radfahrer zu ihnen. Das sind fleißige Reporter aus Belgien, einer vom „Messenger de Bruxelles“, einer vom „Soir“, sie legen einen Notizblock aufs Knie und versichern, es sei von größter Wichtigkeit, was allda geredet werde. Da klappen die Bauern den Mund zu und rauchen und sagen nichts mehr. Da machen aber die Reporter den Mund auf und sagen viel.

„Ihr Männer, dieser Truppenübungsplatz hat eine verdächtige Grenze, eine belgische, eine luxemburgische, eine französische. Merkt Ihr 'was?“

Nein, sie merken nichts.

„Ihr Männer, wenn Frankreich einmal Revanche an Deutschland nehmen will, wird von diesem Lager aus eine Sintflut kommen über Belgien und da einen Durchgang durch's rote Meer schaffen zum Offensivstoß gegen Frankreich! Ihr! Ihr Männer, lauft hier wie Mäuse vor der Kaze her. Man spielt noch harmlos mit euch, aber man wird euch als erste Ration kriegsmarschmäßig ver-speisen, sobald in Frankreich das heilige, treugehütete Feuer glüht, das die Revanche angeblasen hat. Wilhelm II. hat das fein gemacht. Er hätte den Truppenübungsplatz zwischen Köln und Düsseldorf anlegen können. Man sagt: schade wär's gewesen um die blühenden Gefilde, um den Volkswohlstand, den man fünf Kilometer weit zerstampfen müßte. Auch hätten berücksichtigt werden müssen die immensen Kosten. Und so weiter, seht ihr, ihr Männer? Man sagt! Man kann viel sagen, um hüben und drüben zu beruhigen. Parbleu! und Belgien muß beruhigt werden! Ihr wollt ja eine Bahnverbindung über die Grenze. Die preußische Wallonie soll mit der belgischen durch eine Herzsclagader verwachsen werden. Die ist von Eisen wie das Schwert der Preußen! Eh bien, ihr Männer, merkt ihr noch immer nichts?“

Châles Siquet dreht zu den Nachbarn:

„Sie reden gut. Sie haben ein Mundwerk wie ein gut geschmiertes Uhrwerk. Man muß sagen, so ein Rattata hab' ich meiner Lebtag noch nicht gehört. Aber wenn nun noch ein deutsch-französischer Krieg wird und doch mein Grenzstein stehen bleibt, wo er steht — ei no! was ist es mir nuß? Und was mir nicht nuß ist und Dir nicht, Pire Gabriel, und Dir nicht, Mikolas Solheid, und Dir nicht Mathi Grandjean und Euch allen nicht, hai? — —.“

Da eilen die Reporter zu den Belos und rispeln davon. Seid verflucht ihr Männer von Sourbrodt! Der

deutsche Gott schütze euch! Die deutsche Erde soll euch hervorbringen Sauerkraut und Speck. Laßt euch schlachten, ihr Männer von Sourbrodt. Es lebe das liebe Vieh!

Es ist furchtbar, wenn Reporter zürnen, ganz furchtbar. Aber dem Chäli Siquet haben sie eine Biene im Kopfe zurückgelassen. Die geht darin um mit Sumsum.

Sie sind gefährlich, die Fremden! Man soll sie hassen, die Fremden! O fürchterlich hassen! Es ist keine Sünd', es ist Wohltun, es ist Selbsthülfe. Man soll sie schinden, die Fremden.

Er wird sie schinden.

Er geht im Hause umher und lacht. Hai, wird er sie schinden! Er lacht verschwiegen. Der Suzanne wird's schreckhaft vor diesem Lachen. So lacht der Meister Siquet, wenn er die Hand schon geballt hat, um einen niederzuschlagen.

Und er sagt:

„Ich muß heut' noch ins Benn. Bin ich zum sopèr\*) nicht daheim, wartet nicht auf mich.“

Als er zum Dachüberbau hinübergeht, wo die Ackergeräte beisammenliegen, hört er, daß Suzanne mit leisen Schritten hinter ihm her ist. Er dreht um nach ihr, da steht sie an der Wagendeichsel still. Er sucht unter den Ackergeräten nach einer Heidehaue und noch immer steht sie.

„Bin, was willst'?“ fragt er grob.

„Geh' nicht ins Benn, Meister Siquet.“

Seine Augen glitzen grell.

„Dho!“ stößt er kurz heraus „oho!“ und lacht schallernd, „sefeie, halt' Du Dein Maul, wenn's gefällig ist!“

Sie steht steil.

---

\*) Abendessen.

„Es geht am Sonntag abend keiner ins Bann —  
keiner mit guten Absichten.“

„Habe ich böse Absichten? Heiliger Name —!“

„Ich weiß nicht.“

„Du weißt nicht! Geh' 'rein; hepp!“

„Ich geh' nicht 'rein. Aber wenn Du ins Bann  
gehst — ich geh' mit!“

Er schnellt den Arm auf.

„Die Hand ins Maul schlag' ich Dir!“

„Schlag' zu!“

„Mir aus dem Weg!“

„Du darfst nicht, Meister Siquet!“

„Oho! wo ich nicht darf, will ich! Mir aus dem  
Weg!“

Er kommt und schwingt die Heidehaue. Da duckt sie  
vor ihm nieder und flach auf den Boden.

„Wenn Du willst, kannst' mich zertreten!“

„Ich zertret' Dich! Daß der liebe Gott mich straf' —  
ich zertret' Dich!“

„Ja, Meister Siquet!“

Da steht er und die Arme fallen ihm wie tot, und die  
Hacke poltert zu Boden. Seine Blicke glösen auf die Lie-  
gende. Er geht ihr weit aus dem Wege und murr:

„Hai Du!“ und kommt wieder hastig geschritten, stößt  
sie mit der Fußspitze an.

„Hai Du! Steh' auf, Suzann'!“

Greift die Hacke auf und verschwindet ums Haus.

Zwei Straßen laufen im Bann zu spitzem Winkel zu-  
sammen, die eine, die nach Hofai ins Belgische hinein, die  
andere, die nach Cupen führt. In diesem Winkel ragen  
vier mächtige Bäume auf, just so planimetrisch richtig ge-  
wachsen, daß sie als Stülpfeiler der Grenzler-Schutzhütte  
dienen. Zwischen ihnen hängt steil und windschief das

kleine Dach. Drei Wände mit Ginsterruten durchflochten, und weiter nichts, das wohnlicher ist als ein Ziegenstall.

An dieser Hütte schleicht der Schmuggler Konard, bückt, äugelt — ah! ein Schakal. Das war eine Haß hinter ihm her. Tausend Teufel! aber er wird nicht den Stiel nach der Art werfen, er wird ihnen noch ein Schnippchen schlagen, ein feines, ein Wallonenstückchen!

Erst niederlegen, ausschlafen. Er ist kaput. Jesus, mater! eine wilde Jagd war's.

Ein Berstedt sucht er, wo keiner ihn abschnüffelt, oder er müßte denn sein Leben riskieren! Gewitter Donner- schlag!

Und schlüpft in die Hütte der Grenzler. Wo anders könnte es für ihn sicherer sein! In der Höhle des Löwen, dreißt und frech! Hei ja! Das ist's, das Wallonenstückchen, das feine!

Zwischen den Ginsterruten durchfährt der Wind und treibt den scharfen Nebelgeruch herein. Ab und zu ein Rascheln im Waldmoos. Dann zuckt er auf. Ein Nacht- tier ist's. Huh! wittert's des Menschen Nähe? Nein, nein, ein Moorhuhn, das über das Hüttendach trippelt und leise, gurgelnde Klagetöne in die weite Moornacht ruft. Und jäh verstummt's, fladert, gurkt und stößt in die Nebel. Weit in der Ferne, weit in der Stille werden Stimmen hörbar — und ganz nahe — und dicht an der Hütte — Schritte! Der Nebel schluckt alles ein.

Djhan=Djosef schrammt auf — am Eingange Schatten. Blanke Knöpfe blißen. Vielleicht liegt das Gewehr schuß- bereit im Arm —. Kein Ausweg, keine Flucht! Bleiben und ausharren! Das Blut starrt, das schäumende Wal- lonenblut. Er weicht zurück, weit zurück gegen die Rück- wand. Er wird die Gewalttat vollbringen müssen, die in ihm fiebert wie ein elektrischer Strom von etlichen tausend

Volt. Seit langem. Er schleppt einen Arger und ein Rachegefühl. Vielleicht auch wird's nur der Geniestreich, von dem sie im Wallonenlande reden und schwaßen mit „Vive!“ und Bravo!

Vorgeneigt ist sein dünner Kopf. Die Augen stieren in die Dunkelheit. Zum Angriff oder Überfall? Höh? Er wird's abwarten.

Zwei Grenzwächter treten herein, schnallen die Klappstühle ab. Herrgott! Donnerwetter! steif ist man. Strecken sich nieder. Das Gestühl knarrt.

„Heute Nacht scheint's ruhig zu bleiben.“

Der stockert seine Pfeife aus. Es ist ihm behaglich, sehr gemütlich. Er denkt: es bleibt ruhig!

Der Andere:

„Schlüter, Menschenkind! Dir ist's nich' gut. Was haste denn im Kopf? Es s c h e i n t Dir, daß es diese Nacht ruhig bleibt! Nee, Mensch! es scheint mir nich'. Aberst was mir scheint, das ist, daß Dir die geistlichen Getränke von der Bannkneipe da, dem Mont Righi, in'n Kopf geschwefelt sind.“

„Ich denke bloß, nach so einer Treibjagd geht den Kerlen auch 'mal der Adam aus. Nu, die haben schnaufen müssen! Der Hauptkerl, das lange Laster, ist uns natürlich wieder durch die Finger geglitscht.“

„Natürellemang! und der Lüttele hat sich'n Beule an den Kopf geholt. Das Ding sieht gemein aus. Der Jung' ist schlapp. Weißt Du, Schlüter, der hat nicht die olympadische Ruhe wie unsereiner, dem Menschenkind ist das Nervenkostüm zerrüttelt; schlapp, schlapp ist der Jung'. Wie hätt' der sonst den Rader durchkommen lassen können!“

„Schwäg' nicht, besser hättest Du es auch nicht gemacht. Die Kerle kennen's Venn wie ihre Tasche. Aber

lieb' Vaterland kannst ruhig sein, denn erstens müssen die Kerle von der Hez kaput sein. Wir sind's doch auch —."

"Wir sind's! die nich'! Die sind Sumpfhühner. Die kommen man bloß mit'n japanischen Schrecken davon."

"Zweitens —."

"Hfft! Noch etwas?"

"Was Du da vom japanischen Schrecken sagst, stimmt. Es stimmt aber auch, daß die Furcht den Wald hütet. Also, ich sag's Dir, heut' nacht gibt's Ruhe!"

"Hfft!"

"Es wagt sich keiner mehr 'ran!"

"Hfft!"

"Verlaß Dich nu ganz auf mich. Das Wenn ist für'n Zeitlang gesäubert, verstehste."

"Gib' mir Fixfeuer, Schlüter!"

Der knöpft seinen Mantel auf und sucht in den Taschen nach Bündholzschächtelchen.

Schmuggler Konard hält den Atem an. Wenn der Grenzler jetzt über die Schachtel hinstreicht — Herrgott! Herrgott! ein Scheinchen wird herauspringen, ein zuckendes, blankes Flämmchen, das für zwanzig Sekunden die ganze Schuhhütte erleuchtet. Eine kurze Zeitspanne, um ein großes, grauenhaftes Geschick zu beleuchten! In zwanzig Sekunden kann ein Menschenleben zerrinnen. Ei, ihr zweie! Den Arm braucht er auszustrecken, euer Todfeind —

Sein kurzer Atem fliegt über ihre Köpfe.

Unbeweglich lauert er. Der nächste Moment dauert zwanzig Sekunden. In diesem mußte sich ein Menschengeschick vollenden! — Und weiter wird die Zeit ihren Lauf schreiten. Mit zwanzig Sekunden Verspätung — — — aber das konnte bei der besten Maschinerie schon vorkommen.

Ein kurzes Scharren über die Schachtel — ein — zweimal. — — — — — Dihan-Djosef schließt die Augen. Der plötzliche Schein soll ihn nicht blenden. Ein Ruck — ratsch! — — trübbrot flackert's um ihn. Ein Luftzug durch die Ritzen. Bff! verlöscht das zitternde Flämmchen. Nachtschwarz fließt wieder das tote Dunkel herein.

„Die Dinger sind feucht. Nimmt's wunder? Der Rebel frißt einem ja bis auf dem corpus delictum.“

Der Grenzler schüttelt die Schachtel, sucht.

„Der Kerl, das lange Dingsda, soll in Verwandtschaft mit dem halben Dorfe stehen. Man kriegt nix heraus. Da ist aber ein gewisser Siquet, aus dem wär' schon 'was herauszukriegen —.“

„Weiter im Text!“

„Hörst Du nichts?“

„Wo?“

„Hinter uns! Es könnt' ein Tier sein.“

„Nee, erlaub' 'mal — was für'n Tier? Das wollen wir gleich untersuchen.“

Wieder ein Ratsch über die Schachtel. In der gehöhlten Hand flackert das blanke Flämmchen. Die Männer sind aufgestanden. Vorgestreckt die Köpfe. Wenn der jetzt das brennende Bündholz aus der hohlen Hand aufhebt und leuchtet — — — — — ihre Gewehre sind schußbereit.

In des Schmugglers Augen flackert der Wallonenschalk. Gewalttat? Nein! Eher schon einen Gaunertrick, hui ja! Und erzählen wird man davon, soweit die waltonische Zunge glüht!

Er stößt die sehnigen Arme hoch, greift mit gespreizten Händen ins Dach — — — ein Ruck — — — — — Rütteln, Schütteln, Berren, Schwanken, Splintern! Stridtrad! in den Ginstertwänden, Knirschen und Rasseln



in den Dachleisten, an den Baumstämmen — Raß!  
Kraß! Partautsch!

Über den Köpfen der Grenzler bricht das Hüttendach zusammen. Die Hölzer prasseln auf sie nieder, es stäubt ihnen ins Gesicht, es erblindet ihnen die Augen —. Jemand erklettert die Rückwand — ein Sprung! Hinaus!

Draußen ein Ruf in die hohle Hand:

„Höhjoh! Kontrolleurs! Gabelous! Ihr hättet ihn haben können, den Rader! Ihr kriegt ihn nicht! Höhjoh!“

In Nebel und Nacht und Dunst verhallt die höhrende Stimme. Die Grenzler stürmen heraus. Schüsse knattern in der Moorstille; stumpf gegen die Nebelwand, fern im Waldgrund. Auf der Landstraße ein Aufklatschen von schweren, eilenden Tritten. Pfliffe und wirre Rufe.

Hinter den Trümmern der Hütte hervor schleicht gebückt Schmuggler-Monard, klopft die Splitter von seiner Zoppe, spuckt den Staub aus.

Und der Schmuggler-Monard hätte einen klugen, klassischen Gedanken haben können:

Willst du immer weiter schweifen usw.

Er schlägt den Weg nach den Benniswiesen ein und weiterhin, wo aus dem quallenden Boden die Sumpfbäche sickern. Zwischen tiefen Wassermulden dahin über Torffelder. Fernher brennen durch den Dunst die Lichter des Truppenlagers.

Die Nebel rücken zu steilen Wänden zusammen, fahl und grau wie verregnete Giebel. Dahinter steht wartend der junge Tag. Eine Krähe flattert auf. Husch in die Dämpfe. Krä-häh!

Die Sümpfe schwelen weiß.

Morgendunst.

Weither schmettern Trompetensignale. Im Lager wird abgekocht. Zwei Uhr in der Morgenfrühe. Loß

gegen den markierten Feind auf der Höhe von Robertville, 542 Meter über dem Meerespiegel, im Nebelgeriesel in eisiger Frühe.

In ungewissen Umrissen vor dem Schmuggler das Sumpfdickicht. Unter heftigen Windstößen schwanken die Binsen, die Sumpfschachtelhalme. Da hinein schlüpft Nonard und geht gebückt weiter.

Und — — — — hai! — — — — jemand schlängelt hinter ihm her. Er hört das Rispeln und Schlupfen. War's ein Tier, das nach Beute ging? — Ein Mensch — sein Verfolger? Hai holla!

Er hastet weiter. Und hinter ihm her kommt's eilig, eilig — leichtfüßig, lautlos leises Getrippel. Eine schnurgerade Linie in dem Binsensfeld bezeichnet des Schmugglers Weg. Und in diesen lenkt das Unsichtbare, Geheimnisvolle, das Schattenhafte. Ein Gedanke blitzt in ihm. Schnell wirft er sich auf den Boden, drückt das Gesicht in das struppige Moos, lauert. Er wird seinen Verfolger an sich vorüberkommen sehen und gewinnt Zeit.

Das Geräusch hinter ihm verrinnt im Dickicht — und dann nichts mehr — und dann verwunschene, tote Stille! Aber sein Gesicht drückt er fester ins Moos. Ein dumpfer Schlag pulst aus der Erde — ein zweiter, dritter — — wieder einer! So früh ins Bann kam keiner mit redlichen Absichten. Oder so spät im Bann — — — — —

Langsam richtet er sich auf, späht um sich; vorsichtig weiter. Jäh schneidet das Dickicht ab. Es ist ausgerodet von der Militärverwaltung. Da, wo der Schießplatz angelegt ist! Die Hade klingt wider einen Stein.

Nun sprüht es in Nonards Augen auf. Schwer stößt ihm der Atem heraus. Am Schießplatz wird er einen treffen — einen, dem er's heimzahlen muß!

Aus der schnurgeraden Linie hinter ihm springt das Unsichtbare auf und fort aus den Binsen. Ein Schatten wirbelt durch den Nebel. Unter dahinrasenden Tritten quillt und schlumpft der Boden — ein feuchter Ruck schlampert um's Knie — ein leises, wundes Stöhnen im tropfenden Nebel.

An den Sumpfbächen steht ein Mann gebückt, gräbt, hadt um den Grenzstein, rüttelt an ihm. Aber der ist wie eingewachsen in den Moorgrund. In dem neuen Bett schlumpft der Sumpfbach, über das alte, verschüttete, sind Torrasenstücke gedeckt. Und dann hört der Mann Chäli das wehe Stöhnen und das angstvolle Flüstern:

„Meister Siquet! Guter Gott! Fort!“

Er dreht in der halbgebückten Stellung nach ihr. Da steht sie mit weinerlich verzerrtem Gesichte vor ihm. Der Angstatem wogt ihr. Seine grellen Augen aber möchten sie niederstechen.

„Sapristi! Du bist noch da?!“

„Ich geh' ja nicht und wenn Du mich tots schlägst!“ Sie schüttelt ihm die Haade aus der Hand, drängt ihn, reißt ihn, zerrt ihn. „Jetzt fort! Jetzt m u ß t Du! Biellieber, heiliger Antöne, hilf mir! O kleine nostra Dame! bitt' für mich! bitt' für mich! Meister Siquet, fort!“

Er schüttelt sie wütend ab.

„Nachgeschlichen bist Du mir, Raß! Willst Du mir 'was wehren, hai Du?“

„Ich nicht!“ Ihr stoßender Herzschlag schluckt ihr angstersticktes Flüstern ein.

„Hinter mir kommt einer, der Dihan=Djosef. Wenn der Dich sieht — guter Gott! Guter Gott! —“

Er sucht nach der Haade.

„Abin, mag der jetzt kommen!“

Da hängt sie an seinem Arm, brennend heiß ist ihr Bißcheln, sie muß schlucken und würgen, um nicht zu ersticken.

„Der wird sagen: Châles Siquet hab' ich dabei getroffen, wie er dem Militär den Grenzstein ins Terrain rückt! Und vor Gericht wird er's aussagen, und es heißt: der Châles Siquet hat heimlich Land gestohlen! Gestohlen, Meister Siquet! Vielleicht kommst Du ins Gefängnis —!“

Mit einem kurzen, schrillen Schrei bricht sie ab, wirft sich zu Boden. Auf den Knien kauert sie. Ihr Gesicht ist weiß und starr. Sie hat das Wort ausgesprochen. Es ist ihr wie ein Arthieb auf den Kopf gefallen, es hat sie zusammengesmettert. Auch der Mann steht steif.

„Ins Gefängnis? meinst Du? — Suzann', — — dann müßt' ich vorher in den Sumpf!“

Sie packt ihn, stößt ihn weiter, mitten in die Dämpfe, eine Böschung hinab. Dort ist er verschwunden im stickigen Dunst.

An dem Grenzstein dämmert sie die Erde wieder ein und deckt das fidernde Grundwasser.

Und in die trüben Nebel rinfelt fahlgelb der neue Tag. In dem flirrenden Schein trabt Schmuggler-Ronard aus dem Sumpfdickicht, erkennt auf fünf Schritte die Gestalt im Nebel. Aber sie erscheint ihm ferner und riesenhaft wächst sie im Dunst. Er weiß das, der Nebel vergrößert und entfernt. Er läßt seine Sinne nicht täuschen. Hurtig ein Sprung — da faßt er das Mädchen.

Nacht bitterböse.

„Louf, Suzann'! So weit bist Du auf dem Siquet-hof kommen? Ans Stehlen schickt man Dich. Einem Bennesmädchen kann's weiter am Ruf nicht schaden. Pfui dä! Mädchen, geh' heim, und morgen laß' ich die Kommand'tur nachmessen!“

„Morgen“, sie äugt ihn von der Seite an, „morgen wirst Du über der Grenze sein müssen, Dihan=Djôf.“

Sie sagt's zwischen zusammengepreßten Zähnen. In ihr bleich erschrockenes Gesicht sprenkeln die Morgentropfen. So sieht man's nicht, daß ihre Augen feucht schimmern.

„Darauf hast Du gerechnet, hai? Du — und auch der Châli Siquet? Rawârdoz! ich will's Euch zeigen!“

„Was tust Du?“

„Mich erwischen sie nicht! Ich erwische die Andern! Nachmessen lasse ich, tin!“

„Es ist nicht Deine Sache!“

„Sache der Kommand'tur, ja. Die soll nachmessen.“

„Es hat seine Richtigkeit!“

„Wer stiehlt, lügt auch!“

„Stiehlt Du nicht?“

„Abin, darum gehören wir zusammen!“

„Ich zu Dir? Lieber in die Höll', sikola!“

„Lieber auf'n Siquethof, hai!“

„O Du! Warum nicht?“

„Du paßt dahin. Der Châli Siquet braucht so eine!“

„So eine?“

„Die man pouffiert und nicht heiratet!“

Ein Ruck fährt in sie hinein. Die Hade greift sie auf und gegen ihn.

„Schmuggler-Monard, nimm das zurück!“

„Sikola! Warum denn?“

„Ich hab' meine Ehr'!“

Er spreizt die Beine, steckt die Hände tief in die Taschen.

„Die Ehre, die ein Bennis Mädchen hat, — no, die kannst' haben!“

Und bücken muß er sich, um ihrem Schlage auszuweichen.

„Ich fürcht' Dich nicht, Suzanne Bazenhannes!“

„Von mir hängt's ab, ob Du über die Grenze mußt, Djhan-Djösèf Nonard!“

„Von mir hängt's ab, ob der Meister Siquet ins Loch muß!“

„Djhan-Djösèf!“

„Suzanne!“

„Man könnt' Dich noch still machen.“

„Mich? Nona!“ (Nein.)

Ein scharfer Ruf aus dem Dickicht.

„Stehenbleiben! Wer da?“

Nonard ruckt auf. Die Grenzler! Wirft sich zu Boden. Auf Händen und Füßen die Böschung hinab.

Aus dem Morgendunst schälen sich die schwarzen Silhouetten. Stehen befremdet.

„Ahm! Schönstes kohlenfaueres Fräulein, mit wem unterhalten Sie sich denn? Verstehen Sie bütsch?“

Sie erwidert:

„Ich unterhalte mir nich.“

„Bitt' schön, wir haben hier immatrikulierte Laute gehört, die sie nicht von selbst herauskamisölt haben können, es sei denn, Sie sind verdreht, und danach sehen Sie doch wohl nicht aus.“

„Ich hab' mit die Bauer gesprochen.“

Wirft die Haade über die Schulter und geht davon.

„Schlüter, Mensch! was'n Weib, Weib, Weib! Augen hat das. — Ahm! das geht einem durch Mark und Pfennig. Hör' 'mal, Schlüter, die wird ja auch im Eisenborner Lager verkehren. Wir könnten 'mal hingondeln.“

Er stößt dem Freunde in die Seite. Mit schäkerndem Lachen gehen sie weiter.

Im Bann leuchtet die Sonne schon. Wo die Dorfhäuser stehen, hängt erst ein dünnes Strahlchen. Von der Dorfkirche her singt das Frühgeläute. Die Hofsunde rasseln verschlafen an den Ketten.

An dem Steinkreuz zum Siquethofe steht Chäli wie angenagelt. Als er das Mädchen kommen sieht, stapft er ihm entgegen. Sein Blick ist stier wie der eines Trunkenen.

„Hein kefeie! Mich anzeigen wirst jetzt,“ fragt er heiser, „hör’, Alte! man muß schweigen. Es wird Dein Schaden nicht sein.“

Sie drängt ihn in die Scheumentüre.

„Bezahlen willst Du mich, Meister Siquet. Martern lassen will ich mich, aber für Geld schweig’ ich nicht. Geh’ durch die Scheuer ins Haus, Meister Siquet. Ich denk, dem Nonard kann mans Maul stopfen, und sonst kann keiner ’was gesehen haben.“

„Meinst so?“ fragt er verschüchtert aus der Scheuer.

„Ich mein’s gewiß so. — Man könnt’ schon das Vieh füttern, Meister Siquet.“

Leise geht hinter ihm die Türe zu. Sie steht unbeweglich und horcht. Die Hühner görlen auf der Stange. Ein schwerer Moorrauch zieht vom Bann her. Still geht Suzanne an ihre Arbeit. Die Augen werden ihr schwer. Die Glieder sind ihr steif. Auf dem Melkstuhl sitzt sie und fühlt den Schlaf wie Blei in sich. Die Kaninchen rascheln. Die Matten schlupfen. Heiliger Antöne! wenn der Nonard ’was schwätzt! Heil’ger Antöne! Der Nonard darf nicht schwätzen!

Den Meister Siquet sieht sie erst am Mittagstisch. Sie tunken in die Suppenschüssel, sie stechen in die Pfanne. Das Gebet verrichten sie mit gesenkten Köpfen. Aber er konnte nicht essen und knobert, er müßt’ sich einen Krug

Bier holen lassen. Und wenn er an ihr vorbei muß, ist's mit dem Rücken.

Da kann sie es nicht mehr mit ansehen, reißt ihn am Armel und spricht zornig zu ihm:

„Gelt, Dich brennt's, daß Du der Suzanne 'was zu danken hast? Hofbauer, Du bist kälter als der Winter!“

Aus ihrem geröteten Gesicht bohren die schwarzen Augen. Geheime Tiefen, verschlossen und gefährlich.

Er kniet in den Knien ein, fast demütig. In das eisernde Gesicht sieht er ihr und denkt, sie sei sehr schön, und nach ihrer herabhängenden Hand tastet er, hält sie lose zwischen den Fingern. Er möchte sie drücken. Sie war nicht rauh und hatte wenig Schwielen. Aber das möchte er sich doch erst überlegen, er, der Hofbauer!

Und dann sagt er etwas, das keinen Sinn und Verstand hat.

„Suzanne! Sie waren alle so, die Siquetbauern. Warum soll ich denn anders sein? Ich bin schlimmer d'ran wie sie alle. Ich bin der reichste Bauer im Dorfe und weiterhin im Wallonischen, weißt Du, Suzanne! und ich müßt' schon 'mal zur Brautschau gegangen sein. Aber hör'! weil ich der reichste Bauer bin und keine bacelle\*) reicher ist als ich —.“ Nun stockt er und kann nicht weiter. Da springt sie ihm bei und vollendet:

„Darum mußt Du ein alter Jüngling bleiben und grau werden, Meister Siquet.“

Er sieht sie verblüfft an. Seine starren Augen stechen ihr ins Gesicht. Er hatte freilich etwas Anderes sagen wollen — ganz anders, hai ja! etwas, ohne vorher überlegt zu haben! Daß, wenn er keine Ebenbürtige heiraten könne, es nicht darauf ankäme, ob sie arm sei — und so

---

\* Mädchen.



weiter. Aber was sie ihm da sagte, war jedenfalls vernünftiger. So gewann er Zeit zum Nachdenken, was für ihn gut und was für ihn besser sei.

„Es wird schon so sein wie Du sagst,“ nickt er und geht.

Sie ballt die Hände und möchte hinter ihm her aufschluchzen vor Zorn und Leid.

Und alt werden soll sie neben ihm, nicht mit ihm! So wird's werden. Gott! und sie ist jung und sie ist warm! Sie wird ihm einmal nachgehen müssen und sagen: „Schicke mich fort, ich halt's nicht mehr neben Dir aus!“

Ei ja, sie wird wohl einmal tun müssen, was die Mame will.

Das denkt sie tagsüber und nachts, bis eine müde Ruhe über sie kommt.

Die Mame greint.

„Mein' Söhne sind, wie wenn sie wären kleine Narren.“

Da ruckt's in dem Châli auf, das Schlawe, das Schwere, das Schredhafte.

„Den Narren, den da in der Eremitage, den will ich Dir heimholen!“

An dem soll sich seine stille Wut, seine grobe, stachelnde Unruhe zermahlen. Pah! es wird ihm wohlthun, ganz sicher, ganz gewiß. Greift zum Steden. Den Mittel über. Den Hofhund nimmt er mit bis zur Station. Der wird um ihn bellen und springen, rundum, rundum, daß jedermann im Dorfe es weiß: der Meister Siquet geht auf Reisen.

Es ist noch sommerheiß, aber die Federn am Wege zerfallen schon. Eine Gais ist angepflöck und weidet im Straßengraben. Das Bellen des Hofspizes fällt ihr auf die Nerven. Sie rast, hüpfst, bockt.

„Hai, Weißpfote!“

Er soll sich ordentlich betragen. Es kommen Damen, feine von der Bahn her. Der Zug 12,29 bringt sie von Aachen her. Es kommen immer feine Damen, sie gehen ins feinere Hotel, sie sagen zu den Leutnants „ süßer Schlingel“ und „liebes Luderchen“. Sie sind feine Damen, ganz feine. Aber wenn sie vom Zuge 12,29 kommen, dann ist's für den Meister Siquet zu spät. Der nimmt ihn nicht mehr mit. Auch wenn er sich par bonté durch die Feldbahn mitschleppen läßt. Also muß er zu Fuß. Die feinen Damen grüßen. E i n e feine Dame! Auf stockwallonisch. Es rollt ihr nur so.

„Bodjou Ghâli! Kennst uns bâcelles nicht mehr!“

„Sapristi! Plone? Man kann sagen, Du hast Dich 'rausgewichst.“

„Ja, es geht mir gut. Ich komme mit der Josepha 'mal wieder in die Heimat.“

„Die Josepha?“ Er dreht sich nach den Mädchen um, die weiter gehen. Von weitem könnt's die Anna-Djôsêf sein, vielleicht ist's jetzt die Josepha. Sie schaut halb um, nickt ein wenig, sagt: „Ghâli!“ und geht weiter. Die Plone setzt ihnen nach. Ghâli Siquet geht seiner Wege.

In Sourbrodt läuft man nicht mehr an die Türen. Man kennt das. Die Aufgepußten strömen zum „Camp“. Aus Wellblechhütten pfeift man nach ihnen. Zwischen Wellblechhütten schweben feine Hüte. Und verschwinden.

Der Tag glutet auf das Lager. Es war noch primitiv, teilweise mit französischen Spitzzelten. Auf's Wellblech zucken die blanken Blicke. Man kann keine Hand drauf legen, so heiß ist's. Der Abend glutet noch. Unterm Wellblech dunsten schwitzende Menschen. Vierzig zusammengesperchte Menschen! Auch fünfzig. Die Hütte quallt voll Stidluft und muffigem Dunst und Fußschweiß. Vierzig Menschen und fünfzig wälzen schlaflos. Da streicht eine

Briefe vom Bann her über die Hütten und leckt das Wellblech kalt. In das überhitzte Schlafen und Schnarchen kriecht die fröstelnde Kühle. Warm und kalt. Die Temperatur wechselt, jagt. Kalt und warm. Man kriegt die Gicht in die Knochen. Das Fieber läuft ins Blut, Fieber und Frost. Vierzig und fünfzig und dreitausend Menschen schütteln sich und fluchen.

O Eisenborn! o Eisenborn!

Dich schuf der Herr in seinem Zorn!

Reden auf. Und hinaus! Mutter Grün wird gastfreundlicher sein. In den Waldschlag, fast rund um den Truppenübungsplatz, schlupfen Gestalten. Unterm Laubdach und in der Waldbtiefe ist die Tagesglut festgehalten. Es riecht nach Moos und Baumharz und schummeriger Wärme. Willkommen bei Mutter Grün!

Leiser Singsang. Rufe. Flüstern. Richern. Der Liebsten Lieber breitet die Arme. Und das Soldatenleben ist so wunderschön, heidiadaradudum!

Feine Kleider rascheln. Und nicht grad' feine. Und Bauernröcke. Aus den Mondschatten der Dorfhäuser ein hurtiges Trippeln. Ach Gott! Die da! Und die da! Die da! und solche und jene! Waldfest! Lebensfest! O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!

Und brave Bauern schnarchen.

Die Sünde geht geschminkt durchs Dorf zur Nacht. Die schöne, heitere, leise Sünde! So leise, daß brave Bauern schnarchen können.

Zwei Männer stapfen am Waldbrand entlang, zwei Siquetbrüder, schweigend, finster. Einer im heimlichen Beten, und der schielt in den Wald. Vielleicht weht ein Hauch um ihn aus Pollhs gleißendem Flüstern . . . . . Sei verflucht, schön's Wiener Kind!

Aus der Nacht spiegelt der Kasinoweiber. Um ihn spreitet die zerstampfte Wiese. Sie säumt den Kasinogarten ein. Die Stimmen der Offiziere hallen im Gelächter. Exzellenz ist anwesend. Exzellenz beliebten einen Witz zu machen. Der Nachhall von hier aus animiert im Kasino der Feldweibel, Unteroffiziere und Einjährigen. Die Musik, die hier nach 6 Uhr spielt, ist vertauscht. Aus den Zwischenräumen der Baracken ragen dünne, neugepflanzte Bäumchen. Bänke darunter, Soldaten räkeln darauf. Ein Bauern-Türtigrock hauscht zwischen ihnen. Sie lachen breit und verschwiegen.

Und steil eine weiße Straße durch tiefdunklen Tannenschlag. Krummen Ast' heißt der Wald. Paare lustwandeln die weiße Straße hinauf. Plone läßt sich schleppen am Arme des Einjährigen.

„— und ich könnt' Dich auch in Aachen besuchen.“

„Ja, weil ich jetzt zu Tieg komme und 8 Uhr Ladenschluß ist —.“

„— und dann können wir zum Lousberg.“

„Ja, gelt?“

„Ach, gelt?“

Und sie schweigen und sie lenken in den Wald.

O Elfenborn!

Zwei Siquetmänner stapfen heim. Sie passieren das Schilderhäuschen und den Wachtposten mit geschultertem Gewehr. Rechts und links die Wohnungen der Kommandeure. Die blanke Nacht schwelgt in tausend Sternen. Und lustvolles Schweigen überall. Um die Hühnerställe schleichen die Wiesel.

Die Wame sagt im Siquethofe:

„Mein guter Sohn Jäck, die Wiesen sind zu säubern und zu düngen und zu wässern. Es ist stark gut, daß Du kommst.“

Er sagt:

„Vor Gott dem Herrn ist's nicht gut, Mam'. Der Eremit meint so: man muß der Gewalt weichen! Mam', ich kann Ihnen sagen, daß ich wieder zurückgehe, wenn ich will. Ich will schon morgen.“

Da faßt Châles, der seinen Stecken noch nicht in die Ecke gestellt hat, diesen fester und beginnt ein Prügeln, daß Gott erbarm! Fast kracht der bückende, bückende, drehende Rücken Jäds. Die Mame weicht zurück in die Torfede neben dem Herd. Die Mahanne, die auf Tagelohn ist, rückt die Melkeimer beiseite und rettet die Stalllaterne von der Anricht. Die Türen hat Châles verschlossen, so ist kein Ausweg. Die Zinkschüsseln rasseln vom Topfbrette herunter, die Kaze springt auf den Schrank und buckelt. Zwischen wuchtigen Hieben schnauft der Hofbauer seinen Born. „Hepp! lala! Dir muß ich's geben! Ich, der Alt'ste! Du, der Bub'! Bub', ich schlag' Dir's G'nick entzwei. Dir muß ich die frommen Muden austreiben. Höhepp! Eremit!“

Da huscht eine Gestalt zwischen beide, steht steil. Ein fester Schlag prasselt ihr auf die Schulter. Sie muckst nicht. Und Châles erhobener Arm bleibt steif in der Höhe.

„Gehst weg!“ brüllt er.

„Du sollst ihm keinen Knochen kaput schlagen, Meister Siquet. Nachher tut's Dir leid, Meister Siquet!“

„Jetzt bin ich der Teufel! Jetzt hat er mit mir zu tun!“

Sie reißt den Rock breit und deckt den Gezüchtigten.

„Mam', macht ihm die Tür' auf!“ ruft sie hinterrücks.

Da holt Châles weit aus, sieht sie starrwütig an. Sie reißt ihm die Hand herunter. Sie denkt dran, was Jäd ihr erzählt hat von dem Ruß, der nicht aus der Bauernlieb kommt. Ihr Herz wallt. Und einen Ruß brüdt sie

auf die Bauernhand, die ausholt, sie zu schlagen. Da läßt er ab, schlort herum. Sein grollendes Knurren ist:

„Berrüdt! Berrüdt! Berrüdt'es Weibsmensch!“

Ist das erlebt? Hat man's je von einem Bernünftigen gesehen?

Er wirft die Türe, und in die Kammer. Man hört seine schweren Schuhe auf die Dielen niederplumpfen. Er wird schlafen. Aber inmitten fährt er auf. Fallende Traumworte:

„Berrüdt!“

Aber er lächelt.

Jäck geht und klagt. Seine Knochen sind ihm lahm. Er geht wie ein Sichtbrüchiger. Die Mame holt das vertrocknete Brötchen aus der Kitteltasche Châles. Er hat's in Malmedy zum Reiseproviant gekauft. Und zum Jäck:

„Hier, Alter! ein gonesse. Es wird Dir gut machen.“

Jäck ist. Und geht und klagt noch. Da schneidet ihm die Mame ein paar Speckschnitte in die Pfanne:

„Alter, setz' dich an den Tisch. Es wird dich kurieren.“

Er ist und schnuffelt sein Wutheulen. Aber er geht ins Dorf und klagt, was ihm geschehen sei. Die Bauernweiber kommen zur Mame.

„Mam' Siquet, er behält steife Beine. Der Jäck ist kein Vieh. Das hätt' der Châli schließlich bedenken sollen.“

„Hai ja,“ sagt die Mame. Sie sagt's resolut. Wenn da keine Städterbrötchen und Speckschnitte helfen, muß es der Saint „Haleine“ von Stavelot. Er hat geholfen, als der Jäck Siquet ein fettes Baby war und mit achtzehn Monaten noch keinen Fuß vor den andern setzen konnte, er wird ihm auch jetzt wohl wieder auf die Beine helfen. Man muß wallfahrten.

Jäck stöhnt und geht mit und schlappt und schlort. Und steht.

„Ich kann nicht weiter, ouye donc\*)!“

Sie klopf ihm ermutigend und derb auf den Rücken.

„Paß' Deine Beine zusammen, Alter. Weh' muß es tun, sonst hilft's nichts. Hepp!“

Ein stiller, geduldiger Heiliger wartet auf sie in dem Staveloter Nonnenklosterchen drüben über der Grenze. Er hat Zeit seines Bestehens wunderliche Anliegen genommen und ist stumm geblieben und hat keine Nerven bekommen. Er hat sich anstandslos von den guten Kreuzschwwestern die Symbole seiner Hilfsbereitschaft in die Heiligenhand drücken lassen: Zwei ausgetretene Kinderschühchen, auf daß man wisse, er hat einem armen Kleinchen den ersten und den rechten Weg gelehrt — aber es ist ihm noch nicht viele Male vorgekommen, daß eine Mame mit einem ausgewachsenen Säugling zu ihm wallete und ihm dessen Beine anempfahl. Und auch da blieb er stumm und geduldig und gipsern und mild. Desto lauter war die Mame Siquet. Es wurde eine teure Wallfahrt. Jäck hat gestört. Seine lahmen Füße sind lahmter geworden. Sie fahren mit dem Omnibus ins Preußische zurück, und mit der Eisenbahn fahren sie nach Bahnhof Sourbrodt.

Die Mame sagt:

„Alter, paß auf, wenn Du morgen zur Frühmess' kommst, dann hat der St. „Galeine“ geholfen.“

Da kam Jäck Siquet.

Es ist ihm recht. Er glaubt gern. Er betet gern. Er will immer beten. Er will sich den strohgelben Schnurrbart abrasierern und glatt und sauber und fromm sein.

In Sourbrodt kann man heutigen Tages einen sehen, der die Augen nicht mehr aufschlägt und leise redet und gewichste Stiefeln hat und knarrend in die Kirche kommt

---

\*) Wehelaut.

und jedem Begräbnisse folgt und in der weiten Runde der wallonischen Dörfer die Festheiligen weiß.

Das ist der Jäck Siquet.

Es kommt und fragt ihn der Dihan=Djösèf:

„Hör'! er hat dich also krumm und lahm gehauen?“

„Er hat mich krumm und lahm gehauen.“

„Du tußt ihm 'was nicht zu Gefallen, hai?“

„Ich tu' ihm 'was nicht zu Gefallen.“

„Was sagst Du?“

„Ich sag' nichts.“

Und scheu geht er. Suzanne steckt am Steinkreuz einen Busch Wiesenblumen auf. Dihan=Djösèf ruft zu ihr herüber:

„Du hast ihn unter der Fuchtel, Du und der Châli. Er läuft wie ein gepeitschter Hund.“

Seine Gesichtshaut ist wie straffgespanntes Leder, keine Bewegung, kein Rucken.

„Wenn Du ausfragen kommst, Dihan=Djösèf, nehm' ich ihn unter die Fuchtel, aye.“

Er zieht die Schultern hoch, reckt den Hals nach ihr.

„Ah binameie! Du hast die Angst! Es könnt' einer fragen, was man nicht sagt.“

„Außer dem Dihan=Djösèf fragt's keiner.“

„Aber der Dihan=Djösèf fragt's!“

„Wohl sicher! O ja! ei sikola!“

„Und warum, Bielliebchen?“

„Weil der Dihan=Djösèf ein schlechtes Maul ist!“

„Weil der Dihan=Djösèf 'was weiß!“

„Was man weiß, fragt man nicht, ich dent's.“

„Wenn ich Leut' ärgern kann, tu' ich's.“

„Es ärgert sich keiner, Schlechtmaul!“

„Wenn ich Leut' s c h a d e n kann, tu' ich's!“

Sie hält im Atmen inne.



„So einer bist Du! Das wärst imstande, einen ins Elend zu bringen!“

„Ein Dieb soll gehenkt werden!“

„Bist Du kein Dieb? O Du!“

„Ich?“ er sieht sie fest an, schüttelt den Kopf, „nein! Schmuggeln ist kein' Sünd'. Ich hab's dem Curé gebeichtet. Der sagt mir nicht ja, und sagt mir nicht nein, Aber er sagt mir 'was von der Thelogie, und das hab' ich nicht verstanden. Louk! wenn aber der Châli beichtet: soundsso und er hätt' den Grenzstein verrückt, dann sagt ihm der Curé ohne so und ohne so: Du hast gestohlen, gib's zurück! Und wenn ich hingehe und es anzeige, heißt's wieder: es ist gestohlen, holt ihn mit der Polizei! — Mund heraus, so ist's! Aye!“

Das Blut pulst ihr heiß ins Gesicht. Mit der geballten Hand hämmert sie auf seinen Arm:

„Dir könnt' ich 'was antun! O Dir! o Dir!“

„Mir antun? Was? Rechtschaffene Leut' fürchten nig. Ich bin frech, aber ehrlich. Auch mit Dir! Ich sehe, man kommt weiter mit Dir, wenn man frech, aber unehrlich ist. Und daß Du's weißt, ich lasse kein Unrecht aufkommen!“

Er will an ihr vorüber. Da packt sie ihn beim Armel.

„Wenn Du gegen ihn sprichst, ich für ihn — wem wird man's glauben?“

„Ich mein' — Dir nicht! Man sieht Dir die Absichten auf den Châli Siquet schon auf fünfzig Schritte an. Vielleicht heiratet er Dich, wenn er aus 'm Gefängnis kommt.“

Er lacht und stapft weiter. Sie geht neben ihm her mit leisen Schritten und leisem Atem und heißem Flüstern.

„Ich heirate ihn nicht! Hörst, Dihan-Djôsef?“

Er steht.

„Bin! Wen heirat'st denn?“

Da bleibt auch sie stehen und läßt ihn weitergehen. Um sie her wird ein Tuscheln und Raunen und Fragen. Wie Nadelstiche fährt's ihr an den Kopf.

„Wen heirat'st denn?“

Ein Gedanke bohrt in ihr. Der saugt sich an ihre Stirn fest, der hämmert gegen ihre Schläfen — sie könnte verrückt darüber werden, aber es beruhigt sie.

Ihre wirren Augen suchen den Meister Siquet. Der fürchtet das Alleinsein. Er kommt ihr nach in den Stall, in die Scheuer, auf die Bleiche. Als möchte er ihr etwas sagen, und als fände er die rechten Worte nicht. Vielleicht denkt er auch, man könne sich eine wichtige Sache nicht oft genug überlegen. Seine stumme Anhänglichkeit macht sie aufgereggt und krank. Ihr Blick sagt ihm: Ich schweige! Aber das ist die Antwort nicht, die er sich ausdenkt auf seine Frage. Er bleibt auf halbem Wege zu ihr stehen, starrt. Und kehrt um. Da fängt sie an, ihn zu fürchten. Sie fühlt's wie eine Krankheit in den Knochen, geht heim ins Bagenhanneshaus und läßt sagen, sie müßte ein paar Tage liegen. Die Mame schickt die Antwort zurück, sie möchte das Wiederkommen vergessen.

Der Bagenhannes macht der Tochter Warmbier und sagt, es sei eine Erkältung. Im übrigen geniert sie ihn in der Kantine. Wenn Lärm da wird und Frauenjauchzen, ruft sie ihn herauf.

„Vater, es ist schlecht!“

Und weint zur Nacht und schläft am Tage.

„Bist Du krank, hai?“ fragt der Vater Bagenhannes.

Sie sagt:

„Ich bin nicht krank.“

„Warum liegst Du?“

„Ich lieg' gern.“

„Unverschämtes Schnattermaul!“

Ei so 'was! Ei Donner! Eijeiei! Das soll ihr gesagt sein: in seinem armen Hause ist kein Platz für unnütze Brotesser. Er habe für sich und die Mananne, die zu ihm tagelöhnern kommt, und einen Karrenhund das Futter aufzubringen, und mehr könne man nicht von einem alten, arbeitsamen Manne verlangen. Und wenn sie es noch nicht wisse, daß sie verrückt sei, so soll sie sich es jetzt von ihm sagen lassen. Wie könnte sie sonst einen Mann wie den Dihan-Djösöf aufs „Ja“ warten lassen?! Kurzum: hierbleiben soll sie und in der Kantine helfen, oder auf den Siquethof zurückgehen. Und treibt sie auf.

Sie macht sich auf den Weg zum Siquethofe. Es ist doch wie eine Krankheit in ihr. Warum sagt sie: Ich bin nicht krank! Es ist doch in ihr. Kein Schmerz und kein Reißen und Stechen. Aber wie Unruhe und Weinen. Sie wird gerissen und gestoßen. Hin und her. Sie weiß nicht mehr, wo sie hinaus soll. Sie macht weite Umwege. Wo der Weg nach Robertville abschneidet, geht sie langsam weiter.

Im erstorbenen Herbstfelde loht ein wilder Birnbaum in feurigem Rot der Blätter. Von der Höhe herab, da wo die Hochmoore sich dehnen, in die weißdunstige Ferne, zieht ein dunkler Streifen, das tiefe Schwarzgrün der Nadelhölzer. Das ewige, ausharrende Grün! Der Herbst kann nicht kommen und schütteln. Der Winter kann nicht kommen und abräumen. Wenn über die Menschen der Herbst und Winter kommt, sind sie nicht so truzig.

Aber an den Weidenbüschen lugen schon winzige grausilberne Käpchen. Und auf allen nackten Zweigen. Und Frühlingsprimelchen, das stengellose, mit seinem blaßgelben Kelche in der frühuntergehenden Sonne! Scheinleben, zwecklos, kurz. Früh-Frühling im Herbst! Heiliger Frühling!

Und eine herbstliche Menschenseele geht in den Knospen. Herzfrühling unter zerstäubtem Laub. Der Winter soll kommen und abräumen. Heiliger Frühling! Herbstnacht! Stille!

Die Sonne ist aus dem Tag. Aus dem windstillen Tale flirrt der von durchsonnter Luft gelöste Tau in weißen Schleierfetzen herauf. Binnwind flutert hinein. Da wird's ein durchschauernder, reißbeladener Lufthauch. Früh ist der Sommer aus dem Binn.

Die hochansteigende Landstraße herauf holpert eine Fuhr, ein Torfkarren. In dem klaren Herbsttag und der kristallhellen Durchsichtigkeit der Luft sieht Suzanne auf den Karrenwänden hochend Dihan-Djosef. Sie geht langsam hinunter. Er fährt langsamer herauf. Die Arme hat er auf die Knie gelegt. Der Kopf schlenkert vornüber nach dem Wanken des Karrens. Der Mann pfeift. Als Suzanne nahe kommt, grüßt er im Singsang der Wallonenart:

„Salut!“ und sagt und zeigt mit der Peitsche die Höhe hinunter: „Im Camp ist heut' ein großartig' Charivari. Man muß das sehen. Es ist der letzte Tag.“

Sie geht weiter. Er fährt weiter. Dann dreht er nach ihr zurück, ruft:

„Hörst! Wenn jetzt die Soldaten fortgehen, wird man wohl den Feldmesser von Malmedy 'rüberkommen lassen müssen. Wer weiß denn? Nach dem Winter ist vielleicht der ganze Schießplatz eingeschluckt. Halt' euch parat auf dem Siquethof!“

Jüpp! und weiter. Langsam steigt sein Döse. Langsam geht sie. Ganz langsam. Und steht lange. Ihr Denken versteinert. Und das Binn starrt in der Versteinierung. Und der verglaste Himmel darüber. Und die verstorbene Stille um sie.

Drunten Trompetenschall, verlorener Lärm. Die Dämmerung wallt nieder. Glühfünkchen darin, einzeln, reihenweise. Aufblitzende Lichter im Truppenlager! Das Dorf läuft zusammen. Schwarzdicht eine gaffende Menge um den „Camp“.

Hoh „alte Leute“! Antreten! Reserve hat Ruh'! Und die „alten Leute“ rennen in dem Wust von Geräuschen, ordnen die Bitwalispiele. Fünf Regimentskommandeure lächeln mit gütigen Augen. Hoh, Jungens! Holla! Marsch! 'Man marschirt der Musketier, strohumwickelt, ein furchtbarer Kerl, ganz komisch, zerrissen und zerschligt, ein Strohausch, ein Dickbauch. Und aus ihm bröhnt die Stimme des Herrn Hauptmanns. Ei wei! Deibel! ganz ostpreußisch. Wer kennt nicht die Stimme des Herrn Hauptmanns? Und wie der Strohkler sie nachahmt! Man muß lachen, man muß brüllen. Ei wei!

Hauptmann von Köpenick! Uff! Ein Massenruf. Ein Masselärm.

Und fünf Regimentskommandeure lächeln mit gütigen Augen. Morgen hat Reserve Ruh'.

Der Herr „Hauptmann“ hält Parademarsch über die abgehenden Reservisten. Die stehen wie Kerzen. Stöcke geschultert, auf die Helmspitze Rüben gestülpt. Majestätische Strünke. O ganz furchtbar! Da sind einige Dickrüben ausgehöhlt und zu Fragen geschnitzt. Kerzenstümpfe brennen darin.

Und der Herr Hauptmann von und zu Stroh mit der ostpreußischen Stimme spricht von der Liebe und Dankbarkeit der wadern Mannen, von unvergänglicher Treue, von Disziplin und Soldatenehre, von Heldenbrust und Tatendurst, von Leben und Sterben fürs teuere Vaterland. H'rra! H'rra! H'rra!

Da war kein Auge tränenleer. Es war eine schöne Rede. Ein Schullehrer hätte mit roter Tinte Interpunktion und Grammatik hineingemalt. Wallonen stießen sich an und sagten: „Entweder spricht er falsch, oder wir sprechen das Deutsche richtig.“

Aber es war eine schöne Rede und begeisternd. Hurra! Die Offiziere erwidern populär, leutselig. Morgen geht die Bande zum Deibel. Hurra!

Gesprengt die strammen Reihen. Ein Wust, ein Gewühl. Ein Bombardement mit blechernen Eßgeschirren. Hussa! lärmt das rotfragige Volk, lachen breit die Bauern, schäkern schrill die Mädchen. Küsse schmalzen durch die Abendluft, auf Fingerspitzen geworfen. Sehrende Küsse. Und ein paar aufgeschnappte Worte: „Embrasser Mam-sellchen!“

„Gebez-vous ein betsch!“ (Ruß) „Hoh, Franzuß! verstandez-vous? Kletter' mir den Buckel 'rauf vous! Morgen geht's heim!“

Schwenken die Löffel, haden die Erde auf und begraben sie. Und anschwillt ein Sang von der fernsten Lagergrenze her, immer näher, und wie ein Brausen.

O Essenborn! O Essenborn!

Dich schuf der Herr in seinem Zorn!

In den stillen kühlen Dämmer braust der Ruf wie Donnerhall. Aus der Weite und jauchzenden Ferne.

Sourbrodt, das Wallonen Dorf, liegt verstorben und still. Sie sind hingewandert zum „Camp“.

O Winter, schlimmer Winter! Die Lust zieht aus. Unterm Schnee überwintert ein verschlafenes Dorf. Und Friede wird sein!

Schlaf' wohl, Allsünderdorf!

Morgen in der Herrgottsfrühe wecken Dich noch die Trommler und Querpfeifer, und die geschmückte Sünde

wird an deinen niedern Fenstern vorüberstreiten. Frech und winkend. Einherziehend vor Trommeln und Pfeifenschall.

Ade! Ade! Wenn der Frühling wiederkommt . . . . .

---

Im Wege von Robertville geht sie langsam zurück, die Suzanne. Ein Feldkapellchen steht da am Eingange des Wallonendorfes. Auf die Treppe setzt sie sich und wartet. Steil sitzt sie. Gespanntes Hörschen. Wenn der Torfsarren rattert . . . . . ! Im Wege von Robertville . . . . . !

Sie krampft die Hände im Schoß. Sie schluckt viele Male. Und wartet. Der Abendwind flutert in den Hecken.

Und wartet.

Als sie das Holpern fernher hört, das Schnaufen des Ochsen, stellt sie sich mitten in den Weg. Da muß der Schmuggler-Ronard halten.

„Hüh! Was willst?“

Ihre Stimme weht hohl. Ein zerbrochener Klang darin.

„Djhan-Djöséf, wenn Du noch magst, kannst mich heiraten.“

Er starrt mit halboffenem Munde. Und da ihm nichts anderes einfällt, springt er von der Deichsel ab, stellt sich neben seinen Ochsen:

„Hüh, Kabbè!“ und tätschelt ihn zwischen den Hörnern. Sie fragt:

„Willst?“

Seine Brauen rücken zusammen. Und finster:

„Ich hab' immer gewollt. Aber Du? Ohne Bedingungen kannst Du auch jetzt nicht, mein' ich.“

Sie bohrt ihre dunklen Augen in sein lederneß Gesicht.

„Du wirst schweigen, Dihan-Djösëf!“

„Ich könnt' nein sagen. Du kommst zu mir um 'n Kaufpreis, hein?“

„Ich streit's nicht ab, es ist 'n Kaufpreis. Du hältst's Maul und dafür kannst ins Wirtshaus gehen und sagen: die Wagenhannestochter hab' ich klein gekriegt. Sie hat sich mir angeboten.“

„Ich kann schon eine ohne Bedingungen haben.“

„Ja, die Bâbe. Das Benn hat sie ausgedörnt. Sie ist wie Leder — wie Du! Dihan-Djösëf, D i r tu' ich die Ehr' an, denk' dran!“

„Mit der Ehr' allein geht's nicht in der Ehe.“

Sie rekt vor. Der Hornkopf des Zugviehs ist zwischen ihnen.

„Warum soll ich Dir's anders sagen wie es ist? Mein Lieb' hast nicht, Dihan-Djösëf, aber es gibt noch andres genug für Dich. Ich will mir die Knochen kaput schaffen für Dich. Sie sollen im Dorf sagen: er hat ein brav' Weib, und ein anständiges, Dihan-Djösëf. Unserm viellieben Herrgott schwöre ich's zu — auch ein treues!“

Er starrt düster zu Boden. Seine Stimme geht tief.

„Ich hab' auch 'was geschworen, Suzanne. Ich hab' dem viellieben guten Gott zugeschworen, daß Ihr auf meine Kosten nicht warm werden sollt, Du und der Châli nicht! Jetzt hab' ich Dich so weit. Ich könnt' froh sein. Heil'ger Herrgottsname! ich bins nicht. Ich weiß, wenn Du jetzt einen andern Ausweg hättest, tät'st Dein Wort brechen!“

Ihre Brust stößt hoch. Sie hält ihm die Hand hin, sowie man feilscht um's liebe Vieh.

„In Gottesnamen, schlag' zu!“

„Ich bin mir zu gut dazu, Suzanne Wagenhannes. Ich hab' Dich immer gern gehabt, wir sind da noch zur Schul' mitkommen gegangen. Da sagt ich: die Suzanne



Baßenhannes werd' ich einmal heiraten! — Du hast auch 'was gesagt. Ich mein', so hast gesagt: ‚dem Dihan-Djösef werd' ich's Haus warm halten, eijaja! warm.‘ — Wenn Du das jetzt noch sagen könnt'st —.“

Sie streckt ihm die Hand über den Hornkopf hin. Und leise:

„Dihan-Djösef, ich will Dir's Haus warm halten!“

„Laß's gut sein,“ sagt er schnell, tritt zu ihr, und wie er vorher den Ochsenkopf gestreichelt hat, tätschelt er ihre Schulter. Unter die lederne Haut läuft ihm das dunkle Blut.

„Abjüs, fefeie. Gott behüt'!“

Peitscht den Ochsen weiter. Hurtig holpert der Karren. Torfgries bröckelt herunter.

Suzanne greift in die Hecken, pflückt ein paar Zweige heraus. Die Treppe zum Kapellchen steigt sie hinauf und steckt die Zweiglein dem Heiland in die Dornenkrone. Kniet und schaut unverwandt zu ihm auf.

Durch die niedern Fenster wallt das gespenstige Dunkel. Die halbkahlen Baumäste klappern dawider. Schwelende Kerzen flackern trübbrot und werfen schwankende Kreise auf die bleichgetünchten Wände. Auf dem Steinboden schwitzt die Feuchtigkeit heraus. Eine fröstelnde Kühle hocht in den dunklen Ecken. Über die Betstühle fließt blutroter Schein aus der Ampel. Mitten in das flimmernde Leuchten kniet sie, und auf ihrem Haare liegt ein Purpurkranz.

Draußen kommt einer mit leisen Tritten näher, steht an der Türe und glaubt, sie sei schon verklärt. Aus seinen grellen Augen sucht ein Blick sie, sanft und gut.

„Suzann'!“

Sein heiserer Ruf dringt in ihr stilles Beten. Ein Bittern schauert durch ihren Körper. Unbeweglich bleibt sie und lauscht.

„Suzann'! hörst! Es kann mir nicht mehr helfen, Dein Schweigen. Ich hab' kein' Ruhe mehr, seit Du gegangen bist. Es ist jetzt wie auf'm Friedhof im Siquethof. Ich hab' mir's überlegt, Suzann', Dein Schweigen allein hilft mir nicht mehr. Komm' heraus, Suzann'! Auf dem Siquethof fehlt eine Bäuerin. Ich mag Dich gern. Ich hab' kein' Ruh' mehr. Ich schaff' nicht mehr. Ich bin des Teufels. Heil'ger Herrgottsname! Komm' heraus, Suzann'!“

Sein Flüstern schwirrt zu ihr herein, sein Stöhnen und sein Fluchen. Es irrt um die flackernden Altarkerzen und knistert in dem Zwielicht und jagt ihren Gebetsseufzern nach und haucht sie an mit dem Eisatem, daß sie innerlich erstarret in toter Ruhe.

Halb wendet sie den Kopf, sagt's laut, und es klingt wie ein erneuter Schwur:

„Ich hab' mich heut' dem Nonard versprochen!“

Lange bleibt's still draußen. Dann hört sie seine tappenden Schritte auf der Landstraße. Weiter, immer weiter. Tapp, Tapp! Ganz weit. Tapp, Tapp! Wie hämmernde Herzschläge eines Sterbenden. In hohler Ferne. Im dunklen Schweigen. — — Tapp . . . . . Meilenweit — — — weit in alle Ewigkeit! — — — — Das Opfer ist vollbracht! — — — —

Vor dem Siquethofe bleibt der Meister stehen. Er möchte nicht hineingehen. Als wäre jemand gestorben drinnen! Und um den müßt' er weinen. Armer Meister! Sei verflucht, Hofbauer!

Da gellt sein Lachen.

So machen sie es alle, die Bennemädchen. Man muß sie klopfen, damit sie weich werden. Der Konard versteht das. Und darum sollen Hofbauern keine Bennemädchen heiraten!

Und wieder lacht er. Und Trompetenstöße hallen hinein, fern vom Truppenlager her.

Zapfenstreich.

Die Nacht düstert aus dem Benn herauf.

Schlaf' wohl, Allsünderdorf!

Tärrätätätätääätätä — tarää — tä — täää —  
Tä —! Tä—! Tä —!



## Heidspuk.

Die Wolken ballen.

Abend.

August, 12. 1907.

Und gestern hat's n i c h t geregnet.

Aber Kides, der Bennbauer, steht am Warmhause der Kunstgärtnerei Arthur Pißsch in Eupen. Steht, raucht, flucht.

„Et es en Sommer — nee, wat en Sommer! Kreizgewidder! Seit 1898 es su fei Nääß gewest.“

Herr Arthur Pißsch sagt:

„E' ja Donnerwetter!“ und sagt noch, daß die Bienenvölker dieses Frühjahr nicht schwärmen konnten. Die Nässe! Die Nässe! Und mußten den Honig im Stock aufzehren und dem armen Imker die leeren Waben lassen. Und Blütenhonig gab's überhaupt nicht. Himmelherrgott! Was das ein Segen in den vergangenen Jahren war! Ging man da durch die blühende Heide, — ah! eine überquellende Fülle von Honig! Sie klebte an den Schuhen, an den Hosenträgern. Und Herr Arthur Pißsch stellt seine ganze Hoffnung auf den trockenen Herbst, wenn die Heide blüht. Tritt an die Zisterne, tunkt die Hand ins lauwarm temperierte Wasser. Sieht auf das Thermometer am weißen Pfahl. Ja, man könnt' noch begießen. Sein Ruf zum Bienenstand hinüber, ob die Völker all' eingeflogen seien?

Ja!

Und zum Reicks.

„Dann können wir aufladen.“

Sie laden auf. Keine Bienenkörbe. Es sind Kästen. Die Bienenschwärme können darin überwintern, totschlafen bis zum Frühjahr. Das war anders mit den Körben. Das ging nicht. Man mußte das Bienenvolk nach getaner Arbeit töten. Also waren's Kästen. Man stellt sie in Stroh auf des Rides's Handcharettchen. Langsam fahren. Behutsam. Ins Benn. Die Heide blüht. Sie trieft von Honig. Heidehonig. Die königlichen Eifeldomänen, die von Bütgenbach, Weywerts, Bertrath, Lauscherbüchel, werden ihn aufschlecken und hinaus in die Welt verschicken, nach ihren Verkaufsstellen in Aachen, Köln, Frankfurt. Herr Arthur Pißsch, Kunstgärtner, Eupen, wird ihn auch aufschlecken. Am Bennischhof ist sein Bienenstand.

„Fahrt zu, Rides's!“

Kattatam, rrrup, rrrup, hoppla! Die Montjoier Landstraße hinunter. Die bleichsandige im bleich-blaß grünen Mondabend. Die Baumschatten liegen lang darüber. Der Mond hängt wie eine große Laterne in den Bäumen. Ein bizarres Transparent, das seine schwarzen Arabesken an die violett-blau-weiße Himmelsbede wirft. Droben unter den Sternen ballt sich eine Wolfenfaust; dicht vor dem mephistophelischen Sichelgesicht des Mondes. Wenn sie hineinhaut, zerknitterts und das bizarre Transparent und die bleichblasse Straße und das grünblaß dämmernde Feld. Und in Finsternis und Stücke geht der Mondabend. Weither düstert das Benn. Rides's sagt:

„Wenn't heit net su klar wär', täten ech net gäre fahre. Im Benn es et net mich just. Do geht en Spukes 'rüm, en labendiger! No, Hähr, lacht net. Et es net zu spasse. Goll mich der Deivel! su es et!“

„Hau!“ macht Herr Arthur Pißsch und fragt, ob der Spuß, der lewendige, mit einem Trauring oder einem Schwimmgürtel bekleidet sei? Dem Rides schwellen die Adern. Der Zorn schwellt. Der Sumpf in ihm brodelte. Das Benschweigen gährt und explodiert in einem herausgeknurrten Fluch. Da ist nicht zu spaßen mit Rides, dem Bennisbauer. Der Kunstgärtner schwenkt ihm das gestickte Tabaksbeutelchen zu. Er soll stopfen. Es wird ihn beruhigen. In Rides rostrot verbranntem Gesichte vibrieren die tiefen Hautfalten. Unterm Kittel hervor nimmt er sein Pfeifchen, stopft umständlich, räuspert sich kollernd. Wie das mit dem Spuß sei?

Es sei so:

„Noch net lang es et her, et mögen en Stüder zwei bis drei Wochen sin, do huckt ent dat Amei, ons Främensch, in der Rech en strept die Bohnsele av. On — wat es et uff emol? — joa, wat es et?! De Deiwel! en Mannsgezicht es et am Fenster von der Rech! Jess', Maria, Zusep! Dat Amei bekreuzigt sich on fort es et! On hernach wor en Gestank wie aus der Höll' eruß, su'n Gestank! Su es et!“ Schweigen. Mit rundem Rücken sitzt Rides. Die Leine baumelt locker. Trab, trab der Gaul, schlapp. Fein tinkt das Schellchen am Kummer. Ein Hinterrad holpert über einen Stein. Der Wagen hebt sich einseitig. Die Kasten schieben. Herr Arthur Pißsch faßt zu. Er schmunzelt. Gott! ein aufgeklärter Mann wie er, ein Kunstgärtner! Schließlich ist man doch gebüldet, man spricht lateinisch, *Veronica longifolia*, *Calla palustris*, also wie gesagt, man schmunzelt! Kreizgewidder! er soll nicht lachen. Das Bennis läuft voll Schauerwärmen. Da soll nächtlisch dem Liß Meiersch die Kuh abgemolken worden sein. Da soll hinter einem Torshausen ein Steden und eine Ballonmütze gelegen haben. Da soll

einer von Verbiers herüber nach Falhan gekommen sein auf einen einsamen Hof, hielt die Leute in Furcht, räuberte. Und drohte. Wer ihn verrät — niedergeschossen wird er! Da soll im Juni mitternachts ein Bennwolf geheult haben. Lieb' Göttschen! im Juni?! Im Winter kann's vorkommen, so ein Bennwolf, im Winter wenn's arg Not ist! Es ist schlimm, sehr schlimm. Man wird nun nachts im Benn seine Haustüren schließen müssen, im Benn, wo bis dato kein Böswilliger war. In den belgischen Bennndörfern liegen die Gendarmen auf der Lauer. Ein Überläufer soll's sein, ein deutscher Zuchthäusler. Ah, ein Prussien! Ah, der Filou, der Voleur! Wo der ist? Da! dort! überall! Man wird mit den preussischen Gendarmen zusammengehen müssen. Eine Razzia, eine Haß über's weite Benn. Geh, huppla! Hai', madi prussien!

Am Feldkreuz biegt der Wagen ab ins Benn. Das Feld verliert seine Tiefe. Die Luft verdickt. Die Hügel und Bergumrisse, die in der sternklaren Luft niedrig und nahe stehen, rücken in die Ferne, dehnen sich, weiten ihre Schattenslinien. Ungeheuer groß recken sie nach der Himmelsbede. Der Atem fliegt beengt. Das Haar näßt. Der Gaul dampft. Die Stille so tot. Verlorene Seufzer im tropfenden Nebel. Der Schall der Stimmen hallt in den Mund zurück. Kein Echo. Flügeltrauschen — Gurtjen — und nichts mehr — — ganz tot.

Das Benn.

Zwei Männer hocken auf dem schwappenden Wagensitz. In Schweigen. Man kann den Mund voll Nebel schlucken. Die Augen wässern. Die Ohren verstopft's. In dem eintönigen Holpern des Wagens schwenken die schläfrig gesenkten Köpfe. — Da ruden sie auf. Holla! Was war das? Ein Peitschenknall? Ein herumliegender Sprengkörper, auf den man achtlos ein Zündholz warf?

Ein — Schuß?! Herrgott? war's ein Schuß? Im stillen Bann! Ein Böswilliger? Einer, nur einer! Ein Verirrter? Holla! ist's ein Verirrter? — Herrgott! da wimmelt's heran, kurbelt, dreht, wirft Schattenkledse, ganz große, ganz schreckhafte! Riesenlang, ungeheuer, ein Zyklop, der Heidsput! Sein Schädel wächst, wölbt in den flirrenden Dunst. Die Beine wie Eichenstämme jagen durch den Nebel. Die Arme wie Schiffsruder schwingeln in dem Lichtrieseln. Und näher — näher schwankt, wankt, torkelt die im Nebel gigantisch wachsende Menschenmasse. Sie wird über die Pferdehufen stolpern und im Fallen den Wagen bedecken, zertrümmern. Sie wird in den Lüften hinter der Mondichel herjagen und die Erde verdunkeln. So 'was Schreckliches wird sie. Zu Hülfe! Zu Hülfe! Heidsput!

Nides rutscht vornüber, kringelt auf den Knien zusammen, wühlt das Gesicht in den Kittel.

Hilf Himmel! Und seiner armen Seele sei Gott gnädig! Der Herr neben ihm reckt den Hals, weitet die Augen. Sehen will er, sehen, was das ist, was das wird. Himmelherrgott! Alle guten Geister — ! Er ist doch ein aufgeklärter Mann. Er spricht mit seinen Blumen lateinisch. Ei Donnerwetter! Oho mein Herr, guten Abend!

Aus dem Nebel löst sich eine Gestalt, sprunghaft, gar nicht mehr geisterhaft, ein Mensch, ein Mann! Hurtig, huppla! über Gräben, über Mulden, Dorf Hügel, Wegrain, duckend, kriecht heran — den Arm aufstreckend, in der Hand einen Revolver. Ein bartloses, fahles, gedunsenes Gesicht. Den Kopf geschoren. Die Stimme fiebert hohl:

„Versteckt mich! Die Gendarmen — hinter mir! Still — sonst — — !“ flutscht unter den Wagen. Entsetzt beugt der Hähr über's Rad. Da sieht er ihn verschwinden in der unterm Wagen hängenden Wanne. Dicht gekringelt



um den Esforn liegt er, spreizt die Wachstuchdecke über sich. Und wieder seine Stimme:

„Wenn ihr's Maul aufzut, wenn ihr was schwätzt, pfeift euch eine Kugel in den Rücken.“

Klatschende Hufschläge aus dem Dunst.

Die Wagenlaterne gleißt und splittert ihr Licht in den Nebeltropfen. Die Reiter traben darauf zu. Aufbäumende Pferdeköpfe. Helme blinken. Dicht vor den Männern schnaufen die Pferde. Die Gendarmen beugen herab, stieren in die Gesichter. Ob da einer gelaufen sei? Ja, ja, ja! Welche Richtung? Rides schlägt mit beiden Armen wirre Kreise.

„Hei 'rüm, hähr 'rüm, hott 'rüm! Gott sei ons arm' Seel' gnädiglich!“

Ob ins Venn? Ja! Ob allein? Ja. Ob er sie angerufen? Nein! nein! nein!

Sie reißen die Pferdeköpfe herum — fort. Die Hufe klappern. Die Laterne brennt auf den Weg einen trübroten Kreis. Aber das Rad beugt Rides.

„Kommt eruf! Se sin fort!“ läßt die Peitsche auf's Wachstuch niedernattern. Das schlappt heraus. Leer ist die Wanne! Nun schlägt Rides auf den Gaul los, daß die Peitschenschmide Striemen auf den Wanst reißt.

„Allmächtiger! Et es den Spukes! Et es den Lozifer!“

Rattatam! rrrup! hoppla! Der Hähr springt in den Wagen, hält die holpernden Kasten. Rides ist toll und wild. Der schwingt die Peitsche, zerrt die Leine. Der Gaul wumpft im rasselnden Geschirr. Toll und wild. Hoppla! in das Nebelgeriesel, in den milchenden Dunst — Halt! Eine Hauswand, steil, plötzlich. Der Rideshof. Hü! Rrr! Ein grämlich einsames Haus mit dem Stall unter einem Dache. Bleich schimmert die weißgetünchte Wand.

Hinterm Haus lange Regale. Der Bienenstand. Die Bennisfrau leuchtet voran, die Frau mit dem straffen, gelben Haar. Die niedere braungebrannte Stirn strippt in einer Menge schlängelnder Linien. Helle, leere Augen. Sie hat keine Seele. Sie hat sechs Arbeitstage zum Schuften und einen Sonntag zum Beten. Sie hat ihre Seele vergessen. Für ihr Seelenheil sorgt sie am Sonntag.

Und flink nach getaner Arbeit flirrt das Licht aus der Bennisnacht. Flimmert noch eine Weile im Haus. Verlischt. Gut' Nacht. Der Hähr liegt im Lehnstuhl. Mit dem Frühzug, dem zweiten, der 9,13 Montjoie passiert, will er nach Nachen zur Gärtnerei Philipp Geduldig. Und wird ein bißchen einnicken. Donner! was ein Schrecken. Er reißt ihm noch in den Gliedern. Sollte man's meinen? Ein solcher Skandal im stillen, versunkenen Bennis! Ein Dorado zum Sterben. Ein Sumpf schnappt seinen Mund auf, und man schlumpft hinunter, lautlos in den warmwohligem Brei, weich wie in Daunenbetten. Keine Todeskälte. Ein Bergehen in Wärme und betäubendem Dunst. Einen Mund voll Sumpfwasser, und man konnte schlafen. Ewig! Verloren in der Ewigkeit, das schöne, lauernde, lautlose Totenfeld im Bennis. Und durch offene Türen konnte man nächtlich zu den Stillen im Bennis. Es ist einer gekommen, ein Gewalttätiger. Schüsse knarrten hinter ihm her. D entseßlich! Es ist um einen langen aufregenden Traum zu tun, so wie man träumt auf hartem Lederpolster eines Eisler Altvateressels und dann die Mitternacht ums einsame Haus schleicht und in die tote, gehirnerzessende Stille die Rebelballen leise, lautlos, geisterhaft heranwälzen und mit ihrem Gistatem an die Scheiben ledern und im mondblaffen Rebelgeriesel schreckhafte Formen bilden. Tierköpfe mit plumpen Stoßhörnern; gährende, schnappende Nachen, wandelnde Berge, sackelnde

Bäume, dicht an den Scheiben gespreizte Riesenhände. Und weiter und vorüber wogt das Schattenheer. Und neue Gestalten drängen, quirlend in riesenhaften Gelenken, zehnköpfig, hundertbeinig, ein wüster Anäuel, balgendes Gefindel, und vorüber — vorüber, eilend, hastend, jagend, gepeitscht, geschreckt, vorüber an niedern Scheibchen, nicken, winken herein, hauchen das Glas blind, lecken es naß. Und fletschend vorbei und grinsend und ganz leise wehend, so leise, wie Schneeflocken fallen, wie Tränen quellen, wie Blicke flehen und das weiße, sanfte Leid in die Menschenseele kommt — Heidspek!

Und so wie man in der Wonnacht zu einem tiefen, schrecklichen Traum kommen kann. Und plötzlich — erwacht!! Durch ein Knacken! War's im Fußboden? An den Schrankbrettern? Sprangen sie aus dem Leim? Also ein Knacken. — Nein! — Ein schurfendes Drehen! Wie eine morsche Türe in den Angeln dreht — schleichende Schritte — auf Strümpfen. Es kommt einer ins Haus — . Er ist im Hause — . Er steht in der Stube — . Er geht — . Geht vorsichtig, behutsam, leise. Geht — . Geht — . Durch die Stube an die Kammertüre — . Lauert — . Drinnen rasselt der Atem der schlafenden Wonnleute. Öffnet. Steht an ihrem Bette. Im blassen Mondschein.

Der Mann im Lehnstuhl regt sich nicht. Er ist tot. Er ist steinern. Ach nein, er ist im lebendigen Entsetzen. Hebt sich aus den harten Polstern, schiebt den kleinen Niegel am Fenster zurück — hinaus! Fort!

In der Kammer stoßt der rasselnde Atem.

„Heh Bauer, auf!“ Sie rascheln und wulsen in den Decken, schlaftrunken, mürrisch, grob. Kreizgewidder! und plötzlich hellauf wach! Eine sehnige Faust vor ihren Gesichtern, und die droht mit dem Revolver.

„Bauer auf!“ Der schurpft in die klumpigen getranten Schuhe. Seine Knie schlottern. Er plumpst auf das Bett zurück. Der Mensch zerrt ihn mit sich —

„Such' mir ein Versteck im Hause, ein sicheres! Wenn sie mich kriegen, mach' ich Dich kaput.“

Stoßend, stolpernd hinaus. Die Bannfrau wühlt sich ächzend in die Kissen ein. Mag sie liegen. Mag sie schreien. Das Bann ist einsam und weit und verloren.

Sie kommen zurück. Hinter dem Bauer geht er mit der erhobenen Pistole. Ein Versteck, ein sicheres, sie haben's! Ein ganz sicheres, ein unauffindbares! Ei Teufel! nun mögen sie kommen und mit den Säbeln rasseln!

Schränke auf! Schubladen! Geld!

Rickes schlampft die Worte bebend wie in einem zahnlosen Mund.

„Beim grußen und gerechten Gott! Ich sin en armer Kerl, ech honn neist.“

Geld! Geld! Geld!

Und holt's aus dem Strumpf im Bettsack. Fünfzehn Taler. Hart und blank. Mit Schweiß und Not zusammengeschuft auf Abzahlung für eine Kuh, starkknochige Ardennertrasse, fünfzehn Taler, fünfzehn Blutstropfen, Herzblut.

Und Schnaps!

Trinkt, trinkt. Der fahle Morgen schleift über die Sümpfe hin. Frühauf ist auf der Hochebene droben die Sonne. Die blühende Heide leuchtet. Der Sonnenbrand fengt die Blüten. Ganze Ströme Duft und gold-violett schimmernde Blumenwellen, ein weites Meer! Schwimmende Blüteninseln von flatternden Winden getrieben, angeschwemmt an die Kultur des Todes. Und brennende

Farben leuchten in der milchweißen Ferne, die keine Ufer hat, keinen Horizont und weithin eine unsichtbare, undenkbbare, verschwommene Grenze!

Und Späher lauern im Bann. Ihre Helme blinken nicht. Lauern tief im Heidkraut, übersponnen von Blütensegen. Und schließen die weite Menschenkette um den Rideshof. Das Bann hält seinen Atem an, und sein Klunksen stockt.

Bienen wirbeln über ihnen, streichen im zärtlichen Sumsum um die Blütenkrautkammerchen, naschen von duftenden Honigschüsseln im heimlichen Boudoir. Die blühende Heide loht im duftenden Sehnen. Wo im Heidkraut die blankknöpfigen Männer lagern, surren die Bienen in weitem Boden. Horn brummselt in ihrer wilden Brust und die stille, verbissene Feindseligkeit gegen den Menschen.

Und enger zwängt die Kette um den Bannhof, — schließt! Plötzlich aus dem Heidkraut, zwischen den Sümpfen heraus stürzen die Männer, rasseln die Säbel, drohen die Revolver. Wie Blitz und Ungewitter in das Bannhaus. Sie finden eine leere Schnapsflasche und einen Stecken — nichts sonst! Die Stube ist leer. Wo der Verbrecher sei? Man wisse nicht! Rides schweigt. Die Bannfrau schweigt. Man kann sie martern, sie schweigen. In der Küche ein Geräusch. Alle schrecken auf. Alle stürzen hinaus. Hinter einem Fliehenden klappt die Türe zu. Der schlängelt über den Hof, auf Händen und Füßen, auf dem Bauche kriechend. Man reißt die Türe auf — fort!! unsichtbar! Wo ist er? Man sucht. Im Keller, im Stalle, unter der Futterrippe, holla! im Stroh; — nein! hinter den Torflagern —. Aber zwischen den Dachsparren. Auch nicht! Teufel! wo? wo? Man rennt, man eilt. Fluchen! Man reißt die Bettfäcke auf —. Am Bienenstand vorüber, entsetzt vor dem sur-

renden Wirbel. Die Völker schießen aus ihren Kästen, scharenweise. Ihre Flügel zittern, wehen, rispeln, wie Bällchen brauner Gaze. Zu Hunderten zusammengedrängt, ineinander, übereinander. Und tiefer sinkt der Schwarm, ganz tief bis zum untersten Regal. Das ist durch einen hängenden Klappdeckel verschlossen. Handstaschen, Maske und Näpfcchen liegen darin. Eine Ritze ist offen. Ein Fackenzipfel ist darin eingeklemmt. Der Deckel schwankt noch. An dieser Ritze knäult der Schwarm immer dichter. Ein fiebernder Wirrwarr, ein grenzenloser Taumel. Die Borden drängen durch, die Andern nach. Der Schwarm zerfließt in der Ritze. Und noch hunderte folgen! Stromweise nachgezogen. Ein Duft, ein betäubender lockt sie, Alkoholdunst.

Und drinnen im verschlossenen Regale wälzt ein Mensch, preßt die Ritze zu, schlägt, fuchtelt. Wie toll, wie wild. Oh, ein Stechen an ihm! Sie hängen ihm an den Lippen, an den Wangen, an den Augen, saugen, saugen in klunksender Gier seinen Alkoholatem. O, es sind wüste Trinker, heimtüdische, gewalttätige Zecher! Sie werden ihn tottrinken. Herr des Himmels! Der wahnsinnige Schmerz tötet ihn.

Jetzt denkt er nicht, daß draußen die Säbelspißen drohen, daß da ein Ruf geht: wo ist er? wo ist er? Sein Kopf glüht wie Feuerbrand. Heraus aus der Hölle! Drängt den Deckel zurück. Hinter ihm her faucht der Bienenwust. Fort! Fort! Schreiend vor Schmerz und Wahnsinn und Wildheit und Entsetzen. Seine Peiniger und die Rächer seiner Opfer hinter ihm her. Der Schwarm verbunkelt die Luft. Das Surren wächst zu einem Orgelchoral — ein mißtönender! Und eine dräuende Bienenwolke in der farbenflammenden Heide. Aufschwillt sein Kopf. Gift quillt, seine Augen drehen, schwellen.

Raſt durch die blühend wogende, honigtriefende Heide.  
Seine Schreie gellen. Seine Klagen brüllen.

Aus dem Bennisſen ſtürzen ſeine Verfolger — ſtehen!  
Mag er laufen. Was ſollen ihre Säbel?! Furchtbar iſt der  
Bienen Raſche. Er wird irgendwo niederfallen, irgendwo  
in der blühenden Heide.

Man wird hingehen und ihn auffaffen. Und ſeine  
Augen werden gloſen. Man wird ſie nicht mehr ſchließen  
können.

Die Rebel wogen. Und wieder Friede den Stillen im  
Bennis.

Mit ſchwerem Flügelschlag zieht über's Moor die trübe,  
melancholiſche Sage — — — — Heidespuß!



## Die Monarchen.

Von der neuen Zweigbahnstrecke herüber donnern die Sprengschüsse.

Ein Trompetensignal, kurz, heftig, warnend.

In der weißen Sonnenluft wirbeln, drehen, kurbeln die Riesenschatten, wuchtige Felsstücke, plumpe Quadern. Und die Luft stäubt.

Auf dem branddürren Boden ein Plumpsen und Stampfen. Rischen und Pfeifen in der milchweißen Ferne. In den Kantinen verwegener Lärm, aber in dem Ginstersfelde die Schwüle des versonnten Tages, die schwere Müdigkeit des Schlafes und ein stidiger Dunst von Schweiß und Schnarchen.

Neben- und übereinander liegen sie, ein Gewühl von nackten Kindskörpern, braunrot verbrannt die feste, straffe Haut. Weiber auf Lumpen und Flitter, und Säuglinge an der Brust.

Und dreiste Gesichter und ein diebisches Lauern darin.

Schweißnaß schlampern den Männern die Hemdärmel. Sie ziehen die Hosen herauf und spannen den roten Gurt, gähnen und strecken sich faul auf den Ginstersstauben.

Und überall aufgebauschter Tand zwischen Kleidersezen und Schmuß!

Mitten in dem Gewirr ein magerer Gaul mit eingesenken Weichen und langem, bauschigem Schweiß.



Der steht angebunden im Schatten des Leiterwagens. Wo ihm kantig die Knochen herausstehen, ist die Haut voll Schwielen und brandroten Wunden. Knäuel von Fliegen darüber her. Über die Rippen zittert und zuckt die Haut. Er steht und läßt sich martern und schläft und trânt und ist faul wie sie alle.

Ab und zu lüftet eine knochige, verkrümmte Hand das Leinwanddach, langt eine Brotkruste heraus und in das fletschende Gebiß des Tieres.

Es kaut und kaut wieder und das Maul tropft.

Und die Altmutter kaut.

Sie hat prophetischen Geist, sagt wohlfeile Wahrheiten und füttert den Gaul. Sie ist sehr weise.

Das sind die „Monarchen“.

Freie Monarchen.

Ein Spottruf ist's, der von drüben her wirrt, wo die Hämmer auf die Geleise sausen. Italiener mit weiten, schlampernden Samthosen knodern allda ihre Verwünschungen heraus.

Das faule Volk im Ginster!

Ein Heerlager nistet sich zwischen blühenden Stengeln ein, bunt zusammengewürfeltes Menschenzeug, Kroaten und Polen. Ein Wallensteinlager und so leichtfertig verwegene wie das.

Die Arbeit drückt sie nicht. Wenn der Schlaf kommt, müssen sie schnarchen. Wenn der Hunger kommt, müssen sie essen. Aus Hunger und Schlaf und Rauchen und Trinken setzt sich ihr Arbeitstag zusammen.

Freie Menschen — „Monarchen!“

Und die große, wilde Sehnsucht weint in ihnen. Die wird warm und flackert und loht.

O, die treibende Wandersehnsucht!

Anderson — — schlafen und schnarchen und trinken und rauchen! Und, wenn die Lust kam, ein paar Hammerschläge tun, — das war's!

Und die „Monarchen“ folgen ihrer Sehnsucht.

Die Eifelbauern schütteln die Köpfe, verschließen die Haustüren. Ihre ängstlichen Blicke schweifen nach dem Walde. Da lagern sie jetzt in der Schneise, faul und lustig, aber sie rauchen, und die Weiber betteln, und die Kinder stehen.

Einer schüttelt den Bauernkopf nicht. Der vergißt, dem lieben Vieh das Futter einzulassen, stapft in die Waldschneise und

da steht er!

Ein Weib schwankt ihm entgegen. Der Säugling kreischt auf ihrem Arm.

„Ei bißeken Kupfermünz für die armen Kroaten, Herr; fainer, schöner, junger Herr! Dsassa! — Nix hier herein!“

Sie wehrt ihm. Er legt sie mit einer groben, ruhigen, bäuerischen Armbewegung hinweg. Breitspurig hinein ins Lager. Die Kinder taumeln, purzeln vor ihm her, hängen an seinen Armen, zerren ihm die Beine, rupfen ihn, hänseln ihn. Er ist irr und wirt.

Und unbeholfen und linkisch und hilflos schafft er sich Bahn zu den Männern. Seine Augen suchen in dem Gewühl. Die sind hell und blöde. Die gutmütige Dummheit steht wassergrün darin und — — — eine geheime, brennende, wehe, ganz unglückselige Frage!

Wenn jetzt die Kalscha käm', die Kalscha mit den schillernden Augen und dem heißen Mund. Die hat ihn einmal geküßt — heimlich in der Kantine — und leerte ihm die Taschen, die Kalscha, die Süße, die verdammte Kalscha!

Seitdem läßt's ihm keine Ruhe mehr.

Aber Kalscha lag irgendwo in den Lumpen oder im Walde.

Und vielleicht fluchte sie und schnarchte. Kalscha, du Süße, du Verdammte!

„Halt't mir dat Weibsvolk vum Hals!“ murt er.

„Hast du Tabak?“ fragen die Männer.

„Ich hon jetzt weniger als Dir.“ Und treuherzig „vun Hous un Huup gehn ich furt un mit Eich,“ und leise und bebend „Kalscha . . . . .“

„Dassa! Geh' heim, Bauer, wir können nur Leute brauchen, die mehr haben als wir.“

Er überlegt. Die Angst und die Lieb' und die Sehnsucht treiben ihm den Schweiß auf die edige Stirne.

„En bißche könnt' ich noch herholle.“

„Behalt' deine Kartoffeln, Bauer, du schäbiger.“

„Ich hon Speck.“

„D, viel Speck?“

„So vill ihr wollt, und Tabak aach.“

„D, viel Tabak?“

„Mit grad', aver genug.“

„Dassa! Muschka! Hol' ihm den Gurt, einen breiten, roten! Zwei Knopfreihen nähe drauf. Muschka, mein Täubchen, ich werfe dir meine brennende Pfeife in deine Frage, wenn du nicht gleich hurtig machst — hurtig weißt du, hurtig!“

Der Schwarzbart springt auf und ihr nach um den Wagen. Frech kreischt das Weib auf, und der Säugling stößt brüllend die verhaltenen Atemschludde aus, und die Altmutter läßt ihren Stock auf sie niederfausen, so oft sie an dem Leinendache vorbeihastet.

Die Männer zerren den Bauer an den Wegrain, hocken und rauchen und lassen die Pfeife rund gehen.

„Da! Qualme bis der Walb brennt. Deidei lachen wir und ziehen weiter. — Lachen! Ja! Schön ist das, wenn man lacht und andere weinen. Kalscha kann weinen und lachen. Sie weint alle Tage. Sie hat ein fürchterliches Mundwerk. Das muß ihr der Bunji weicklopfen. Damit hat sie den Jokim hineingerebet. Da haben wir alle geweint, und sie auch. Sie hat eben ein fürchterliches Mundwerk, die Kalscha. — Dsassa! Was machst Du?“

Die Bauernhand liegt auf seinem Arm. Die dicken Finger krallen ihm Hemdärmel und Haut.

„De Jokim, sagst Du?“

„Den Jokim sag' ich.“

„Wer is Jokim?“

„Was wir alle sind. Dsassa!“

„Wo is Jokim?“

„Du hörst, sie hat ihn hineingerebet. Er war schön, der Jokim.“

„Wo is Jokim?!“

„D, Du schüttelst mich? — Bunji gib ihm die Hundepeitsche!“

„Mir?“ Der Bauernmut muckt auf. „Mich schlahn?“

Er krepelt die Armel auf. Die Muskeln zetten wie Drahtstränge.

„D, Bunji, gib ihm die Hundepeitsche!“

Bunji wälzt sich auf den Bauch, nimmt die Pfeife aus dem Munde, spuckt den Tabakssaft aus, zieht die Knie ein — und springt auf.

„Einmal — — fffuit!“

Die Riemen knattern auf die Bauernjoppe.

„Zweimal — — fffuit!“

Aus der Joppe stäubt's auf. Der Bauer brüllt auf; aber dreie halten ihn, und es hilft kein Wehren, und Bunji zählt weiter.

Um ihn rotten sich Weiber, Kinder, Hunde. Sie krümmen sich und lachen und bellen. Sie wälzen sich im Gras und lachen und bellen. Und bellen und lachen! Fürchterliches Lachen. Wenn man ausgeschlafen hat, ist das Lachen ein Spaß.

Und Kalscha hat ausgeschlafen.

Der Bauer wirbelt aus dem Gewühl.

Er schnauft durch die zusammengebissenen Zähne. Aber ein heller, flackernder Blick und wonnig, obwohl ihm der Schenkel brennt von den Striemen.

Und schnauft in der Tiefe seiner Leidenschaft — — —  
Kalscha — — —

Die braune, fiebernde Hand patscht ihm in das sehnsüchtige Gesicht.

„Dajja! Bauer, geh' heim zu deinen Ochsen!“

Kalscha, die Süße, Verdammte! Kalscha mit den roten Lippen lacht ihn an, nickt ihm zu, klatscht in die Hände, springt eine Pirouette.

-----  
Und nun geht er wirklich heim zu seinen Ochsen. — —



## Straßenaraber.

Der Müllwagen rattert schwerfällig übers Pflaster. Ein Arbeitsgaul trabt in der Wagenschere. An seinem plumpen Wanst reiben die Riemen und schürfen die Haut ab. Am Kummel baumelt ein Schellentriangel. Das klumpert in drei hellgestimmten Tönen — trübselig, monoton und vom Morgendunst erstickt. Schläfrig nickt zum Takte der klatschenden Hufschläge der Pferdekopf. Ein Windstoß stößt die zotteligen Mähnenhaare auf. Die verfangen sich in dem blanken Geschirr mit den Messingplättchen.

„Hühjoh, Frij!“

Die breiten Pferdehufe stemmen sich ins Pflaster. Ein Ruck in den Seilen. Der Wagen steht. Die Deckel der Mülleimer rasseln zurück. Schurfen, Prasseln, Gepolter und das stumpfe Geräusch der umstürzenden Zinkbehälter. Eine keifende Weiberstimme und die grobe des Fuhrmannes. Dem fährt ein Fluch heraus, und wütend spuckt er aus. Über dem Pferderücken knattert die Peitsche.

Weiter knarrt das Fuhrwerk. Es brückt mit seiner ungeheuren Wucht fast die Pflastersteine ein. Die Fenster klirren.

Dem Wagen voraus trollt ein Hund, ein grauer, zottiger, mit einem weißen Streif über der Nase. Die Schnauze hängt ihm am Boden. Gesunkenen Weichen, und der Straßendreck baumelt ihm in Klumpen an den zottelhaaren. Ein Hungerleider der Straße!

Schnuppernd drängt er an die Mülleimer, stößt die Deckel zurück und mit wilder Gier darüber her. Der dicke Plebejerkopf wühlt in dem Unrat. Mit zwei trampelnden Vorderfüßen ins „Volle“ hinein! Da scharrt er und trampft und schnobert und knurrt und schnauft vor Behagen. Er wälzt sich im Überfluß, in den Brosamen vom Tische des Reichen und Armen. In dem weitaufgerissenen Maul fletschen die spitzen Eckzähne. Die rote, lechzende Zunge schlenkert ihm heraus.

Eine Orgie wilder Hungergier!

Eine knochige Hand fährt dem Hundeschlemmer in den Nacken. Die reißt ihm die Schlamperhaut wie Gummibänder zurück.

„Fort, du Rader!“

Ein kurzes, gellendes Oppositionsgeheul, ein mörderisches Gebell, und verbissenes Schnaufen. Mit einem Sprung steht er wieder im Müll, schnappt wütend nach der schmierigen Hand. Die wühlt in seinem Revier. Wapp! Die fährt ihm klatschend auf die Schnauze. Wapp! Wau! Er springt zurück und wieder vor und plantscht im Dreck und heult und wimmert und möchte beißen und lauert mit angstvollen, gierigen Blicken nach der schmierigen Hand, die in dem Müll rüttelt und rast.

Und jetzt! — — —

Da hat er's!!

In das fahle Gesicht und die Bartstoppeln des Mannes schwillt ein Zug von Behagen und Schmunzeln. Mit zwei Fingern hebt der Mann seinen Fund heraus, schält das feuchte, fettige Papier ab, hält ihn gegen das Morgenlicht. Hah! Der Gourmet der Straße!

Er reißt den Mund auf. Das Wasser läuft ihm zusammen. Die Erregung der stillen Gier zittert ihm in die Schnurrbartspitzen. Und von oben herab senkt er den

Leckerbissen auf die herauslangende Zunge, preßt ihn zwischen den Lippen, saugt, schlürft, kunkst.

Und laut ihn hinunter.

Der Hund hat den Schwanz eingezogen, sitzt und winfelt. Starr hängen seine schwarzen Blicke an dem Unvermeidlichen, das momentan sein tragisches Geschick ist.

Er springt auf. Ein schwaches Schweifwedeln deutet seine Wehmut an.

Schade! Jammer schade! — —

Es war ein Haringsschwanz!





## Die Badesfrau.

Es ist Abend und zum Greifen finster.

Bades hat sein Fuhrwerk im Dreibirkenhof eingestellt. Da mag's stehen bis zum anderen Morgen. Sein Gaul hat vier Stunden Weg's hinter sich. Der ist abgeradert. Der muß seine Ruhe haben. Also schläft Bades auf dem Dreibirkenhof in irgend einem Winkel.

Daheim ist sein Weib krank. Jäköb kommt verstört in die rauchige Küche. Jäköb, der Bauernsohn. Man habe nach dem Bades geschickt. Wo der sei? In der Badstube im Warmen, da, wo der Dunst von frischem Brot quillt. Die Bäuerin ruft dem Jäköb ein paar Fragen nach. Ob etwas mit der Badesfrau sei? Och, Gott, och Gott! Was der arme Bades mit der kranken Frau für Unkosten habe. Krankengeld. Och Gott, och Gott!

Jäköb steht schon in der niederen Türe. In den warmen Badtdunst fällt vom Hofe her das trübrote Licht der Stallaterne. Mehlweiß die Diehlen und Bänke. In langer Reihe die säuerlich riechenden Bauernbrote darauf. Über dem Badtrog der Deckel und ein Bündel Säcke. Darin recken sich die steifen Bauernknochen. Jäköb sagt:

„Hä, Bades, nou mußte uff der Stell' häm, bei Frä hot'n Rückfall. Die Rohberschleit (Nachbarsleute) laafe zesamme. So Bades, Dou müßt als gleich uffsteh'n!“

Da sitzt Bades aufrecht, die Arme straff herunter, mit hängenden Mundwinkeln und auf der mit Bartstoppeln

übersäten Bache die Abdrücke des rauhen Sackleinen. Ein wehleidiges Alltagsgesicht, wie er's auch beim Lachen hat. Er streckt den Kopf vor, senkt die Augen und fragt:

„Und Dou meinst, Jäköb, dat eich (ich) in der Nacht noch häm muß?“

„Et wird als sein müsse. Se hot nach Dr verlangt!“

„Dann werd' eich geh'n,“ sagt er gewissenhaft und rutscht vom Bachtrog ab. Jäköb will hinaus.

„Dou werst fahre. Eich losse Dr anspanne.“

„Nä, nä!“ wehrt Bades. „Mei' Gäulche kann nit meh'. Eich geh'n!“

Er stapft aus der weißen, dunstigen Stube und in den dunklen Hof. Und weiter in die Nacht. Die derben Schritte verhallen in dem holprigen Weg. Die Dunkelheit hängt in schwarzen Tüchern zwischen den Hecken. Kein Weg mehr sichtbar. Instinktiv tappt er weiter. Hinter ihm blißen die trübroten Lichter des Hofes durch die Hecken. Unter einem Schlagbaume kriegt er durch und quer durch die Felber. Er hastet nicht. Er weiß: soundsoviel Zeit braucht man auf nächstem Pfad durch's Feld. Wenn er zu Anfang läuft, wird er zu Ende schleichen müssen. Ein Bauer ist kein Wettrenner, und sein hausbackener Menschenverstand rechnet von vornherein nicht mit Unmöglichkeiten.

Der Pfad führt hügelauflauf und -ab, bisweilen über eine weiß-sandige Landstraße und mitten in die laubgrüne Dunkelheit eines Dickichts. Lange, einsame, dunkle Strecken völligen Totseins, bis dann eine Hütte oder ein Hof im weiten Felde auftaucht, das Anschlagen eines Hundes herübertönt. Ein umgestürzter Pflug im Wege, der starke Geruch von faulendem Kraut, schlafende Menschen, wachende Hunde, aber trotzdem Leben — Leben!

Dann möchte er in die Hütten hineingehen und sagen: „Mein Weib ist am Sterben!“ Sie würden ihm zu essen

geben und um ihn sorgen. Wo eins stirbt, lieben sie die Lebenden. Der Tote hat den Frieden. Und wenn der „Guten Morgen“ sagt, wacht er im Himmel auf. Darum lieben sie so sehr die Lebenden, wenn eins unter ihnen zu Tode kommt. Bades denkt also: Wenn er zu den schlafenden Menschen in die Hütten eintreten könnte — — — — Und er geht weiter und dankt Gott, daß er keine Kinder hat. Wenn er Kinder hätte, müßte er wieder heiraten. Und er meint schon, sich darüber freuen zu müssen. Aber ein Druck legt sich ihm ums Herz. In seinem Herde wird das Feuer erlöschen. — — — —

Da stößt's ihn voran. Ein Angstgefühl, daß ihm am Halse sitzt und ihn würgt. Jetzt wird er ein Bettrenner und läuft — läuft, und denkt nicht, daß er am Ende schleichen muß, und rechnet mit unberechenbaren Unmöglichkeiten.

Aus dem Nachtdunkel haucht's ihn an, eine leise wimmernde Stimme:

„Bades! Bades!“ Und weiße Sterbehände sieht er winken — weiß und sehrend an den schwarzen Wänden der Nacht. — — — —

Als er auf der Hunsrücker Höhe anlangt, hallen elf Glockenschläge vom Kirchturme her. Die Landstraße läuft in eine enge, bergabführende Straße. Seine Schritte klatschen auf. Sein Kittel flattert an die Gartenzäune, zwischen denen hindurch er den Weg zu den Häuserchen hastet. Eine Reihe niederer Fensterchen. Eines ist erleuchtet. Er denkt, es könnten Totenkerzen sein, und geht langsamer und schwer und möchte draußen stehen bleiben, bis sie kommen und sagen: Sie lebt! Sie kann nicht sterben! Sie muß dir noch ein Wort sagen!

An die Mauer drückt er sich und sieht zum Fenster hinein. Auf dem Tische zwei brennende Kerzen und ein Kreuzifix. Die Bettvorhänge sind weit zurückgeschlagen. Eine

Frau sitzt da und betet laut aus einem Buche. Eintönig hallt ihre rauhe Stimme.

„O, wie lieblich sind deine Wohnungen, du Herr der Heerscharen! Meine Seele sehnt sich und schmachtet nach den Vorhöfen des Herrn.

O Jesu! Sei mein Jesus im Leben, mein Jesus im Sterben, mein Jesus in der Zeit, mein Jesus in der Ewigkeit. Amen!“

Da knackt die Türe und Bades tritt gebückt herein. Die Mühe nimmt er ab und hält sie in den groben, gefalteten Händen. Sein Respekt gilt der Majestät des nahenden Todes.

Aus dem Bettwusch hebt sich eine fahle knöcherne Hand und winkt ihm, so, wie sie auch gewinkt haben, die weißen Hände, die er in der Nacht gesehen. Da rief ihn der scheidende Geist. Nun steht er vor dem Bette, und sie hält seine Hand. Sie hat die geblümete Mattunjacke abgelegt, die blühweiße angezogen, auch die Nachtmühe. Sie hat den Tod kommen gefühlt. Die letzte Wäsche lag immer bereit, sorgsam gefälbelt neben derjenigen des Bades, nebeneinander lange Jahre in der Kommode. Ein Teil geht nun schon seiner Bestimmung entgegen. Wann der andere? Es wäre dem Bades lieb, wenn's heute schon sein könnte.

Ein schwacher Ruf:

„Bades!“

„Jo, Frä, jo!“

Sie zieht ihn tiefer zu sich herab. Ihre Stimme versagt.

„Bades, nou mußt Dou zusiehn, wie Dou alleen fertig wirst. For morje un übermorje is noch Speck genug do, un Eier müsse aach im Stall sein. Eich hon die Hinkel (Hühner) gackse höre. Abscheh, Bades, dat mußt eich Dir noch sage. Nou loß meich ruhig sterwe!“

Sie dreht sich der Wand zu und liegt still. Die Frau neben dem Bette steht auf, schlägt Seite 325 des Trierer Diözesangebethebuches auf und betet laut:

„Scheide hin, christliche Seele, aus dieser Welt im Namen Gottes des Allmächtigen Vaters, der dich erschaffen hat; im Namen Jesu Christi, des lebendigen Gottes, der für dich gelitten hat; im Namen des heiligen Geistes, der sich über dich ergossen hat!

Heute sei die Stätte deiner Ruhe im Frieden und deine Wohnung in dem heiligen Sion — —.“

Bades beugt sich über das Bett. Da streift ihn ein Hauch:

„Amen!“

Die schlichte Bauernseele hat die Sorgen des Werkeltages abgeschüttelt.

Und läßt dem Bades das leere Haus.

Die Frauen öffnen um eine Spalte das Fenster, damit die scheidende Seele entfliehe. Und stehen stumm und warten. Man muß die Badesfrau waschen und aufbahren, ehe sie kalt wird. Mit steifen Gliedern hebt sich Bades von den Knien, drückt den Handrücken gegen die Augen und schluckt einigemal heftig.

„In Gottsnamen!“ sagt er rauh und schluckt wieder „es hot so sein müsse“; taucht das Palmbüschelchen in das Weihwasser und besprengt die Tote kreuzweise.

Und geht still hinaus.

Draußen flutert der Wind ans Fenster.

## Die Sumpspiraten.

Man muß nach Aachen reisen und noch weiter.

Ein langsam pustendes Bähnchen, Aachen = St. Vith.  
E i n e Station, viele Statiönchen; Montjoie, die Station!  
Und weiter hinunter.

Kalterherberg! Sourbrodt! Und wenn man durch's Coupéfenster hinausieht und den dunkelbichten Wald wegrüden könnte — weit drüben auch ein „Jammertal“.

Wir sind in der Eifel, ganz nahe streifen schon die Hochmoore, das Venn.

Man könnte stundenweit gehen und bis über die Grenze ins Belgische hinein und sieht keinen Menschen, kein Haus und kein Fleckchen Erde, wo man ausruhen und sagen könnte: „Hier ist gut sein!“

Wie gesagt, es stehen Grenzpfähle da, die schwarz-weißen neben den schwarz-rot-gelben. Aber die Menschen hüben und drüben denken: was kümmert uns der Grenzstrich?! Gut' Freund' hier, gut' Freund' da!

Umsomehr, da der gut' Freund drüben hinter schwarz-rot-gelb Speck, Tabak und Salz um die Hälfte der preussischen Preise hergibt und auch das tägliche Brot um zehn Centimes und mehr billiger verkauft. Ich bitte! wen tät's nicht freuen?

Es freute viele Männer in wallonischen Landen. Man zwinkerte hinter ihnen her: Ah! die Famosen!

Im tagtäglichen Leben sind's kreuzbrave Kerle. Aber zur Nacht, wenn sie Grenzläufer wurden, gab es kein Pardon mehr. Gewalttätige Menschen waren's.

Auf den armen Benniswiesen konnte man sie sehen, sehr geschickt und nicht faul. Kleine, sehnige, unruhige Kerle. Und sie sangen von der Maiennacht —.

Auf den Domänenfeldern konnte man sie sehen, dort beim Bahnhof Sourbrodt. Düster bohrten ihre Augen. Strafgefangene! Spatenklirren und weiter nichts. Tot und still.

Gebückte Männerrücken.

Die frösteln und ziehen die Schultern hoch. Kalt war's im Sträflingskittel. Ode und kalt in der Hintereifel. Ein warmer Mensch konnte zu Eis werden.

Und einer reckt sich mit steifen Gliedern und verdrosfenem Gesichte. Sein lauerner Blick schießt über die aufplatternden Sträflingskittel. Die sind grau und fahl wie Gefangenengesichter. Gefängnisluft! Die war eisiger als Benniswinter und dumpfer als Sumpfluft und trauriger als der Bennisnebel. Sie bleicht einem das Blut weiß, dann rinnt es nicht mehr und vertrocknet. Sacrediu! Wenn das Blut nicht mehr kocht, wenn's nicht mehr über-schäumt — — — — —

Herrgott! bei seiner Jugend —.

Er stößt den Spaten ein, daß die Erde knirscht. Ein Fluch und eine leise Drohung. Jemandem den Spaten ins Genick hauen, das möcht' er! Und in wilden Sprüngen ins Moor, wie eine Eidechse zwischen den Sümpfen durch und auf's Hochplateau hinauf, wo 600 Meter über dem Meerespiegel drei verlorene Häuser stehen, zweie und ein Haus Gottes! Die Baracke Michel schon belgischerseits. Herrgott! Herrgott! einen töten muß er und hinüber! Sie wartet.

Die kleine Mam'. Der gute Gott segne sie! Die kleine Mam', die auf den großen Sohn wartet. Ei, kleine Mam', es wird ihr knapp gehen, eisejei!

Und darum muß der große Sohn einem den Spaten ins Genick schlagen und hinüber.

Die hingemurmelte Drohung fängt ein anderer auf. Der kommt auf Händen und Füßen herangekrochen.

„Hai, Gevatter! Morden willst Du? Ei Teufel! Du hast den Mut nicht. Aber durchbrennen —! Hai? Siehst Du das Licht im Moor?“

„Ich hab's jeden Abend gesehen — all' die Zeit.“

„Das gute, kleine Weib. Gott erhalte sie! Sie wächst wie'n Ruchschwanz nach unten, aber gut wie Salbe ist sie. Sie wird 'mal vom Sumpf eingefressen. Wenn sie uns 'rüberführen kann, tut sie's. In der Mulde hat sie Dir Geld vergraben und eine Jacke. Grab' sie aus, schlag' einen tot, lauf fort und hol' Dich der Teufel!“

„Du, Kaninchen, wieviel Morgen Land bebauen wir?“

Der legt sich platt auf den Bauch, stützt das Kinn auf den Daumen.

„Daß ich unsern Herrgott niemalsen von Angesicht zu Angesicht sehe, Gevatter Kazenlambert, wenn's nicht ausgerechnete 1000 Morgen Land sind. Königliche Eifel-domäne! Staatsgut! Staatsfädel! dafür schufteten wir. Dahinten geht der Administrator zur Molkerei. Tret' ihm die Milchküher nieder! Tu so 'was! Wir warten d'rauf!“

Der andre fragt:

„2000 Liter Milch geh'n jeden Tag nach Aachen ab —.“

„Unsere Milch, ja! dafür schufteten wir. Wir wollen ihnen's Vieh vergiften!“

Kazenlambert beugt zu dem andern hinab:



„Wenn wir die Kannen zur Bahn bringen — über die Schienen brenn' ich durch — und durch's Dorf und zur Parade —.“

Da springt Kaninchen auf, zieht die lauernnden Gesichtsfalten straff und schwenkt die Arme.

„Mossieu Aufseher! Hai, Aufseher! Hai, kommen Sie einmal! Sehen Sie sich 'mal die Nummer hier neben mich an. Der Nas will mir verführen in Versuchung. Der will mit mich fortbrennen. Hören Sie 'mal! Leibhaftig'n Gott! ich muß Ihnen melden, das will er! O, ein großer Nas ist er. Hören Sie 'mal! ich sein hier in eine gute, serr gute Familienpension. Ich hab's Essen und Trinken gut. Ich hab' meine Bauch voll. Warum soll ich denn fortbrennen? Hören Sie 'mal, warum soll ich, hai?“

Er hält inne. Katzenlambert hebt sich zu halbgebückter Stellung auf. Sein Kopf duckt zwischen den Schultern ein. So äugt er von unten herauf mit drohenden mörderischen Blicken. Der Hals scheint sich aus seinen Gelenken zu drehen. Die Kinnbacken mahlen. Der Mann ist häßlich, und er weiß es.

Mit schwer stampfenden Schritten ist der Aufseher näher gekommen, steht jetzt und spuckt aus.

„Pfui Deibel! so'n Mannsbild! Dreh' Dich 'rum! Deine Landschaft von hinten gefällt mir besser. Na warte, und der will durchbrennen! Das sagt er Dir, heh Walloner? So'n Frechheit! Walloner, laß Dich von dem nicht einspinnen, sonst bist Du'n Waschlappen.“

„Mossieu Aufseher, hören Sie 'mal! Ich hab' eine Charaktère serr schwach. Das ist von meiner Mutter, verstorbene.“

„Machen Sie kein Geschwätz! Stand halten, Walloner! Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt! Das hat doch der Bismarck gesagt, nicht? mein Sohn, Du

kennst doch unsern Bismarck, oder nicht? Dann hol' Dich, Walloner, der Deibel!"

Raninchen streicht mit den schmierigen Händen an seinem Sträflingskittel herunter und gröhlt sein einfältigstes Lachen.

„Ob ich'n das kenne! Hören Sie 'mal, meine Mutter, verstorbene, fällt ihm in die Verwandtschaft.“

Da maschiert der Aufseher auf ihn los, stößt ihm den dicken Finger an die Stirne.

„Bei Dir scheint's nicht ganz richtig zu sein,“ und dann reißt ein breites ingrimmiges Lächeln die straffgebürsteten Schnurrbartspitzen nach oben:

„Sieh 'mal, mein Sohn, zwischen Muttern und Bismarcken läßt der Deutsche eine Lücke in der Weltgeschichte. Das nennen wir auf der Domäne Spundloch, ins Offizielle übersezt Lattenarrest. Da hinein laß ich Dich teilen, Dich verlogenen Prahlhans, eine Nacht und einen Tag, grad' lang genug, um Dich auszuschlafen, Walloner Du!“

Der streicht die langen Hüften:

„Mossieu Aufseher, Sie werden mich armer Was nicht in die Unrecht setzen. Mossieu Aufseher, hören Sie 'mal auf mein' parole d' honneur! meine Mutter ist eine Deutschin aus Büllingen, eine geborene Biermarke. Aus nationale Ursachen haben wir gemacht aus sich eine Bismarcken. So sind das, Mossieu Aufseher, auf mein guter Gewissen!“

„Du Walloner! das ist'n Wiß.“

„Wenn der Mossieu Aufseher das so wollen.“

„Und Wiße hat kein Strafgefangener mit quasi der königlichen Behörde zu machen. Sie da!“

„O Mossieu, hören Sie 'mal: es liegt gar niz keine Wiße drin. Sie machen mich damit zu viel honneur.“

Der Aufseher kommt herum, geht ein paar Schritte, steht wieder.

„Du Donnerkeil verdammter! Und 's ist doch'n Wiß!“

Weiter stapft er und schmunzelt zu den Rasenschifflern.

Sprunghaft duckt Kaninchen wieder ein, wirft Raßenlambert einen Spaten voll Erde zu, wispert:

„Hör' Du, Gevatter! Jetzt möchtest Du mich beißen, wenn Du könntest, hai?“

Ein fahles, düsterlohenbes Gesicht beugt unter dem erhobenen Arm vor. Eine Stimme knarrt:

„Laß Dich ins Spundloch stecken, Kaninchen, sonst wirst Du länger schlafen als eine Nacht und einen Tag. Wenn ich einen zur Ruh' bringe, steht er nicht mehr auf.“

Der andere rutscht auf den Knien näher, schüttelt die Erde aus den Rasenstücken, bückt sich und arbeitet und flüstert und lacht in sich hinein und ist in diesem Augenblicke der fleißige Arbeiter, der treue Freund und ein großer Schuft.

„Gevatter Raßenlambert! was meinst Du? die Komödie war nett. Der hält mich 'mal jetzt für dumm! Dumm und zuverlässig. Das brauchen wir. Leg' Dich jetzt auf den Bauch und wälze Dich in die Mulde. Drunten bleib' liegen, bis ich hier'n Tumult mache, dann gräbst Du das Geld und die Jacke aus und — hepp!“

Raßenlambert schlägt wild in den verfilzten Boden ein.

„Trau' ich Dir? Fällt mir nicht ein! Du willst hierbleiben und mich retten willst Du!“

Der zischt ein heimliches Lachen heraus, fast unhörbar ist's, aber es fällt wie ein böshafteß Knirschen in Raßenlamberts gespitzte Ohren.

„Ei werd' ich dumm sein? Eijei nein! Ich tu' was für Dich und nütze es für mich aus. Bin, Du sollst sehen, bin! bin! das sollst Du! Halt Dich parat, Gevatter.“

„Wo treffen wir zusammen?“

„Schlimmstenfalls wo das Licht im Moor brennt, sonst mag jeder auf eigene Faust die Grenze suchen.“

„Ich suche das Licht im Moor.“

„Ja, such' es.“ Seine Blicke wirren.

Ein Schatten huscht. Ei verflucht! Da kriegt schon der Katzenlambert wie ein Gewürm die Mulde hinunter. Hart auf dem Bauche. Der Dämmer spinnt. Lauernd hebt Kaninchen den dünnen Kopf im Nebeldunst. Ein Schurfen — und Stille!

Vom Moor her rückt die Nebelwand näher und sprengt feuchte Dunstflocken auf die Domänenfelder. Im Wiesental eine weiße Dampfwolke und das Rattern des Zuges. Und federnde Dampfweilchen in den Nebelschatten. Das Bähnchen. Kaninchen fährt mit Geschrei empor, schwenkt den Spaten über dem Kopfe, trampelt mit den Füßen, rennt in heller Verzweiflung zwischen den Gefangenen durch und irr und wirr an dem Aufseher vorüber.

„Fort ist der Nas! Futsch! O Monsieur Aufseher, sehen Sie 'mal, der böse Schwein seh' ich laufen über die Schienen. Haltet die Maschin'! Halte-la!“

In diesen Ballen speit die Lokomotive den Qualm aus. Ein Lokomotivenpfeiff und ein Ruf, dazwischen der scharfe Knall aus dem Revolver — ein zweiter — dritter. Von der Veranda herab stürmt der Administrator, der Verwalter setzt durch's Fenster, ein Aufseher zwingt durch die Hainbuchenhecke, und alle umringen die Sträflinge. Die stehen mit gesenkten Spaten und herabhängenden Armen in dem Abendsschatten. In den rollenden Augen brennt

ein verwegener Entschluß. Der Atem pfeift zwischen den halbgeöffneten Lippen hervor.

Jetzt oder nie!

Da blißen die Pistolenläufe vor ihnen auf. Die Spaten fliegen knirschend in den Moorboden. Schweigend treibt man sie ein, aber der Aufruhr tobt in ihnen. Ihre Gedanken fliegen den Nummern nach, die heute in der Tischreihe fehlen.

Draußen wächst der Tumult. Der Zug rattert aus dem tropfenden Abenddunst heraus in die Lichterreihe der Dorfhäuser. An Kaninchen vorbei raft der Aufseher, in blinder Hast einem Schatten nach, der keiner ist. Ein Pistolenschuß gegen den Zug! Der setzt mit verstärktem Dampf ein. Rattatam! über das Eingeleise mit Rischen und Schnauben. Angstliche Gesichter hinter den Waggon-schiebern. Ein trübrotter Schein flirrt heraus und auf das Trittbrett. Dort sitzt einer und klammert sich an die Laufstangen an und reißt das Gesicht in höhnische Falten, läßt die Beine baumeln und späht in den grauen Dunst. Das Bähnchen pufet in kurzen Atemstößen weiter in den sinkenden Abend. Die langen Schatten der Bäume und der Telegraphenstangen fallen in das trübtraurige Wagenlicht und auf den „blinden Passagier“, als müßten sie ihn meuchlings auf seiner lustigen Fahrt erschlagen. Und das tote Dunkel kriecht aus müdem Lannenschlag heraus und schluckt alles ein: den flatternden weißen Dampf, die vier ratternden Wagen und den Mann im Sträflingsittel.

„Zugführer halten!“ Wieder ein Knall, wirre Rufe — Männerstimmen! Das Knattern der Schüsse läuft drohend durch den Wiesengrund. Aus der Lokomotive fährt kreischend der Dampf. Die Wagen rollen langsamer. Fackeln tauchen im Wegrain auf, wie hüpfende Irrlicht-

flämmchen in der Dunkelheit — zwischen den Tannenstämmen und im weiten Bogen um den haltenden Zug.

Raninchen ist abgesprungen. Wenn er ungesehen zwischen den Buffern durchschlüpfen kann — — — —  
Da leuchtet ihm schon einer mit der Fadel ins Gesicht.

„Der Donner! Da ist er! Hierher, Leute!“

„Ja, das ist er! aber erst ihn haben!“

„Mit einem Schlag' hab' ich Dich, Du Niedertracht!“

Er schnellt den Arm gegen ihn. Da greift er ins Leere, und neben ihm taucht das Sträflingsgesicht auf, reißt mit frechem Grinsen die Lippen zurück.

„Höh! Sollst Dein' Feuer fressen!“

Berrt dem Aufseher fast den Arm aus den Gelenken, schüttelt, dreht ihn, daß die Fadel stäubt. Ein Stoß ins Gesicht damit und lautlos fort. Entsetzt hat der Aufseher den Kopf zur Seite geworfen. Die Fadel prallt gegen seine Schulter, brennende Pechflocken sprühen auf, spritzen in Kleider und Haar. Da wird eine Flamme und ein Feuerkreis um das schreckensfahle Gesicht des Mannes.

Ein Aufbrüllen! Da denkt man an die nächste Gefahr und nicht mehr an den Flüchtling. —

Als sie wieder nach ihm suchen, ist seine Spur im Tannendickicht verloren.

Durch eine Waldschneise bläst ein Luftzug und bläht den langen Sträflingskittel auf. Da steht Raninchen und späht und horcht in die Nacht hinein — nichts!

So greift er zum Spaten und fort! Vor ihm liegt nachtschwarz und todeinsam das Benn. Ein schwankender Flammenpunkt darin — das Licht im Moor! Eine warme, stidige Luft schwillt aus dem tagsüber versonnten Wiesental. Das durchquert er und auf Umwegen an den

Dorfhäusern von Sourbrodt und Robertville vorbei ins Benn. Dort wartet einer zwischen den Sümpfen — —

In schwarzen Tinten rinnt der Abend in den Nebel-  
dunst. Mitten hinein ragt eine weißgetünchte Giebelwand.  
Der Wind von der Hochebene her treibt die Ruten der  
haus hohen Hainbuchenhecke dawider. An dem steilen  
Dachfirst knarrt der Wetterhahn. Kein Licht im Hause,  
kein Hund an der Kette — wie ausgestorben liegt der Benn-  
hof. Die Menschen darin wohnen im Schweigen der  
Heidestille. In den Ritzen der unbehauenen Steinplatten  
der weiten Küche wuchert das Gras. Die Haustüre ist  
nur angelehnt. Im Benn ist kein Böswilliger und keiner,  
der nach Schätzen sucht. Auch Kaninchen sucht nicht  
danach, aber was er augenblicklich benötigt, ist ein ganzer  
Reichtum für ihn: ein Bauernkittel statt des Sträflings-  
rodes! Es lag ihm viel daran, in dieser Nacht ein ehr-  
licher Mensch zu sein, und ein Bennbauer war ein Ehr-  
licher!

Wenn er als solcher bis nach Baracke Michel durchkam,  
war er geborgen.

Er fährt zusammen, späht scheu um sich. War's ein  
Geräusch? Ein Nachttier mochte wohl über das blaßgrüne  
Torfmoos daherschleichen. Das fürchtet er nicht. Menschen  
sind seine Todfeinde. Ob die auf seiner Spur waren?

Langsam drückt er die Türe auf. Ein leises Knarren  
schwirrt durch das stille Haus. Unter seinen vorsichtigen  
Tritten knaden die umherliegenden Holzbohlen. Ein  
scharfer Geruch von geröstetem Speck füllt die weite,  
dunkle Küche. Da frißt das Hungergefühl an ihm, wie der  
Wurm in einem faulen Apfel. Trockenes Brot wird er  
vielleicht finden und in dem Mauerchränken von dem  
Gurgelkrazer, den sie Péfèt nennen. Bis zu dem um-  
mauerten Herde schleicht er. Da glüht noch die Asche.

Ein Luftzug aus dem Rauchfang plustert hinein und räubt die Funken auf. Ein Lichtgesprenkel fällt gegen die dunkelgebeizten Wände. Da hängt kein Kittel, kein Wammis, nicht einmal ein schäbiger, niederer Bauernsilz. Aber bei dem Ochsengeschirr neben der Kannenbank hängen zwei Fußbretter mit Riemen und Schnallen. Nach diesen reckt er mit beiden Armen. Die muß er haben, um auf dem Sumpfboden nicht einzusinken. Auch den langen knotigen Springstod nestelt er aus dem Riemen los und schnallt ihn an die Brettsohlen. Die Schnallen klinken zusammen. Das spitze Geräusch springt in die starre Ruhe des Hofes wie Eispplitter gegen die Scheiben.

Eine verschlafene, mürrische Stimme fragt aus dem Verschlag unter der Treppe heraus:

„Ist wer da?“ Kaninchen setzt schon den Fuß vor zum Sprunge hinaus. Da hört er die brummige Stimme wieder: „Brot ist auf der Kannenbank und Pétét im Wandschrank. Gut' Nacht, Gott behüt.“

Eine Weile horcht der Sträfling noch. Da rasseln schwere Atemzüge wie eine Säge durch dürres Holz.

„Schlaf' bis zum jüngsten Tag!“ lacht Kaninchen, geht und holt sich Brot und Schnaps. Und immer dunkler und dichter zieht die Moornacht herein und verhüllt mit Dunstschleiern sein fahles Gesicht und die hohnlachenden Augen. Als er wieder aufsteht, ist sein Gang unsicher. Er spitzt die Rippen und pfeift. Die sägenden Atemstöße nebenan brechen mit einem rauhen Räuspfern ab.

„Ist wer da?“ Stille! und mit schlaftrunkenem Knodern: „Brot ist auf der Kannenbank, Pétét im Mauer-schränkchen.“

Kaninchen pfeift nicht mehr, schurft nach der Stube hinüber und sucht eilig die Wände ab, öffnet auch vor-



sichtig eine Kommodenschublade — Wenn er hier nun noch das nötige Reifegeld findet —

Aber dann prickelt ihm etwas den Rücken herauf. Ist's Furcht? Der Vennbauer schnarcht nicht mehr. Horcht er? — — In der Dunkelheit sieht er nichts, nicht einmal die vorgehaltene Hand, aber er fühlt es, daß jemand sich nähert — geräuschlos auf Strümpfen — und warm und enge wird die Luft um ihn. Ist es der Atem eines Menschen? Ein Vennbauer redet nicht viel, der kommt schweigend wie einer mit fertigem Entschlusse. Menschen mit großem Vertrauen sind furchtbar, wo sie getäuscht werden. Der Unbekannte, der mit grauenhaftem Schweigen näher kam, war imstande ihm in seiner Kindereinfalt den Hals umzudrehen. Eine heiße Angst steigt ihm zum Kopfe, er tastet nach dem Fenster, reißt es auf und mit jähem Sprung hinaus, fort ins Moor zwischen die Sümpfe. Die Fußbretter klappern über seiner Schulter, die Schnallen klinken zusammen und hinter sich her glaubt er ein Tapsen und Stampfen zu hören, schwere Bauerntritte in seinen Fußspuren, eines Menschen heißer Atem auf seinem Nacken. In seinen Ohren sidert und rieselt das Blut, als brenne ihm ein heißes, dämonisches Flüstern hinein — irgendwoher aus der toten Nacht — irgendwoher aus dem Sumpf und Moder — und zwischen den Sümpfen hocht das Grauen, und da wartet einer — — — —

Er eilt und hastet, und der düstere, unersättliche Rachen des Moorgrundes schluckt ihn ein. Neben, vor ihm, überall, wo er hintastet, quallt der Boden wie ein vollgesogener Schwamm und klunksen die Sümpfe und patzelt der Wassermolch im Schlamm. Gasbläschen springen aus dem dunklen Sumpfwasser und pläzen in der Sumpfluft. Schrittweise sucht er sich seinen Weg zwischen Tod und Gefahr. Der gierige, schlampfende Morast saugt sich

an seinen Füßen fest und erschwert ihm das Weiterkommen. Seine Fußstapfen graben sich tief ein, für seinen Verfolger eine verräterische Spur. Vor ihm steht der Ginster mannshoch. Da hinein drängt er bis zu einem Torfshügel setzt sich darauf und schnallt die Brettsohlen an. Mit dem Springstock tastet er vor sich her und sondiert das Terrain.

Eintönig tropft der Nebel nieder, der feuchte Wind flutert in die Binsen hinein. Wirre Geräusche, die er nicht unterscheiden kann, irren über die tothstille Hochfläche. Schreckhaft schleicht er weiter, streckt den Kopf vor und späht in das leichte Nebelgeriesel. Wie flüssiges Feuer rinnt es da hinein. Was sieht er? Jeder Nebeltropfen ist ein Lichtpunkt, und blißende Funken hängen in zer-rissenen Dämpfen. Weit und weltfern scheint eine Strahlen-sonne zu stehen, die mit goldglänzendem Finger den Dunstschleier spinnt. Und weit und weltfern leuchtet es — das Licht im Moor!

In seinem Schimmer glaubt der Sträfling eines Menschen Gestalt zu sehen. Das war die Alte nicht. Wer war's? Unweit vor ihm planscht und plumpst der Moor-grund, so etwa, als trachte ein Mensch unter Mühe und Not, weiter zu kommen. Raninchen steht und lauscht. Wenn ihm jetzt einer in den Weg läuft, der Anstoß an seinem Sträflingskittel nimmt — und wenn ihm einer kommt, — einer im Bauernkittel und niederm Filz — o, zwischen den Sümpfen liegt ewiges Schweigen — —

Er holt mit dem Spaten zum Schlage aus. In den Binsen her schleicht einer gebückt. Der will dem Lichte zu, das seine feurigen Fangarme weit aus dem Moor dunkel herüberreckt. Um seinen hagern Körper schlottert eine blaue Leinenjoppe. Ein breittrempiger Filzhut hängt bis an die Augen herunter. Die bohren sich düster und

scheu in den fahlen Lichtschimmer. In dem wirbelnden Dunst erscheint das Gesicht leichenfarben und schreckhaft.

Und näher schleicht der Sträfling, mit erhobenem Spaten um den Torshügel.

Weit holt er aus, und wuchtig saust der Spaten auf den gekrümmten Rücken des Unbekannten. Der fährt mit leisem Wutschrei auf und schnellt herum.

„Neuchelmörder!“

Ein Faustschlag trifft Kaninchen unter die Augen. Betäubt wankt er zurück. Zwei Arme winden sich wie Schlangenkörper um seine Hüften, ein keuchender Atem faucht ihm ins Gesicht. Blutrot schwimmt's vor seinen Augen, da ermannt er sich und wehrt sich in Todesängsten. Die Nervenstränge reißen und zerren in den zähen Körpern, die stille Wut knirscht und mahlt ihnen bis in die Zähne hinauf, sie speien sich den Atem in die verzerrten Gesichter, die düstern Augen brennen aufeinander. Zwei Nachttiere sind es, die sich ineinander verbeißen und mit leisem, grimmigen Gurren ihre mörderische Absicht herausstöhnen.

Und dann straffen sich plötzlich die fahlen verzerrten Gesichter. Kaninchen lacht einen Fluch heraus.

„Hol' Dich der Teufel, Gebatter!“ Sie weichen zurück. Kaninchen steht bis über die Hüften in den Winsen. „Du hast eine Bauernjoppe und einen Filz dazu. Du bist also reicher als ich und sollst mit mir teilen. Wirf mir den Hut herüber. Du siehst bissig aus und ich möchte nicht eher zu Dir kommen, bis Du Deine Tollwut ausgetobt hast.“

„Du hast mir ans Leben gewollt!“ preßt Kagenlambert heraus und krampft die herabhängenden Hände zur Faust. „Wenn Dich nicht mein Arm gepackt hätte, da wo Du Luft brauchst zum Atem, weiß Gott, ich wär’

auf dieser Welt nicht mehr zu Wort gekommen. Ich traue dir und deinem lachenden Gesicht nicht, Kaninchen.“

„Ja, Gevatter,“ nickt der aus den Binsen heraus „Du bist einer, dem es kein Engel vom Himmel recht machen kann. Hab' ich Dich nicht unter Lebensgefahr gerettet? Gewiß hab' ich das! Und der Dank dafür? Nicht einmal ein bißchen Vertrauen. Präsentierst Dich plötzlich im Nebel und Nacht als ehrsamer Bauer. Konnt' ich das wissen? Nein, nicht wahr? Und nun nicht einmal einen Lappen von Deinem Überfluß, pfui!“ Er rückt aus den Binsen heraus näher, seine Augen flackern. „Und mir könnt' mit einem anständigem Kleidungsstück für alle Zeit geholfen sein. Wer mich morgen in aller Herrgottsfrüh' mit einem Sack auf der Schulter als Wallonenbauer zwischen den Bergen von Malmedy sieht, denkt nicht d'ran, daß ich am Vorabend noch auf den Domänensfeldern mich abgeschindert habe. Und übermorgen könnt' ich in Hamburg sein.“ Er tritt völlig aus den Binsen heraus und stößt den Springstoc ein.

„Nächste Woche wär' ich dann als Schiffsjunge oder Kohlenträger auf einem Handelsschiffe nach Ostindien. In drei Jahren kann ich in den Kolonien eine Filiale der Firma Woermann erwerben, aber Gevatter,“ jetzt geht er mit ausgestreckten Armen auf ihn zu und legt ihm die Hände auf die Schulter.

„Dazu müßt' ich ein bißchen Geld haben, grad' genug, um zunächst 'mal nach Hamburg zu reisen. Siehst Du, Gevatter, Geld müßt' ich haben —.“ Da stockt er, ein heißer Gedanke blitzt in ihm auf. Ein geheimer dämonischer Jubel in ihm schluckt alle seine Worte ein.

Kagenlambert sieht ihn an, lächelt ihn an, ganz ver-  
schwiegen und hinterhältig, und leise und schneidend:

„Wenn Du mein Geld hättest und ich hier in den Sümpfen faulte, dann wäre der Weg für Dich frei, Gevatter. Aber,“ er beugt sich vor, daß sein Gesicht dicht an dasjenige des Genossen rückt „noch ist Dein Weg nicht frei!“

„Gib acht,“ sagt Kaninchen mit scharfer Betonung, „Du könntest abrutschen! Hinter Dir ist der Sumpf. Dein Fuß steht am Rand. Gib acht, eijei! da fällst Du schon!“

Kaßenlambert fährt herum, hinter ihm dehnt sich ein weicher, zäher Schlamm. Eine dünne Nasenhaut spannt sich über die lehmgraue Fläche. Entsetzt will er zurück, da spürt er einen wuchtigen Stoß im Rücken, der ihn über den Rand hinweg schleudert. Er torzelt, verliert den Boden und planscht in dem Sumpf. Hinter ihm her ein leises, krächzendes Lachen. — Und aus den Winzen rispelt der Wind, als streiften Moormanns Hände durch die Stengel. Fernher rinnt das Licht im Bann. Der Sinkende reckt die Arme, biegt und wendet und wehrt sich gegen die tödliche, zähe Schlammassse, die sich wie Blei an seine Glieder hängt und ihn hinabziehen möchte in den ekklen Grund.

„Neuchelmörder!“

„Man kann ungeschickt fallen, siehst Du.“

„Du willst mich hier faulen lassen!“

„Einmal muß man es doch irgendwo!“

„Schmutziger Hund! gib acht, wenn ich wieder herauskomme!“

„Wenn!“ Der springt auf den Torfhügel. Da steht er und ragt in den Lichtdämmer, stützt sich auf den Springstoß und sieht mit bösem Lächeln auf den Sinkenden.

„Es müßte schon ein Wunder geschehen, wenn Du wieder da herauskämst. Wo der Sumpf einmal angebissen hat, läßt er nicht mehr los. Aber Du kannst noch

lange leben, eine ganze Stunde, wenn Du vernünftig bist und Dich durch Dein Trampeln nicht tiefer einbohrst. Der Sumpf frißt nicht gierig. Der verzehrt Dich wie ein Lederbissen, fein bedächtig, zuerst Deine Langbeine bis zum Knie herauf, und dann langsam weiter bis an den hungernden Magen, und er wird Dir die Brust eindrücken und Deine Eingeweide in dem kochenden Brei zu Zunder zerreiben. Jawohl, das wird er. Du bist ein Lederbissen, Du hast Geld, und das schluckt ein Bennisumpf nicht alle Tage ein! — Ich seh' Dir's an, jetzt möchtest Du 'was sagen."

„Teufel!“

„Ich rate Dir, statt mit dem Teufel mit dem Himmel zu paktieren. Du stehst vor Deiner letzten großen Reise.“

„O, könnt' ich Dich erwürgen!“

„Ja, aber Du kannst nicht.“

Mit einem wuchtigen Ruck wirft sich Ragenlambert zur Seite und versucht, sich aus dem zähen Schleim loszuwinden. Je wilder und verzweifelter er sich heraushebt, desto tiefer weitet sich das Sumpfloch. Dicke Schlammquallen drängen ihm gegen den Rücken. Das schmutzige Grundwasser schlumpft und rinselt um ihn. Bis zu den Knien ist er schon eingetunkt. Kaninchen redt den Hals und ruft ihn an:

„Du zappelst wie ein Fisch, Gevatter. Wenn Du Dich weiter so abmühest, hat Dich der Sumpf schon in einer halben Stunde eingefressen. Aber auch das genügt schon, um Dein Testament zu machen. Wenn Du nichts dagegen hast, trete ich die Erbschaft an.“

Ragenlambert stößt mit den gespreizten Händen in den Schlamm, röchelt:

„Ich ersticke!“ Der Schlamm wallt ihm schon bis zu den Hüften. Seine Augen stieren.

„Noch nicht,“ sagt Kaninchen in brutaler Ruhe, „noch drei Spannen sind's bis zum Herzen. Dann ist es am End' mit Dir, und dann spring ich auf den Brettsohlen zu Dir hin und drücke Dir die Augen zu, Du magst dann schlafen für alle Zeit. Höh! Gebatter!“

Er redt vornüber und stößt dem Unglücklichen, den die aufsteigenden giftigen Dünste zeitweilig betäuben, mit dem Springstoß gegen die Schulter.

„Wo hast Du das Geld, das Du ausgegraben hast? Soll das alles ein Bennisumpf einschluden?“

„Das Geld? — Darum —.“

„Ja!“

Die Gier treibt Kaninchen bis an den Sumpf. Der Sinkende reißt die Augen auf. Groß und schreckhaft leuchten sie. Aus seinem umflorten Blick funkelt ein jäher Entschluß, ein triumphierendes Aufflammen töblichen Hasses. Die Augen schließt er halb. Seine Seele soll nicht durchscheinen. Was ist's? In ihm rast der Jubel durch die steifen Glieder.

„Ich gebe das Geld nicht — im Leben und im Tode nicht!“

Da fühlt er den Springstoß auf seiner Brust. Kaninchen lächelt ihn hohnvoll an.

„Mit diesem einen Stoß kann ich Dich untertauchen, daß Du nie wieder den Tag kommen siehst; und wahrhaftig, ich stoße Dich in die Hölle hinunter, wenn Du mir nicht das Geld gibst! Gib's schnell, Du hast nicht mehr viel Zeit.“

Der Sinkende fühlt, wie der Schlamm an ihm reißt. Ein versteckter heimlicher Blick schießt nach seinem Peiniger herüber.

„Gebatter!“ Seine Stimme hallt dumpf und hohl.

„Nimm meinetwegen alles, was ich habe und laß mich in Ruhe sterben. — Gott verdamme Dich!“

„Wo — wo hast Du das Geld? Spar' Dir die Lebensarten, Du hast nur mehr drei Atemzüge.“

„In der inneren Brusttasche — eingenäht. Komm schnell, ehe der Sumpf daran leckt.“

„Du lügst! Mich führst Du nicht auf den Leim.“

„Gevatter, hast Du schon einmal gehört, daß ein Sterbender lügt? Komm schnell, mein Arm ist steif. Ich kann nicht in die Brusttasche. Ich sin' ein — Varmherziger! Jetzt ist's am End'!“

„Höh, Ragenlambert!“ Kaninchen stapft in wahnsinniger Hast um den Sumpf. Die Bretter an seinen Füßen klappern. Die Gier stiert aus seinen kleinen listigen Augen. Er wagt den Sprung — das Sumpfwasser spritzt zu beiden Seiten auf. Der Schlamm wappt und quallt und die weite, zähe Sumpffläche schwankt. Mit unsicherem Blick mißt Kaninchen die Entfernung zwischen sich und dem Sinkenden ab, dann streift er den Fuß aus den Riemen, wirft ein Brett vor und springt darauf, löst dann das andere aus dem Schlamm und wirft es weiter, während er das erste wieder nach sich zieht. So bahnt er sich über den Morast einen Weg bis zu Ragenlambert. Die wilde Hast macht ihn wirr und irr. So sieht er die heimlich lauernenden Blicke Ragenlamberts nicht. Dessen Hände krallen sich in das Sumpfkraut ein. In seinem hagern Körper dehnen sich die Muskeln. Die Wunderkraft der Todesangst löst ihn aus der Erschlaffung — seine Stirnadern schwellen und liegen wie Drahtbündel übereinander — jetzt beugt Kaninchen über ihn:

„Höh, Gevatter, laß Dir die Zoppe ausziehen, denn Du gehst schlafen für immer!“

„Komm näher — so!“



Razenlambert hängt steif und starr im Schlamm —  
„Greif in die Rodtasche — tiefer! — So!! — Und  
jetzt gehst Du mit mir schlafen!“

Laut dröhnend, in wahnsinnigem Jubel. Seine  
Arme schließen sich wie Eisenklammern um Kaninchen.  
Dem geht der Atem aus. Dem drückt es die Brust ein.  
Ein gellender Schrei durch's Moor — ein Aufbrüllen!  
Zwei Menschen ringen im Sumpf, verzweifelte Menschen  
sind es mit Raubtierseelen! Ihre bebenden Körper  
schmieden sich aneinander. Ihre fahlen Gesichter stoßen  
zusammen. Der ganze Sumpf schwankt, wappt den  
gähnennden Schlammrachen auf und faucht die Gift-  
blasen heraus. — Und in die Rohrkolben wüthet der Moor-  
wind! Und in grauen Fegen flattern die Nebeldämpfe!

Und größer und leuchtender wird das Licht im Moor!  
Ein stilles Achzen fährt in den Schrei der Nachtvögel.

„Laß mich los! Um's Himmelswillen!“ stöhnt Ka-  
ninchen.

„Dir hilft der Himmel nicht mehr! Du gehst schlafen—  
ohne mich!“

„Teufel!“

„Der auch nicht!“

„Hast kein Mitgefühl im Leib?“

„Hast Du es?“

„Ich hab's!“

„So? Zieh mich heraus!“

„Ich hab' die Kraft nicht mehr!“

„Ich hab' sie noch!“

Um Kaninchens Nacken krampfen des Sinkenden  
Arme. Der wehrt sich wie ein Sterbender gegen den Tod,  
reckt auf ruckweise in wilden Stößen. Die Wirbelsäule  
könnte ihm brechen, so schwer hängt die Menschenlast an  
ihm.

Langsam löst sich der zähe Schleim. Zum Retter wird er mit Mörderabsichten, aber die Wut verzehrt ihn. Noch ein Ruck! — Ein schraubenförmiges Herausdrehen eines mit wilder Sterbensangst kämpfenden Menschen! Die Nervenstränge scheinen zu reißen — die Handknochen knacken — und ein röchelndes Atmen wie in Todesnot! — Da spaltet sich der Sumpf wie ein zahnloser graufiger Tierschlund — Schlammhäute schlottern in seinem Rachen, und zähe und widerwillig gibt er seine Beute frei.

In armdicken Strängen schlampft der Morast um den Manneskörper, der mit einem langen Schritt das Brett gewinnt und nun befreit die Arme redt.

„Gebatter! Jetzt hol' Dir Dein Merci!“

Mit schnellem Blick mißt er den Abstand bis zu den Binsen, stampft das Brett ein und wagt den kühnen Sprung hinüber. Kaninchen begreift erst sein Vorhaben, als alles geschehen ist. Mit wirren Augen sieht er um sich. Es blendet ihn ein Flimmern und Flackern aus dem Ginsterdickicht. Das ganze Moor scheint mit einem Male erhellt, und groß und strahlend fließt das Licht über die Sümpfe.

Auf dem Torfhügel steht ein Weib, schweigsam und bleich und mild; und von ihrer Brust aus gehen die Strahlen eines blanken, blendenden Lichtes.

Und ihr gebietendes Schweigen beherrscht sie alle!

Aber dann zucken um sie eine Menge trüber, qualmender Lichter auf, Flammenzungen, die gefräßig nach den Ginsterblüten lecken. Fackelschein und Männerstimmen und ein verräterischer Lärm!

Schatten tauchen im rötlichen Scheine auf, schlüpfen aus den Binsen, hinter dem Torfhügel hervor. Und mitten im Sumpf flattert der Sträflingskittel Kaninchens.

Ein lauter Ruf in dem Gewirr von Stimmen:

„Da steht er! Werft ihm die Stride über!“

Von dem Manne mit der Bauernjoppe und dem eingebeulten Hut lenkt sich die Aufmerksamkeit ab. Der steht und winkt zu der greisen Alten hinauf. Er sieht wie ihr Arm sich langsam hebt und die knochige Hand die Blende der Laterne dreht. Um Ragenlambert fallen schwarze Schatten nieder. Der Lichtkreis um ihn ver-schwindet. Ungesehen taucht er in den Binsen unter.

Raninchen suchtelt, kreischt auf.

„Den da greift! Seht ihr's nicht? Nummer 65! Er läuft, er läuft! Halté-la!“

Ein Seil fliegt um die Schulter und Zurufe treffen ihn von allen Seiten.

„Will der Kerl wieder flunkern? Jetzt sitzt Du in der Falle! Den andern fangen wir auch noch.“

Die Bannbauern stimmen bei mit rasselnden wallonischen Lauten, holen ihn aus dem Sumpf heraus und sagen dem Administrator:

„Da haben Sie ihn. Zwischen den Sümpfen raus kann keiner mehr. Das ist 'n Falle, besser wie Eure Pistolen.“

Als sie dann zu dem Torfhügel hinaufsehen, ist das Licht verschwunden. Sie führen Raninchen in das stille Wallonental hinab. Die andern suchen im Bann nach Nummer 65.

Der graue Morgendunst rinnt in den fahlen Dämmer und sie haben noch keine Spur. Die Mittagssonne zerreißt den Nebel und noch immer suchen sie vergebens. Dann kehren sie zurück, und die wallonischen Bauern sagen wieder:

„Zwischen den Sümpfen entkommt keiner. Er wird einmal in die Falle gehen.“

Die braunen Gewässer rinnen mit sanftem Rieseln über die dürftigen Bannwiesen. Im Mittagsglanz auf

den weiten Spreiten stehen die Mäher, rücken den Hut in den Nacken und wegen die Sensen. Ihre rotgebrannten Gesichter spähen nach dem Bennisbauer, der zwischen verkrüppelten Buschkiefern heraus zu ihnen herstapft.

„Colas!“ rufen die Mäher in singendem Tone. Der Wallone sagt mit der ihm eigenen Betonung den Namen, und das ist sein Gruß. Der Bennisbauer Colas stößt mit dem Finger gegen seine Mütze, nickt einem jeden zu und ruft ihn an:

„Henri! Mathi! Nonard!“ und mit einer Handbewegung gegen die übrigen, die er nicht kennt „Guten Abend auch die andern! — Ich will Euch 'was sagen: wir haben ihn nicht.“

„Ihr habt ihn nicht? In meiner Ziege Namen! Colas! Laßt ihn laufen. Man muß schon zufrieden sein, wenn man von zweien einen hat.“

„Jawohl, aber nicht den schlimmsten.“

„Schert's Euch denn?“

„Jawohl, man will hier im Bennis doch wieder ruhig schlafen. Fünfundvierzig Jahre habe ich immer mein Nachtruhe gehabt, heut nacht nicht mehr. Heut nacht ist einer gekommen, der hätte wahrscheinlich die vierzig Mark eingefackt, die mir der Dihan-Djosef für die Ruh bezahlt hat. Aber ich kam in der Dunkelheit, und ich hab' seinen Kitzeln flattern sehen. — Durch's Fenster. Mich hätt's nicht wunder genommen, wenn er wie die Hexen durch den Schornstein geritten wär'. Es war schrecklich, ich sag's Euch.“

„Es könnte auch schon d e r sein, den ihr diese Nacht, gefangen habt. Dann habt Ihr Ruh'.“

„Und wenn der andere kommt — die nächste Nacht, eh?“

„Er kommt nicht, Colas!“

„Er kommt!“

„Bais! Du kennst ihn schlecht, Colas.“

„Kennst Du ihn, Henri?“

Der setzt sich auf den Heuhaufen, läßt die langen Arme über's Knie baumeln und laut an einem Grassalm.

„Er ist doch hier herum beim Schmuggeln aufgegriffen worden.“ Dann hält er inne und blinzelt aus halbgeschlossenen Augen die anderen an. „Oh, so ist's ja wohl?“

„Genau so“ knobert Mathi. Dem sieht ein Auge nach Luxemburg, das andere nach Preußen. Das sagen die Leute im Wallonischen.

„Genau so,“ sagt auch Nonard und mäht weiter. Wenn zwei daselbe sagen, weiß er nichts dagegen. Da geht der Bannbauer weiter. Das linke Auge des Mathi dreht nach ihm, daß das Weiße darin hervorleuchtet, und der lange Henri lacht leise hinter ihm her.

„Der weiß es jetzt.“

„Ja, der weiß es jetzt,“ sagt Nonard vom Mähen herüber. Und weiter geht Colas, der Bannbauer. Er hört die versteckte Drohung aus dem leisen Lachen Henris, er sieht sie in den schielenden Augen Mathis, er wird sich also hüten und die fehlende Gefängnisnummer bis an das Ende der Welt laufen lassen.

Die Mittagssonne bedt mit blanken schimmernden Sonnentüchern das starre Bann. In den Heuduft zieht ein brenzlicher Geruch. Der kommt von der Bannhütte herüber. Da steht einer, ein Armseliger, und brät über dem Dreibein die saftigen Speckschnitten. Mit einem langen Ginsterstengel scharrt er aus der glühenden Asche die gerösteten Kartoffeln und häuft sie neben der Hütte. Der linke Rodärmel baumelt ihm leer zur Seite. Er ist ein Einarmiger, aber mit der einen Hand geschickter als andere mit zweien. Das Dreibein überragt er kaum über

zwei Kopflängen. Das Rückgrat ist ihm verkrümmt, die Brust wölbt sich bis zum Kinn herauf. Der dicke, runde Kopf hängt im Nacken. Grelle Augen stechen aus dem aufgedunsenen Gesichte. Die scheinen beständig Angriffspunkte zu irgend einer böshaftern Bemerkung zu suchen. Jetzt legt er die hohle Hand an den Mund und trompetet zwei ungleiche Töne hinein. Die Köpfe der Mäher buchen auf. Es ist das Signal der Heide und sie stapfen über die Wiesen herüber zu der Bennischütte. Henri tritt in die Torfhütte; die übrigen werfen sich in die harten struppigen Stengel des Heidekrauts.

Der Weg zu den Bennischiesen ist weit. Die Mäher bleiben deshalb auch über Nacht im Moor und bauen sich eine Hütte, die sie gegen Wind und Nebel schützt. Die Wände sind aus quaderförmigen Torfstücken, das Dach mit Ginsterstangen gedeckt und mit Heidesoden bestrichen.

Nach der hintern Wand, die nach der Wetterseite liegt und doppelt ist, geht Henri, hebt einen Torfkumpen heraus und steckt den Kopf in die Öffnung.

„Wenn Dir die Luft nicht ausgegangen ist, dann steige heraus, Katzenlambert.“

Zwei Arme reden aus der Öffnung, und eine Stimme sagt:

„Heb' den Sack Salz herein; es ist noch Platz hier.“

„Nein, laß ihn draußen. Der Konard holt heut' abend seinen Karren, dann wird er ihn unter den Torf verladen und wir können ihn beim Knusperjan abliefern.“

Katzenlambert zwingt sich durch das Loch.

„Du Henri! Ist dem Knusperjan zu trauen?“

„Wenn er uns in die Lunte bringt, sitzt er auch drin. Wenn einer von uns schwarz wird, sind sie's alle. Darum helfen wir uns, darum schweigen, darum drohen wir. Aber keiner traut dem andern. Ich traue Dir nicht, wir

trauen dem Knusperjan nicht. Wir wissen's aber alle: ein Verräter wird einmal über Nacht vom Sumpfe aufgefressen. Dann heißt's im Dorf brunten: Wieder ein Berunglüdter! und weiter kümmert sich keiner darum. Dem Knusperjan können wir also trauen, solange er uns das eingeschmuggelte Salz und den Speck abläuft und dabei gute Geschäfte macht. Hai, Pfeifenquerin!" ruft er zum Krüppel hin.

"Wirf uns ein paar handvoll Kartoffeln herein."

Er streckt sich der Länge nach zum Raßenlambert auf den feuchtkühlen Lehm Boden der Hütte. Auch Mathi und Nonard rücken zu ihm. Pfeifenquerin rafft die Kartoffeln in seinen Hut, schüttet sie vor den Männern aus und sagt:

"Wer nicht vom Fressen satt wird, wird's auch nicht vom Ledden. Den Speck bring' ich Euch in der Pfanne, das Bier im Faß. Die andern Schnarchen schon im Heidkraut. Und wenn Ihr eine Neuigkeit wissen wollt — das Licht im Moor brennt schon."

"Die Alte wird verrückt", knurrt Nonard und bläst in die aufgeplakten Kartoffeln.

"Sie ist's schon," sagt Mathi, sieht mit dem einen Auge nach dem Faß, mit dem andern nach der Pfanne.

Raßenlambert zieht hochend die Knie ein, legt die Arme darauf:

"Warum soll sie verrückt sein? Weil sie auf mich wartet? Sie weiß, daß ich nicht kommen kann. Jetzt noch nicht. Wenn man mich sucht, wär's bei ihr. Aber sie weiß, daß ich in einer Nacht kommen werde. Sagt mir nichts gegen die kleine Mam'!" Seine Augen rollen, „sagt mir nichts dagegen!"

Vom Faß her schlurrt der Krüppel, stellt sich in die Türe:

„Ei, guter Gott, wie wird man's denn! Man weiß doch, daß die kleine Mam' ein Holz aus dem Bündel hat,“ er tupft wider seine Stirne, „einen Deutschen hat sie geheiratet, man sagt aus Böhmen. Dann ist der Briefträger bei uns geworden. So'n schmutziger Hund von deutschem Beamten. Aber die Mam' sagt: Er kommt von Abstammung. Da in Böhmen ist 'was mit ihm los gewesen! — No und dann ist der Raßenlambert wie'n Prinz gegangen. Wer weiß? Wer weiß? Hih! No, lang hat's ja nicht gedauert. Einmal ist der Mann Briefträger nicht mehr aus'm Bann heimgekommen. No, man hat viel gered' darüber. Der kleinen Mam' ist dann noch'n Holz aus dem Bündel gerutscht. Bin, man weiß das doch. Raßenlambert, ich seh's Dir an, Du möch'st mir an den Hals springen!“

Sein dicker Kopf schwankt im Nacken, als müsse er ihm herunterrollen. Da stößt ihm Mathi mit dem Holzschuh wider das Bein.

„Pfeifenquerin! Wer Dich für einen Unglücklichen einkauft, gibt sein Geld umsonst aus. Den Arm haben sie Dir bei einer Kauferei zer schlagen. Ein Unglücklicher rauft nicht. Aber mit dem einen Arm machst Du bessere Geschäfte, wie wir mit zwei Armen. Da kannst' als armer Krüppel vor der Kirchthüre stehen und betteln und an den Dorfkirmessen den Leierkasten drehen und bei den Wallfahrten mit der einen Hand den Rosenkranz beten und zwischen den Bühnen den Hut halten. Das kannst' alles. Vielleicht hast' schon als Wickelkind an Dein besseres Fortkommen gedacht und Dir das Rückgrat eingedrückt. Eh, Kürassier, leck die heiße Pfanne aus, dann erst bist Du ein Unglücklicher. Deine Zunge ist das Stärkste an Dir.“

Er gröhlt ein unbändiges Lachen heraus. Konard schreckt aus dem Halbschlaf auf. Um Henris graugrüne



Augen legen sich ein paar Fältchen; so lächelt er. Raßenlambert stützt die Arme auf die Knie und starrt zu Boden. Des Krummen langer Arm fuchtelte ihm vor dem Gesichte.

„Hai ja! Ist d e r vielleicht ein Unglücklicher?“ und mit der breiten Hand platscht er ihm auf den Rücken: „gesunde Knochen hat er, Muskeln wie ein Gaul. Capristi! Warum ist er ein Unglücklicher, was meinst Du wohl, Henri? Weil er nicht vor uns sitzt mit der neunzackigen Krone auf dem Kopfe und nicht in der Kalesche fährt und nicht der Herr Graf ist, der uns mit einem Fußtritt „Guten Morgen“ wünscht. Platz da, Ihr Spießbuben, Ihr kreuzdummen Wallonen! Ich, der böhmische Graf! Respekt! No, Prinz Lambert, mir ist eine Speckschnitte in der Hand lieber als irgendwo Dein böhmisches Land. Prost!“

„Oh, jawohl, er soll sich zum Sanct Jakob nach Galizien scheren,“ knodert Konard und schläft weiter.

Raßenlambert sieht den Kleinen mit bohrenden Blicken an. Sie wetterleuchten:

„Erzähl' weiter, Pfeifenquerin.“

„Ei Teufel! So gefällt's dem! Hörst Du's, Henri! Nathi! Konard! So gefällt's dem. Wenn der nun ein russischer Prinz wär', könnte man ein Geschäft mit ihm machen. Auf dem Jahrmarkt würde man sich reißen um ihn, und ich hab' meine Drehorgel. Die Burengenerals tun das auch. Die lassen sich auch ausstellen; aber ein böhmischer Prinz, hui! das wär' was! — No, Prinz Lambert, jetzt kannst' auch 'mal auf einen andern hinstarren. Deine Augen stechen wie die Zinken einer Heugabel, ein Frosch könnt' sich drauf zu Tode zappeln.“

„Ja,“ sagt Raßenlambert „Du könntest ein Frosch sein und ich möchte Dich einmal zappeln lassen,“ greift mit den Armen hinter sich und hebt den Krüppel bis zur Decke hin-

auf, drückt ihn in die Dachruten hinein, daß der festgebrannte Heidesoden knarrt, und sieht mit düster lohenden Augen die andern an. In sein tiefes, heiseres Sprechen dröhnt das Geschrei des Krüppels; es hallt in das weite Moor hinaus und zertinnt in der Unendlichkeit der Hochfläche.

„Jetzt sollt Ihr's wissen, was der Prinz Lambert für einer ist. Wenn ich Dir den letzten graden Knochen entzwei gedrückt habe, Pfeifenquerin, dann kannst Du erzählen, so macht's ein böhmischer Graf. Ich kam mit geschlossenen Augen zur Welt und konnte mir meine Eltern nicht daraufhin ansehen, ob sie prinzlich seien. Ich bin difficil, weißt Du, ich wär' zurückgegangen, ich hätt' die Halsbräune gekriegt und hätt' mich ersticken lassen! Hai, Pfeifenquerin, was schreist Du?“

„Drück'n durch's Dach!“ sagt Mathi und verdreht die Augen.

„Ja, paß auf. Es wird ein böhmisches Wunder!“ sagt Raxenlambert mit lautlosem Lachen.

Ein Schatten wirbelt über die Köpfe der Liegenden hinweg, durch die Türe und mitten zwischen die Schlafenden ins Heidekraut. Die schrecken auf und murren einen Fluch. Die andern in der Torfhütte reden die Köpfe.

„Teufel! Das ist ein Barm! Er wird nicht mehr aufstehen,“ sagt Henri und stützt sich mit den breiten Händen auf den Estrich. Mathi drängt fast das Weiße aus seinen Augen und sieht Raxenlambert mißtrauisch an.

„Ich muß sagen, daß ist eine Art, einen mundtot zu machen. Und es ist doch so! Man sagt's Deiner Mam' nach. Sie soll Schuld dran gewesen sein, daß der Mann Briefträger nicht mehr aus'm Bann heimkam. Wenn Du den Krüppel dafür tot machst, sagen wir's Dir nach! Gegenbeweise hast Du nicht!“

„Er hat sie nicht!“ kreischt Pfeifenquerin aus dem Heidekraut. Der Sträfling steht und ballt die Fäuste. Das Lachen der Mäher schlägt ihm wider die Schläfen. Da reißt ihn Henri neben sich nieder.

„Laß den Krummen schreien. Je krümmer, je schlimmer. Aber wir brauchen ihn. Heut nacht müssen wir wieder losziehen. Höh Krummer, komm rein!“ Sie stecken tuschelnd die Köpfe zusammen. Ha, gut' Freunde sind sie. Pfeifenquerin trollt herein. Er läßt sich keine Vorschriften machen. Er tuts auf eigene Faust. Ja, das wird er wieder einmal schlau machen. Es sind da nicht lang neue Grenzler angestellt. Ei guter Gott! Wird er denen den Syrup um den Mund schmieren! Wird er die hänseln! Eijeiei! Es ist seine Freud: Die Menschen dumm machen, den Schlaunen ein Schnippchen schlagen, die Wachsamern durch Dreistigkeit verblüffen. Hihi! das ist die Freud' am Schmuggeln. Anders wollte ers nicht und er könnte es nicht. Er teilt die Menschheit ein in solche, die übertölpeln und solche, die sich übertölpeln lassen. Gehört er nicht zu den Erstern, dann gewiß zu den Letztern. Und dann wäre er doch dumm! So wird er also sein Lebtag jeden Menschen daraufhin tagieren müssen, wie und wo er ihn übertölpeln kann.

Er hört mit halbem Ohre hin, was sie beratschlagen. Und dann haspelt er auf und geht hinaus.

„Ich mach's!“ ruft er zurück, schwenkt die Arme, auch den Strunk. Der leere Armel baumelt und flattert. Und so steht der kleine Bucklige in der blanken sengenden Bennissonne und so ganz klein unter dem meilenweiten Moorhimmel.

\* \* \*

Die Nacht kommt übers Bennis. Der Nebel tröpfelt fein und eisig. Aber das Mondlicht bricht durch wie hinter

Gazeschleiern. Milchig wallen die Wolken. Und klarer steigt die Mondsichel. Die Sterne blinkern aus dem verschlafenen Himmel heraus. Unzählige Sterne! Wie Silberfitter verstreut in der blanken Bläue. So wird eine jener hellen Sternennächte, die das totliegende Benn mit einer heimlichen Freude verhüllen. Aber feierlich und weisevoll und wie mit den leisen Schrecken erhabener Andacht. Ein blankes, majestätisches Licht, wie das der Katarakte, die an einer Königsleiche stehen.

Und es schläft im schwimmenden Licht das Benn mit seinen stillen Schauern.

Hoch wölbt da irgendwo der Rücken des Moors. Am höchsten wölbt er. Dort stehen, wie gesagt, zwei Häuser und eins. Zwei Schenken und die Kapelle Fischbach. Eine Bennschenke preussischerseits, Mont Righi, eine belgischerseits, Barade Michel. Preussisch gibts gut' Bier und Schnaps; belgisch gut' Schnaps und Bier. Dem Deutschen, der das Bier belgischerseits trinkt, ergehts schlimm. Es ergeht den Leuten an der Mosel besser. Es soll all dort inmitten der Nacht eine Glocke geläutet werden, um die Schläfer zu erinnern, sich auch mal auf die andere Seite zu legen, auf daß der saure Wein ihnen nicht den Magen durchfresse.

Also stehen zwei Schenken tief im Benn. Um die belgische wehen Schatten. Sie sind gekrümmt, sie sind gelauert, ja ganz unheimlich still und vorsichtig sind sie. Hinter der Giebelwand der Schrei eines Sumpfhuhns. Und viele Schreie — daher — dorthier — überallher! Die „Famosen“ sind bei der Arbeit. Schleicher find's, hurtige Eidechsen, die zwischen den Sümpfen Pfade suchen, auf denen kein Unkundiger nachkommen kann. Es sei denn, er rischiere sein Leben.

Eine kurze Stille.

Plötzlich wie aus dem Hinterhalte herausgewürfelt Wagengerassel. Klatschende Pferdehufe. Eine Halbchaise. Sie hält vor Barade Michel. Der Kutscher schlägt den Caban zurück. Sein Arm reckt heraus. Er knallt mit der Peitsche. Heda, Cabaret! Ein Mann tritt auf die Schwelle, reicht ihm ein Gläschen Péfèt, von dem Gurgeltrager, auf den Kutschbock. Und lädt einen schweren Salzsaß neben ihn, lehnt ihn gegen den Vordriß.

Er wartet neben dem Wagen, bis der Kutscher ihm das leere Glas herunterreicht.

„Bin merci!“ und leise „wie isz?“

„Vorlicht. Die Grünen hocken in Mont Righi, Nonard.“ Der nickt, zwinkert mit den Augen und hüllt den Caban fester um sich. Hai jüpp! Klatsch, trab, trab die Pferdehufe. Die schmalen Räder knirschen auf dem Sande der Landstraße. Das Schuzdach des Chaischens schwappt in den Stahlgelenken. Die Geräusche schwirren in die tote Nacht.

Auf der Treppe des Mont Righihauses sieht Nonard einen Grenzler stehen, den Klappstuhl übergeschnallt, das Gewehr am Schulterriemen. Er hat die Hand über die Augen gelegt und späht aus. Nonard ruft frohlaunig herüber: „Ich bins, Herr Grenzwächter! Wollen Sie bei mir aufsteigen? Ich fahre durch bis Weismes.“

Der Grenzwächter kommt dem heranrollenden Wagen im langsamen, abgemessenen Wachtschritt entgegen.

„Hoppla! das könnt' ich, wenigstens eine Strecke weit. Hü! Mar!“ Er platscht dem Gäulchen wider die Stirne und klettert dann am Borderrad hinauf. Nonard weist mit der Peitsche in den Wagen zurück.

„Wollen Sie nicht 'reinstiegen? Es ist ekelig frisch.“

„Frisch ist es jawohl, auf dem Benn isz immer so. Man kanns in die Knochen kriegen. Aber man muß sich

eben dran gewöhnen.“ Er plumpst neben Nonard auf den Bodsiß nieder, zieht den grobtuchenen Mantel über die Knie. „Fahren Sie los, Nonard! Hoppla, Mag! An der zweiten Waldschneise halten Sie. Da muß ich absteigen und ins Benn 'rein auf Nachtposten.“

„Jesus! Mater! gibts denn wieder die Nacht 'was?“

„Hoffentlich einen Hauptfang. Die gesamte Grenzmannschaft ist aufgetrieben. Der ganze Lannenschlag da längs der Chaussee ist bestellt. Sie können von Glück sagen, daß Sie mich aufsitzen haben, sonst würde ihr Wagen all dreißig Schritte angehalten.“

„Warum sollt' man anhalten? Man kennt doch weit und breit mein Passagierfuhrwerk.“

„Ich hab' Sie heut nachmittag vorbeirasseln sehen. Wen haben Sie denn gefahren?“

„Kennen Sie ihn nicht? Den Viehhändler Marquet. Ich hab'n bis Jalhay gefahren. Wenn der in die Bendorfer kommt, schlagen ihn die Bauern fast tot mit Mistgabeln. Er betrügt wie'n Jud. Na, die Herren Grenzwächter kennen ihn ja auch. Was der schon an Tabak geschmuggelt hat — ! Und an Speck! — Haben Sie Platz genug, Herr Grenzwächter? Sonst rückt' ich den Sack weg. Er drückt mir bald die Kniescheibe ein.“

„Was ist denn in dem Sack?“

Nonard platscht darauf.

„Ich denke, wieder Kornsäcke. Der Wirt hat da einen Schwager in Weismes, mit dem er als derlei austauscht. Die Bauern geben mir als immer so 'was mit. Ei no, für'n guten Schnaps tut man schon was. Ja, was ich von dem Viehhändler erzählen wollte! Das hat er in Jalhay drüben zum Besten gegeben. Speck wollte er 'rüberbringen. Aber die Herrn Grenzwächter waren auf dem Anschlag. Hui! Die hätten's ihm schon lange gern

aufgepaßt. Es war nicht durchzukommen. Na kurzum, was tut er? Nu passen Sie mal auf! Er verpackt den Speck in ein Faß und läßt das den Fluß hinuntertreiben, die Wache, wissen Sie, da in der Gegend von Khoffraig 'rüber. Er selber steckt sich ein paar Pfund Salz zu und läßt sich von den Grenzlern erwischen. Er denkt: Wenn sie mir auf der Spur sind, so sind sie es nicht meinem Fasse! — Na und so wars. Bei Malmedy hat ers dann 'rausgefischt. Ja, so gehts. Mit dem besten Willen können die Herrn Grenzwächter nicht hinter alle Schliche kommen.“

Der Grenzler fuchtelt mit dem großen Finger.

„Passen Sie auf, Konard, heute Nacht legen wir ihnen ein für allemal das Handwerk. Alles ist vorbereitet, das halbe Bann ist umstellt. Auch den Sträfling müssen wir einfangen. Die Polizei ist aufgeboten, auch die Flurschützen. Na, wird das ein Kesselreiben! Kein Schlupfwinkel ist unbewacht. Auf offener Landstraße lassen sich die Kerle ja nicht sehen.“

„Ei natürlich nicht! Wo werden sie auf öffentlicher Landstraße! Geben Sie nur ja auf die Schlupfwinkel acht, Herr Grenzwächter. Jesus Mater! geben Sie nur ja acht!“

Vor dem Tannenschlag im Straßengraben taucht eine Gestalt auf. Knöpfe blitzen.

„Servus, Herr Kollege!“ ruft der Grenzwächter vom Bode herab. Der Andere wirft die Hand an die Mütze, grüßt. Vorbei faust der Wagen. Der Grenzler fragt: „Sie haben doch nichts zu verzollen, Konard?“ „Ich? Guter Gott, nein! Man kennt mich doch. — Aber mit dem Pfeifenquerin war 'mal'n schöne Geschichte. No, die muß ich ihnen noch erzählen.“

Und Nonard schwagt; es ist wahrhaftig zum Lachen. Ei, ist der Nonard ein spassiger Mann! Und kaut ein Primchen Tabak außs andere und erzählt ein lustiges Geschichtlein außs andere. Neben ihm schlodert der Salzsaß, im Wagensiß liegt auch einer, hinten aufgeschnallt noch einer. Und rasselt ungefährdet unter „behördlicher Bedeckung“ durch das Spalier von Grenzlern.

An der zweiten Waldschneise steigt der Grenzler ab. Ein Händedruck. Ein heimliches Lachen hinter ihm her.

Ei dummer Deutscher! geh' zum Teufel!

An den ersten Häusern von Robertville biegt der Wagen in einen Hof ab.

---

Die Sternennacht lächelt freundlich im Binn.

Auf der weißen Landstraße liegen wie gewaltige schwarze Kleckse die Silhouetten der Bäume. Die Landstraße, die von Francorchamps herführt. Im weißgrünen Lichtdämmer liegen die Wiesentäler.

Hart am Rand, wo die Landstraße mit schlanken Stämmchen eingesäumt ist, bewegt sich ein Schattenspiel. Schwankend und huschend zwischen den aufgereihten Bäumen. Der Boden ist da weich und überwuchert. Eine Schiebkarre gleitet schnell darüber. Einer keucht. Die Griffe der Handkarre hängen im Schulterriemen. So drückt ihm die Hauptlast Nacken und Rücken. Mit dem rechten Arm schiebt er. Der Linke baumelt ihm. Und frech und dreist rollt der Krumme seine Salzsäcke. Wenn ihm etwas zustößt, ein Grünrock zum Beispiel, wird ihm ein Einfall kommen, irgend einer, ein schlauer. Er kann sich drauf verlassen. Immer. Und dort — holla! Gibts da schon etwas? Es mögen ihm helfen alle guten Geister und sein krummer Rücken und seine feinen Einfälle.



Was hört man? Man hört Hufschläge. Gilt die Wette, es ist ein Berittener, der Neue! Pfeifenquerin kennt ihn. Er muß immer seine Leute kennen lernen. Und sie müssen ihn kennen! Der Pfeifenquerin schellt allwöchentlich an den Haustüren in Malmedy und will Strammetsvögel verkaufen oder Preiselbeeren oder Mausohrjalat. Der Herr „Berittene“ kriegt das um einige Pfennige billiger, weiß der Herr Berittene ist und weil er, wenn er ins Bann geritten kommt, mit den Leuten dort freundlich spricht und ab und zu einen Tropfen akzeptiert und also ein umgänglicher Mensch ist, dem der Pfeifenquerin noch eine Menge Schnippchen schlagen kann, bevor er heraustriegt, was der Krumme für ein Teufelsbraten ist.

Und da ist nun weiter kein Nachdenkens. Pfeifenquerin schiebt die Karre mitten auf die Landstraße, setzt sich auf die Salzsäcke und schlägt die Beine übereinander. Lüftelt auch aus seiner Rocktasche die kurze Pfeife heraus. Die er zwischen die Knie stemmt und stopft.

Klatsch! Trab, trab! Sprengt der Berittene heran, pariert dicht vor der Karre, beugt herab.

„Donnerwetter! seid Ihr das, Querin? Was gibts denn?“ Der Budlige hat den Bauernsilz in die Stirne gedrückt, macht ein Gesicht zum Beißen, knodert:

„Hai, was es gibt? Hai, nix Schönes! So'n Gemeinheit! Läßt mich der Schustikus hier in die Blamage warten und sagt, er kommt gleich retour. Ja, Gewitter! er kommt nicht retour. Der läß mich sitzen und denkt: Spuck drauf und warte bis es friert.“

Er reißt wehleidig den Mund krumm. Die Pfeife zerrt ihm den Mundwinkel herunter.

„Wissen Sie, Herr Grenzinspektor, ich bin'n Krüppel, nich wahr? Und mit'm Krüppel will jeder seine Affären machen. Wissen Sie, das ist nicht schön. Das ist ein'

Todsünd. Ja wissen Sie, ich bin ein armer Hund, Herr  
Mossieu Grenzrat —.“

„Wer ist der Kerl denn?“

„Oh der Kerl ist ein Viehhändler aus Jalhan, von  
ganz drüben aus dem Belgien her. Er ist ein Schwein,  
wissen Sie; er fauft.“

Der Grenzler hebt sich im Sattel. Über den Kopf  
seines Rotfuchses hinweg gehen seine Blicke forschend um  
die Säcke. „Sapperment! wie ging das nu?“

Pfeifenquerin rutscht von der Karre ab, spricht zu  
dem Reiter hinauf:

„Gewitter, ja! Wie ging das nu? Wissen Sie, Herr  
Oberinspektor, wir gingen zusammen von Francorchamps  
aus wie zwei gute Kamerad. Er hat mich Feuer gegeben  
für meine Pipe und wir schwätzen so verschiedene Affären,  
von diejeniges und von derjeniges und von die armen  
Hunde die Herrn Mossieu Grenzwachtmeister, was die eine  
abscheulich Leben haben, und daß die schmutzigen Hunde,  
die Crapules, die Rapaie,\* wissen Sie die Schmuggler  
Ihnen an die Nase abführen und so viele schlechte Affären  
mit die Herrn vom Zoll machen, ja. Bin, was? Auf  
einmal kriegt sich das Viehhändler eine Schrecken und  
schreit wie einen Schweinehund: „Wissen Sie, Duerin  
des pipes, ich hab' meine Uhr vergessen in die Cabaret!  
Wollen Sie bei meine Charrette bleiben, bis ich bin wieder  
retour?“ Abin, sage ich, ja! Wissen Sie, da habe ich  
mich gesetzt auf die Charrette. Aber ich kann nicht warten,  
bis an die Morgen früh, nicht wahr? Er soll mir blasen —  
mit Respekt! Ich werde gehen, ich werde die Charrette  
auf die Straß' lassen, meinethwegen. Adjüs, Herr Ober-  
inspektor.“

---

\*) Paß, Bande.

„Halt, Querin!“

Der Berittene reißt herunter, packt den Krummen beim leeren Armel. Die Worte stoßen ihm scharf und wichtig zwischen den Zähnen heraus.

„Wann hat der Viehhändler den Schreden gekriegt?“ Da der Krumme nach der Westentasche greift, um diesen Zeitpunkt nach der Uhr zu bestimmen, fügt er schnell hinzu:

„Konnte er mich schon gehört haben?“

„Wissen Sie, ich hab' gesagt: Gewitter, das ist ein gabelou —“, das Wort, das ein Spitznamen auf die Steuerbeamten ist, entfährt ihm, und er verknotet einen Haufen Worte zur Entschuldigung.

„Wissen Sie, das ist für Lachen, für Spaß, das ist ein — Schnupfnase!“

„No, Spürnase, Kutester! Na das ist mir egal. Hören Sie mal, was ist denn in den Säcken?“ Der Krumme platscht mit der flachen Hand darauf, und gleichmütig:

„Salz!“

Der Berittene rückt an dem Zügel, daß das Pferd aufbäumt.

„Was zum Donnerwetter! Na, dachts ichs doch! Sie da, Querin! Das ist'n dumme Geschichte für Sie. Das ist — Schmuggelware!“

„Jesüs, Mater! Krieg' ich ein Schlag!“

„Und dieser Kerl, Querin, ist ein ganz geriebener Schmuggler!! Ja, wußten Sie das denn nicht?“

„No fall' einer um! Mossieu Berittener, machen Sie keine Affäre, keine Spaß!“

„Spaß?! Himmel Donnerwetter!! —“

„Abjüs, Herr Mossieu Grenzaufseher, ich will mit die schmutzige Geschicht nix zu tun haben.“ „Sie gehen mir nicht von der Stelle, Quirin! Sie begreifen doch, daß ich dem Kerl nachsetzen muß.“

„Soll ich noch auf die Charrette sitzen? Nein merci!“

„Die Karre kann doch nicht hier stehen bleiben!“

„Ich auch nicht, Mossieu!“

„Himmelherrgottdonnerwetter!“

„Tausendgewitterdonnerkeil-sapristi!“

Und der Berittene besänftigend:

„Quirin, Mensch! nehmen Sie doch Vernunft an. Fahren Sie die Karre bis zur Zollstation Rothwasser!“

„Oh Mossieu, mit meiner einzigen Arm!“

„Hm; gehts denn gar nicht?“

Pfeifenquirin streicht sich über den Armstrunk, und weinerlich:

„Ich bin doch eine krumme Mensch!“

„Wenn ich Ihnen denn ein Markstück gebe, Quirin —.“

„Ich verdien' gern.“

„Na ja, also 'n Markstück und 'n Legitimationszettel. Versuchen Sie's mal. Hängen Sie den Schulterriemen über, dann gehts vielleicht. Es ist ja nicht weit. Hier!“

„Bin, merci! Wenn man arme Leut' ist, mach' man sich kaput. Adjüs Mossieu; er hat eine lange Noth unter die Kittel, die Viehhändler, und keine Haare in die Gesichte, eine sehr freche Gesichte! Er ist gelaufen da in der Weg. Adjüs Herr Mossieu Grenzaufseher!“ und hinter dem davonklappenden Reiter her: „Vasse a Diäle!“ (Geh zum Teufel!) Schurprattata! knattert die Karre weiter. An einem entlegenen Badhause fährt er sie ein. Ein Mann in Hemdsärmeln wartet auf ihn. Der Krumme sucht sein blankes Markstück aus der Tasche. Hihi! soundso sei es!

Der Mann hat seine Bedenken. Ah, das sei schlimm. Er wird jetzt wohl eine Zeit über die Grenze gehen müssen. „Denn, wenn sie Dich jetzt erwischen —.“

„Gevatter, die Famosen haben das erste Gebot: Du sollst dich nicht erwischen lassen! — Hast du Schnaps?“

Und ob von dem Raxenlambert keine Meldung gekommen sei?

Nichts!

Er werde es mit dem Durchkommen schwer haben. — Auf dem Torshügel kauert die Bennisfrau. Dreht die Blende um die Flamme, daß nur durch eine Ritze das Licht herausstrahlt. Und düster und todtraurig hockt neben ihr die Moornacht.

Sie wartet. Wenn er kommt, wird sie ihn zwischen seinen Verfolgern hindurchführen, und sie merken es nicht. Wer wirds denn mit der Bennisfrau aufnehmen, die zwischen den Sümpfen groß geworden ist und dort ihren Mann gelassen hat und dort verrückt geworden ist. Die „Kontrollörs“ drücken ein Auge zu, wenn sie ihr bei Nacht und Unwetter begegnen, — manchmal beide Augen. Unschädliche Narren läßt man immer ihrer Wege gehen, und sie war die Witib eines Mannes, der im königlichen Dienst und im Rebel umkam. Sie hatten selber Familie und eine Frau, die zu Hause in Angst und Sorge um sie war. Man ist menschlich, auch wenn das Gewehr schußbereit im Arm liegt. Und sie hatte schließlich nur den einen Sohn. Einmal würde er irgendwo zu Tode kommen, in den Sümpfen oder vor dem Gewehrlauf.

Sie wollte ihn davor bewahren, solange es ging. Auf seinen geheimen Schmugglerwegen schlich sie ihm nach, und wo die Gefahr für ihn lag, — ein Sumpf oder ein Grünroß im Versteck — da ließ sie das Licht im Moor leuchten, fast unmerklich für die anderen, kenntlich nur für ihn. Sie rückte die Blende vor. Da kroch nur ein schräger Strahl heraus, und der stach in die Dunkelheit wie ein Fingerzeig.

So hatte sie auf ihn gewartet, auf den Mann, der mit dem Postfaß zu den Bennishöfen mußte. Einmal ging er im Streite von ihr; und die Rebel stiegen, und es wurde

Nacht, und er kam nicht. An der Barade Michel sagte man ihr, er sei mit gerötetem Gesichte und singend heimgestapft. Der Pélet rötet das Gesicht und verwirrt den Blick, und wenn sie vom Pélet herkommen und singen, dann brennt ihnen kein Leid mehr im Herzen. Aber sie sind verwegen. Mit der Laterne suchte sie nach seinen Fußstapfen. Die führten kreuz und quer — auch einmal vom Weg ab. Und dann ging sie heim und wartete bis zum Mittag. Die Speckscheiben schmorten in der Pfanne. Die aß er gern. Damit wollte sie ihn verfühnen. Nach Sonnenuntergang schmorten sie immer noch, und ein stickiger Dunst füllte die Stube.

Da scharrte es an der Stubentüre, und sie wankte mit schlotternden Knien dahin. Mit eingezogenem Schwanz und beschmutzten Bommelhaaren schlich der Hund herein — in seinem Maul die Briefträgermütze.

Da wußte sie es und suchte wieder Tag und Nacht und schleppte ihr Kind auf den Totengängen mit und fand nichts. Der Schlamm hatte ihn eingeschluckt, irgendwo lag sein Grab, und das wußte sie nicht. Das Benn ist weit und tückisch und verschwiegen. Es hatte auch den Jungen in seinen Zauber eingesponnen. Seine herbe Schönheit hatte er gesehen im Grauen der Nacht, im Mittag, wenn das Sonnenlicht durch den Nebel schimmerte und die weißen Blüten des Wollgrases in der Mittagsglut zitterten und mit sanftem Nieseln überall die braunen Gewässer durch die dürftigen Benniswiesen rannen. Da ward das Moor seine Liebe und der Schmuggel seine Ehre! Nun hoßte sie tagsüber in den weiten Flächen der Tannenpflanzung bei dem Försterhause, stichelte das Unkraut zwischen den kaum fingergroßen Tännchen heraus und ließ sich für kümmerlichen Lohn die Haut eindürren und den Rücken krümmen. In den langen Schmuggelnächten war

sie um den Bedrohten wie ein guter Moorgeist. Das war ihr Nacht- und Tagewerk. Dabei kam sie nicht zum unnützen Reden, und so wurde sie schweigsam und verschlossen und düster und herb wie das Moor. Die Leute in den Bennisböden und Barack-Michel und den Häusern der Grenzbeamten glaubten, sie sei verrückt. Sie meinte es zeitweilig auch.

Als sie dann den Sohn einsingen und sie seinen Spaten auf den Domänenfeldern klirren hörte, wußte sie, daß er in einer Nacht kommen würde, und sie wartete auf ihn.

Jetzt lag er irgendwo im Versteck. Sie sperrten ihm den Ausweg. Vor Tag mußte er über die Grenze hinaus sein, sonst hatten sie ihn. Warum kam er nicht? Sie würde die Finger an die Lichtriße halten und ihm ein Zeichen geben.

Jemandwer schlüpft durch die Binsen. Ihr Kopf schnellst in den Nacken. Ihre knochige Gestalt reckt empor, als müsse das verkrümmte Rückgrat brechen. Da hört sie des Bennisbauern Colas knodernde Stimme — die Blende knackt ein, fort huscht der Lichtstrahl, verschwunden im Moordunkel wie ein Irrlicht. Sie hält den Atem an und horcht. Das Flüstern der Stimmen knistert zu ihr her. Sie hört es nicht, aber sie fühlt es, was sie vorhaben. Sie kennt jeden Fußpfad im Bennis. Hinter dem Torfhügel her führt einer, der kaum handbreit ausgetreten ist. In weitem Bogen führt der um die versumpfte Gegend. An einer Stelle schneidet er plötzlich ab. Da ist die gewaltig breite Wassermulde. Sie hatte sie mit austorfen helfen, und dann floß das humusauere Grundwasser hinein und bildete einen tiefen, traurigen, schwarzen See. Und nun folgerte sie: Der Fußpfad ist sicher, da werden sie die Wächter aufstellen, rund um sein Versteck im Sumpfbüschel — nur an der einen Seite, wo die dunkle Flut klinkt, ist kein

Wächter vonnöten. Dieser Weg mochte offen bleiben — er war ein Grab, ein tiefes, schauriges, nasses!

Und diese Richtung wird ihr Sohn nehmen!

Sie kniqt in den Knien zusammen. Die wird er nehmen! Ihre Mundwinkel reißt es herunter in stillem Entsetzen. — Die wird er nehmen! Sie weiß es! Sie weiß es! O Gott, sie weiß es!

Vornüber fällt sie und liegt auf Händen und Füßen und stiert in das tote Dunkel und mit weit offenem Munde stößt sie den Atem aus, als wär es ihr letzter, ihr Sterbe-  
seufzer, und wie eine Sterbende sieht sie mit visionärem Blicke das Kommende: Wie aus dem Dunkel deutlich die tiefern Umrisse hervortreten, Gräser und Sträucher, und das Dickicht, weiterhin die Torshäusen, vereinzelt und in Reihen und eine flache, dunkle Fläche! Und wie davor ein Mann steht mit Blicken der Angst. Ein liebes, bleiches, verwegenes Gesicht — ein Gesicht, das einmal rund und rosig und frisch war, und das sie geküßt hat unter vielen, vielen Tränen, und das gelächelt hat kindlich und fromm und unbeholfen. So lächelt's jetzt wieder, jetzt in der stürmischen Nacht, jetzt in der Gefahr!

O, eine Mutter kann sterben für ihres Kindes Lächeln. Und sie will gern für ihn sterben. Ihr Blut wird zum Himmel um Gnade schreien. Und fromm wird er wieder und kindlich und gut.

Sie hastet auf, sie muß ihn warnen. Von der ausgetroffenen Stelle weiß er nichts. Die wurde gestochen in seiner Abwesenheit. Er wird sie für eine der gewöhnlichen Mulden halten, aber sie weiß, wie gefährlich und tief sie ist.

Langsam tastet sie weiter. Die Lichttrize tanzt wie ein Irrlicht auf ihrem Weg. Nun steht sie vor dem weiten Tümpel. Sie erinnert sich, daß zwei Mulden hier zusammensließen. Das immer höher steigende Wasser über-



schwemmte zuletzt die Grenzscheide, und so wurde aus zwei tiefen Mulden der eine große, traurige See.

Aber die Scheide mußte noch da sein! — Die war nicht so tief — — auf dieser mußte sie ihn hinüberführen!

Sie sucht den Rand ab, sondiert mit dem Springstoch und senkt Torfstücke hinab. Überall die Tiefe, das Grundlose und der Klunsende Drei! Sie mißt die Länge des Randes von der Mulde rechts und links. Da, wo sie zusammenstoßen, muß die Scheide sein. — Sie gewinnt Untergrund und wagt den festen Schritt hinein. Um die Fußknöchel sidert ihr das kalte pridelnde Muldenwasser. Ein Krampf schießt ihr in die Adern hinein, da beißt sie die Zähne aufeinander und bezwingt ihn und setzt vorsichtig einen Fuß um den andern vor. Sie steht auf der Scheide. Die ist schwammig und schlüpfrig, aber der Boden trägt sie. Mitten hinein geht sie. Das Wasser schlägt ihr um die Hüften, das Blut drängt zu dem alten, verknöcherten Herzen und setzt sie in Atemnot. Bedächtig öffnet sie die Blende, und klar und blank und leuchtend fließt das Licht über die dunkle, schwarzglänzende Flut. Ein leises Gurgeln und Schlumpfen um sie und unter ihr. Die spitzen Lichtstrahlen stechen hinunter bis auf den nachtschwarzen Grund und zaubern eine dämmrige, phantastische Welt dort hinab. Ein altes, grämliches Gesicht nickt hinein, ein gelbes Mumiengesicht, das die Sumpfluft vertrocknet hat. Ein Gewirr von tiefen Linien darin, so tief, daß der Heidestaub hineinsraß. Aber ein Lächeln liegt darin; es sieht wie ein Grinsen aus. Die Bannleute lächeln nicht. Aber sie kann es heute. — Wie schlau sie es angefangen hat! Wenn er herkommt, sieht er, wie breit der schwarze See sich ausdehnt, und sieht sie. Sie wird die Blende vorlegen und ihn über die Scheide führen. Ehe der Morgen durch

die Nebelwand bringt, ist er dann jenseits der Grenze. Ja, sie war schlau, und sie lächelt noch immer.

Die Muldenränder sind hoch genug, um die Wächter nicht auf den Lichtschein aufmerksam zu machen. Torf und vereinzelt Felsstücke bilden eine steile Böschung. Aber kalt und eisig ist der dunkle Grund. An ihren Füßen herauf kriecht das Gewürm. In den steifen Türtigroß frißt sich der saure Humus ein und zieht ihr fast die Hüften herunter. Eine Wasserspinne setzt mit jähem Sprung in den Lichtkreis und kreuz und quer über die glatte Fläche. Ein Bittern läuft über die Flut, und leichte Wellenkreise ziehen bis zu den Binsen. Da häkelt ein Wassermolch sich aus dem Schlamm, schnappt mit dem häßlichen Kopf auf und hurtig unter das flussende Wasser. Still und dunkel und tot liegt wieder der Tümpel, und lodend aus ihm heraus winkt die traumselige, phantastische Welt.

Wo er bleibt?

Sie reckt den Arm und hält die Laterne höher. Über ihrem Kopfe ein Gurren und Schreien von kämpfenden Nachtvögeln. Die scheucht der helle Lichtschein. Aber ihr Arm ermüdet. Da streckt sie ihn, daß die alten Knochen knacken. Hier will sie stehen und steif werden und im Moorgrund einfrieren, wenn er nur kommt und an der gefährlichen Tiefe vorbei den Weg zu ihr findet.

Die feuchten Luftwellen sprengeln ihr kalte Nebeltropfen ins Gesicht. Das graue Haar ist durchnäßt und baumelt in Strähnen um den Kopf. Der scharfe Moorwind stößt es auf und peitscht die flatternden Hutbänder. Die Eiskälte sticht bis ins Mark der Knochen. Die Beine werden steif und starr wie tote Hölzer. So könnte der Tod an ihr hinaufschleichen und das bangklopfende Herz zum Stillstand bringen, ohne daß sie es merkt und fühlt. Heimtückisch fiert die dunkle Flut sie an wie ein ungeheures,

furchtbares, gieriges Raubtierauge. Es zieht sie etwas zu ihm hinunter, etwas Zitterndes, Blendendes in ihr, das so entseßlich ist, daß sie seinen Namen nicht weiß. Mit der Wunderkraft der Mutterliebe wehrt sie sich dagegen. Sie strafft die Muskeln mit der verzweifeltsten Macht ihres Willens, steht und erstarrt und erhebt den Arm — und das Licht im Moor leuchtet, und die raschelnden Bänder umflattern die kalte Stirne, und still und geheimnisvoll walt um sie die Flut unter den heftigen Windstößen.

Aber sie lächelt. Er wird ja kommen.

Ihre stieren Blicke suchen im Moordunkel. Jrgendwo muß da sein bleiches, angstvolles Gesicht auftauchen. Sie sieht es daherschweben durch Nebel und Dunst. Mit dem innern Blick sieht sie es; und nach ihr spät er aus. Er baut so sicher darauf, seine Mutter muß da sein, wo die Gefahr für ihn ist, um ihn zu warnen. Dahin hat sie der Herrgott gestellt, der liebe, sanfte, geduldige Herrgott, der dem Bann einen e i g e n e n Himmel für sich gibt, grau und herb wie seine Bewohner! Und dieser liebe Herrgott vom Bann wacht mit ihr und hilft ihr mitten im Muldenwasser und Moorwind und Nebel, bis der Sohn hinter ihr steht und ihr die Hände auf die Schulter legt und: „Mam“ sagt, „Mam', nun geht voraus“ und drüben dann „Abjüs, Mam', und Gott behüt“. Vielleicht wird sie ihn dann küssen, weil er ja ging für lange Zeit. Er wird stille halten wie ein guter, großer, trotziger Junge, der stolz auf eine Leidenschaft ist, die ihn einmal ins Unglück bringen muß.

„Abjüs, Mam', und Gott behüt!“ Klar und deutlich meint sie es durch die Nebelnacht zu hören, mit der wallonischen Innigkeit der Sprache, die aus ihren Liebesworten klingt. „Abjüs, Mam' — und Gott behüt!“

Das selige Lachen in ihrem Mumiengesicht vereist. Die Augen stieren gläsern heraus. Eine jähe innere Erstarrung strafft ihre Glieder. — Sie wankt hintenüber — langsam, im letzten stummen Wehren des verrinnenden Lebens — — — dann bricht sie in den Knien zusammen — — — und über ihr schließt sich die Flut.

Steif und starr ragt noch der Arm heraus —.

Der Wind raffelt gegen die Laternengläser —. Ein Ruck — — — zischend erstickt die Flamme im dunklen Grundwasser.

Und tiefe Dunkelheit ringsum. Und die Nacht hocht düster und drohend an der Böschung. — — — — —

Aus dem Ginsterschlüpf einer!

Dort war das Licht. Dort hat sie gestanden und wartete auf ihn. Sie hörte ihn kommen und schob die Blende vor.

„Mam’!“

Er stapft weiter. Am dritten Torshausen schillerte das Licht. Dort mußte der Durchgang frei sein.

„Mam’!“

War sie weit in der Mulde, daß sie ihn nicht hörte? Er sondiert und findet festen Boden. Nun muß er bei ihr sein. Seine Arme streckt er aus — nichts! Er strauchelt. Das Wasser planscht um ihn. Etwas Steifes, Hölzernes versperrt ihm den Weg. — Was ist’s?! Er faßt unter dem Wasser zu . . . . Ein Arm! — — — — — Barmherziger Gott!!

Nun langt er tief hinunter — — — Da rutscht ein Körper schwer und wuchtig die Scheide hinab, und Scherben klirren und knittern und tönen tief im Grund unter der Flut — — tief in der Stille! Wie einer vergrabenen Glocke letzter schriller Ton. — — — — —

Schwer gurgelt und wallt um ihn das Grundwasser.  
Große Wellenkreise jagen zum Ufer, und still und glatt  
und klar liegt wieder der tiefe, dunkle, traurige See im  
Moor. — — — — —

Der graue Morgendunst rinnt in den fahlen Dämmer.  
Da sitzt er noch immer an der Böschung und starrt in die  
Flut und horcht, ob es einmal noch wiedertöne aus der  
tiefen Stille so, als wäre es ein Gruß — — — — —

Dann kommen sie und legen ihm die Hand auf die  
Schulter im Namen des Gesetzes. Und er nickt und steigt  
mit ihnen ins stille Wallonental hinunter.

Von den Domänenfeldern herauf bringt wieder Spaten-  
flirren.

Die bleichen Sträflingskittel flattern.

Die herbe Nacht wallt über dem Hochmoor. Und  
kein Licht im Bann!

Es geht eine trübe Sage — — — — —

Und dumpfes Flüstern, was da einmal war —.

Sumpspiraten!



## Die Gnade des Kaisers.

Ein langer, halbdunkler Geschäftsraum!

Es riecht nach Stoffen, Staub und verbrauchtem Atem. Die Regale reichen bis zur Decke. Eine Leitertreppe lehnt dagegen. Hurtige Füße trappeln hinauf, und auf den oberen Stufen bleibt sie stehen, eine starke Blondine, das Haar wie Flach, aber ein Seidenglanz schillert darüber. Die grellen blauen Augen stechen wie zwei Stahlschwerter herunter auf die langen Tische mit den Bergen von buntem, hellem Zeug. Weiße, schmale Hände wühlen hinein; die Scheren rasseln; die Zungen springen hinter den zusammengepreßten Zähnen in halblautem Redefluß; die hochfrisierten und glatten Köpfe der Zuschneiderinnen und Lehrlingmädchen neigen mit Tuscheln und Flüstern. Ein falscher Schnitt ins Zeug, ein unterdrückter Schreieslaut, neckische Blicke zu der Flachhaarigen hinauf.

Da ruft die Spitz herunter:

„Die Gule ist in Sicht!“

Die Scheren rasseln lauter, die Stimmen leiser. Eine scheinbar fiebernde Tätigkeit auf und unter den Tischen, an den Regalen. Eine braune Stoffrolle plumpst zwischen die aufgehauchten Kleiderreste.

„Das könnten Sie anständiger machen, Fette Griesel,“ sagt eine scharfe Stimme vor dem Tische und vor dem hellen Kleiderstiller. Zu dem bunten Farbenwirbel paßt

ihr strenges, bleiches Gesicht, ihr geglättetes Haar und ihr schwarzes, schmuckloses Kleid nicht. Keine bunte Schleife, keine helle Spitze daran; keine leuchtenden Augen. Schlaflose, angestrenzte Nächte hatten sie umrändert. Kümmerliche Lehrjahre hatten die Jugend in ihr und das Lachen ausgedorrt. Jetzt war sie Direktrice mit zweihundert Mark Monatssalär, aber Jette Griesel schnitt ein leichtsinniges Gesicht hinter ihrem Rücken. Sie wollte lieber ihre Jugend und ihr Lachen und lieber nicht das hohe Monatsalär für ein fahles Gesicht und eine alte Seele; — und im Ubrigen, man konnte schon auf eine andere Weise zu einer „Zulage“ kommen. Sie taten's alle, warum nicht auch die Jette Griesel? Sie war nicht prüde, die Jette Griesel! Und vorab bei den Verhältnissen daheim! Wrr! Sie mußte leichtsinnig werden, um ihr bißchen Lachen nicht zu verlieren. — Wenn nur erst die „Eule“ weg wäre! —

„Jette, ich bin ganz verquitscht in das himmelblaue Krimskrams.“

„Ich kauf's mir, Finger davon!“

„Ja, Du kaufst's, Töppes!“

„Mach mich keine Gemeinheiten. — Ich stehle nix!“

„Uje! Stehlen tut doch kein gebildeter Mensch mehr, aber mitnehmen, Jette, und's Wiederbringen vergessen, Jette, n'ja Jette, wie heißt das nu ins Deutsche übersetzt?“

„Du bist mich 'n ganz ordinärer Neid-Büttel. Das kannst Dir zu Gemüte führen mit 'm schönen Gruß von mir.“

Jette Griesel wirft die Lippen auf, rückt weiter bis zu den Garderobenständern mit den zugeschnittenen und vernähten Kleidern und stapelt dort im Halbdunkel die Reste auf; zuerst die hellen und farbigen und auch das hellblaue — — —

Vom untern Ende des Raumes her tönt jetzt die schneidende Direktrixenstimme. Die Kästen sind da nicht in Ordnung. Ein endloses Betern und Hadern, und zwischen- durch verbittertes Schluchzen. Die Sachen müssen neu aufgekrant werden. Die Kastenbedeckel schurfen, trippelnde Füße die Leitertreppe auf und ab. Die Gasflammen zucken auf; in dem blanken Scheine müde, abgesspannte Gesichter!

Und dann Ladenschluß!

Am Ausgange plaudert der Prokurist mit der Direktrice, die Hände in den grauen Sommerhosen, den schwarzen Gehrock zurückgeschlagen. Lauernde Blicke flattern den jungen Mädchen nach. Die Fette Griesel sieht ja wohl wieder verdächtig aus, aber das Mädchel hat eine gute Figur und ein frisches Gesicht und — spröde war sie auch nicht. Der Fette Griesel konnte man schon etwas nachsehen. Und auf den Absätzen dreht er sich um, nicht der Direktrice über die Schulter zurück zu — geht. Fette Griesel läßt sich mitunter auch nach Hause begleiten!

Die Direktrice geht nach den Tischen hinüber und weiter bis zu den Garderobenständen. Da tippt sie mit dem Bleistift auf jedes Restestück, notiert und zählt: Das Rosa, das Schwarz-Weiße, das Graumelierte, das Beige — — das Himmelblaue fehlt! Sie sieht im Notizbuche nach. Vergangene Woche waren vier Meter Lodenstoff abhanden gekommen. Darunter schreibt sie das heute Fehlende. Sie wird weiter beobachten müssen.

Unter der Türe steht der Hausknecht.

„Kann ich das Gas abdrehen, Fräulein Oppenheim?“ fragt er mürrisch. Er muß noch in den Briefstaubverein und wartet. Da klopf sie das Heft zu und geht mit langen Schritten zum Ankleideraum.



Das tote Dunkel kriecht aus den hohen Regalen. In die muffige Schwüle des Raumes bringt ein Luftzug vom Dedendenfenster her. Eine Maus knuspert an den Holzkästen. — — —

„Nun denn gute Nacht Fräulein Jette. Sie wollen also wirklich nicht?“

„Nein, wissen Sie, meine Ahle ist ja sonst ganz bequem, aber die Nacht raus' bleiben — ugeh nee, des verträgt sie noch nicht.“

„Na, was nicht ist, kann noch werden.“

„Guden Sie mir nich so an, Herr Prokurist. Ich bin wahrhaftig nich — so Eine.“

„Oh bitte schön, allerlei Hochachtung für Sie.“

„Gute Nacht, Herr Prokurist.“

Sie geht in die weitoffene Einfahrt hinein, stößt sich die Lackstiefeletten an den spitzen Pflastersteinen defekt und fröstelt in dem zugigen Hof. Ein fahles Lichtgesprenkel fällt aus den Fenstern des Hinterhauses auf die weißgetünchte Wand mit den giftgrünen Rändern um die Fensteröffnungen. In den Ritzen der ausgetretenen Hausflurplatten bleibt sie mit den Absätzen hängen, stolpert in dem Dunkel und wannt gegen die Türe. Die fliegt krachend wider die Kommode zurück. In der Stube brennt kein Licht. Auf dem Boden ein trüber Feuerkreis. Da steht der Ofen; ein aus dem Müll herausgewählter Schuh qualmt darin. Ein blasser Knabe hockt davor, reißt die Ofentüre auf und zeigt hinein.

„Jett'! Det brennt wie Firfeuer; aberst es wärmt nich. Ich hab 'n im Mülleimer von Bettelmanns' rauskammobdelt. Haste was, Jett'?“

Aus der Ecke her knistert's in der Bettstatt im Stroh. Drei Köpfe wühlen sich heraus.

„Haste was, Zett'?" Der Kleinste kommt auf den Strümpfen hergetrippelt. Vom Bett ein Stöhnen.

„Er tret' mir auf 'n Leib.“

„Nicht mal 'n Licht im Zimmer!“ fährt Zette los, „und nun kommt unsereins abgerackert heim, und nicht mal 'n Brocken auf dem Tisch. Ich bedanke mir; für nischt und wieder nischt gibt man sein Salär nicht.“ Über ihre Schulter herüber fließt der Schein eines flackernden Lichtes. Sie hält inne. Hinter ihr steht ihre Mutter. Sie hat in der zusammengerafften Schürze ein paar Kartoffeln und eine Küchenlampe in der Hand. In den trüben Schimmer redt ein aufgedunsenes, krankhaft weißes Gesicht.

„Mit Deinem Salär, Zette, kann ich Dir keinen Herrenstisch decken,“ sagt sie leise und ruhig, aber etwas Zwingendes liegt in dieser schwachen Stimme. Das fühlt Zette, wenn auch widerwillig, und setzt sich an den Tisch.

„Aber essen muß ich doch,“ murrte sie.

„Siehste ja, ich mach's Dir zurecht.“ Sie wäscht die ungeschälten Kartoffeln, schneidet sie in der Mitte durch und legt die flachen Stücke auf den Ofen. Mit Fischen und Braten röstet sich ein brauner, knuspriger Rand an. Die Kinder stehen um den Ofen und starren gierig nach den Lederbissen auf der Platte.

„Wer't so gut hätt wie't Zett'!“ sagt Franz, und Vene rechnet aus, wieviel Jahre sie noch braucht, um Lehrmädchen zu werden.

„Mit vierzehn kannst du anfangen.“

„Ich bin doch schon vierzehn,“ rasselt's unter Keuchen und Husten vom Bette her, „und ich bin's doch noch nicht.“

„Ja Du! Du bist doch krank, Jenny!“

Sie will heftig opponieren; da ersticht sie fast in einem Hustenkrampf.

„Halt Dich still, Jennychen!“ ruft die Frau herüber, stellt Fette eine Untertasse mit einem Seringstück vor und sagt, sie soll die Bratkartoffeln dazu essen.

„Wo ist er denn noch?“ fragt sie verdrossen.

„Auf der Suche nach Arweit; was weiß ich!“

Sie lacht böseartig.

„Der auf der Suche nach Arweit! Hat sein Lebtag faul auf der Bank gelegen — sonst wären wir ja nicht so weit.“

„Red' anders von Dein'm Vater, hörste!“

„Wie soll ich denn anders reden, ohne zu lügen? Ich lüg' nur, wenn man mich fragt, was für'n Beamter mein Vater ist. Dann sag' ich frech heraus: Maurermeister! Ja, Proste Mahlzeit mit'm Vater! Nicht mal'n Handlanger!“

Sie lacht mit kauendem Mund. Da steht die Frau vor ihr, die sie fürchtet, weil sie sanft und ehrlich und gut ist.

„Dein Vater war Maurermeister, eh' Du im Geschäft die Blasen in'n Kopf gekriegt hast. Für't Unglück kann keiner, und dafür kann er auch nich, wenn er vom Gerüst 'runterfällt und nu was Innerliches abbekommen hat. Jetzt ist't Winter, und da hört's Verdienen für'n Maurer auf. Und nu weißt, warum er sogar kein Handlanger mehr ist. Und nu schweig!“

„Ich laß mir nicht wie'n Kind behandeln,“ knodert sie.

„Mutter!“ Vom Bette her ein weinerliches Nörgeln, „mach' doch Feuer; ich geh' kaput vor Kält.“

„Gleich, Liebche!“ Sie sucht in den Ecken herum, reißt einen herausstehenden Spahn aus dem Boden und stopft Lumpen in die verglimmende Asche. Ein scharfer Geruch bringt in den Bratbunst und in die feuchte, stickige Stubenluft. Wieder das franke Weinen.

„Mutter, 't riecht. Ich huste — oh!“ Der Krampf schüttelt die kranke Brust. „Die Kält', Mutter! die Kält'!“

Sie sitzt auf dem Bettrand und haucht ihm die eisigen Händchen warm. Der Jüngste klettert über den Strohsack und drückt sich an die Kranke. Seine Körperwärme tut ihr wohl. Sie wird ruhiger und stöhnt nicht mehr.

Die Frau sieht über die Schulter zurück zum Tische hinüber. Jette hat aus der Hängetasche, die sie unter dem Kleiderrock trägt, ein Bündel hervorgeholt. Jetzt liegt es entrollt auf dem Tisch, leuchtet blau und aufgebauscht, wie eine Wolke von Glanz und Ather. Des Mädchens Augen hängen verklärt daran. Sie hält den weichen Stoff gegen das Licht, drapiert ihn in leichten Falten um ihre Büste, und weltentrückt steht ein Lächeln in ihrem leichtlebigen Gesichte. Sie ist die Glückliche in dem armen Raum, weil sie herzlos ist.

„'s reicht grad für eine Bluse!“ sagt sie fast jauchzend heraus, und dann entsinnt sie sich „für'n Sonntagsbluse. Ins Geschäft zieh' ich sie nicht an; die bersten allemal vor Reid. Die kriegen so 'was nich fürs gute Betragen.“ Sie stockt verlegen unter dem stummen Blick der Mutter, aber dann fährt es ihr kampflustig heraus: „Vom Procurist hab' ich sie — wegen meiner Firigkeit in'm Geschäft.“

„So Geschenkerei macht er Dir oft. Laß Dir's Geld geben; damit kannst Du Deiner Familie helfen. Wie'n Prinzessin sitzt Du unter uns. Mir gefällt's so nich.“

„Im Geschäft kann ich nicht mit Dredklappen 'rantommen. Das möchtet Ihr so; jeden Pfennig einzuschluden.“

Die Frau legt das Kinderköpfchen in das Kissen zurück und geht still zum Ofen.

„Da“! sagt sie und macht weit das Türchen auf. Schwarz gähnt's heraus, ein Qualmfaden zieht durch die Ritze am Rohr.

„Zum Einschluden steh'n hier sechs um Dich 'rum: ein Ofen und fünf Menschen! Sag's Deinem Procuristen, wenn er Dir noch mal Firtlesanzen schenken will, aber“, sie tritt dicht an den Tisch, „ich glaub's Dir nicht! Wenn er's Dir schenkt, warum mußt Du's unterm Rock 'rausholen als wär's —“, sie sagt's ihr leise und bebend ins Gesicht, „g e s t o h l e n!“

Zette hält den Blick aus. Ihr Gleichmut ist täuschend.

„Ja, Mutter, geh' ins Geschäft und sag', ich hätt's gestohlen. Dann flieg' ich 'raus und setz' mir daheim neben dem gewesenen Maurermeister auf die Bank. Dann stehen sieben zum Einschluden um Dich 'rum!“

„Stehlen für'n Puzkram!“ preßt sie gurgelnd vor Erregung heraus, „und wir haben Hunger! Deinem Vater sag' ich's. Der schlägt Dich halbtot; verlaß Dich drauf.“

Ein böser Blick streift sie.

„Daß er mir anpackt! Dann rüd' ich aus und miete mir 'n Schlafstelle. Bin's schon lang' genug leid, in so 'nem Loch zu hocken. Jetzt sag's ihm, mich ist alles egal.“

„Mein Kind soll nicht stehlen!“ stößt sie bebend heraus.

„Aber hungern!“

„Ja, lieber hungern!“

Die tiefe Ehrlichkeit, die aus diesen Worten vibriert, rüttelt an ihrem hämischen Gleichmut. Zette schlägt die Augen nieder, dann greift sie mit beiden Händen in die himmelblaue Pracht und fegt das Zeug vom Tische in ihren Schoß. Dort liegt es, und sie ist unschlüssig. Sie stützt die Ellenbogen auf und starrt vor sich hin. Das Blaue tut ihren Augen weh, vielleicht auch ihrer Seele, aber das erkennt sie nicht. Sie denkt darüber nach, warum sie nie

den Mut hatte, ihrer Mutter zu trotzen. Sie wird es auch heute nicht. Warum war diese kleine, schwächliche Frau stärker als ihr hochfahrender Wille?

Lieber hungern als stehlen! So etwas begriff sie nicht, aber die Frau, die ihre Mutter war, konnte das. Und nun wußte sie, warum sie die Augen vor ihr niederschlagen mußte. — Der Stoff wird ihr bleischwer auf dem Schoße, er drückt ihr fast die Knie ab. Sie grübelt und denkt und hört nicht das lauter werdende Stöhnen des kranken Kindes, den fürchterlichen Husten und die Schreie: „Mutter, die Kält! Macht doch Feuer!“

Ein trodenes Schluchzen schreckt sie auf. Ihre Mutter schurft wirr an ihr vorüber. Aus ihrem fahlen Gesichte guckt hohl und öde die Verzweiflung, und ein Entschluß steht darin — — —

Jette erschrickt.

„Wohin, Mutter?“ Die bleibt vor dem Tische stehen. Die eilige Hast raubt ihr den Atem. Sie preßt die Hand auf das fadenscheinige Brusttuch.

„Jrgendwohin, ich muß für Brand sorgen.“ Sie schließt die Stubentür hinter sich fest, als könnte ein Luftzug hereinfahren, und fort durch den langen, dunklen Gang zum Keller. Dort ein paar baufällige Stufen hinunter und an einen Lattenverschlag. Da tastet sie weiter bis zum Türschloß, befühlt es mit den zitternden Fingern, bis sie das Schlüsselloch findet und — steht und atmet laut und fühlt die großen Tränentropfen über die Wangen rinnen. Vor dieser Lattentüre hatte sie schon einmal in der Versuchung gestanden und hörte ihres Kindes Wimmern bis in den Keller herunter und biß die Zähne aufeinander und schlich doch wieder hinauf mit leeren Händen und wollte ehrlich bleiben. Aber sie kam sich wie eine Verbrecherin vor — wie eine Verbrecherin an dem Leben ihres

Kindes! In den kranken Körper kroch die Kälte, noch bevor der eisige Tod kam.

Sie war die vorschnelle Botin des Todes!

Und sie war Mutter, und sie liebte ihr Kind, ihr sanftes, altkluges Mädchen, das nicht krank sein wollte, um zu verdienen und der Mutter Freude zu sein!

War es denn ein Unrecht, wenn sie ein paar Kohlenstücke aus dem reichen Keller nahm, sie, die Arme, die keine Bettlerin war, und die nur leihweise nehmen und zurückgeben wollte zu besserer Zeit — wenn im Sommer die Maurerarbeit begann!

Die Not zwang sie, die Liebe zu ihrem Kinde! Sie will das kranke Körperchen so lange erwärmen, bis der Tod es mit eisiger Hand streift und dann keine Kohle der Welt mehr die entflohene Wärme hineinbrennen kann. So lange will sie zur Diebin werden!

Das Wort trifft sie wie ein Rutenstreich. Sie brüdt sich gegen die Latten und könnte umfallen vor Scham und Weh und wahnsinniger Angst um das Leben ihres Kindes. Sie lauscht und krallt ihre Finger um das Holz und hört nichts mehr. Sie stellt sich vor, daß das kranke Stimmchen nun für immer verstummt sei, und daß weit auf dem Kirchhof draußen der erstarrte Kinderkörper unterm Schnee liege, und daß einmal die Frühlingssonne scheine, so warm, daß sie im Hause die Fenster öffnen mußten, aber bei ihrem kleinen Mädchen wurde es nicht mehr Sommer und Winter und nicht mehr Tag und Nacht, und vielleicht freute es sich, von der schlimmen Erde weg zu sein, wo man es kalt werden ließ, bevor der Tod kam.

Der Gedanke martert die Frau. Die Tränen rollen ihr übers Gesicht vor Behmut und Mitleid mit ihrem gestorbenen Kinde und vor Reue und vor bitterer Verzweiflung.

Da stößt ein stöhnender Laut in die Stille. Ein Auct fährt durch ihren Körper. Droben liegt es noch und wartet auf sein Sterben.

Die Hände sinken ihr herunter. Sie tritt in den Keller zurück und sucht die Treppe. Wenn sie hinaufschleicht und ehrlich geblieben ist — — — — —. Ein Wimmern und Weinen aus der Stube! Jemand öffnet die Türe. „Mutterchen, die Kält'!“

Da flieht sie nach dem Verschlag zurück, schiebt den Nachschlüssel ein, der zufällig paßt, stolpert in tödlicher Angst über die umherliegenden Kohlenstücke, bückt sich, rafft ihre Schürze voll und — — ein Lichtschimmer fällt die Treppe herab — zu ihr her! — — — In dem trüben Scheine steht Jette!

Die sieht es und glaubt es nicht und sieht wieder hin und weitete die Augen, und dann — lächelt sie!!

Etwas stürzt in dem Mädchen zusammen, etwas Tönernes, sie meint es Klinken und Knittern zu hören, aber sie lächelt noch immer dabei. Und dieses Lächeln holt sie aus dem Abgrund ihrer Seele!

„Genier' Dich nicht, Mutter,“ sagt sie langsam, „10 ist's besser, wir haben uns beide nichts mehr vorzuwerfen.“

Da stellt sie das Licht auf die Treppe und steigt nach oben. Ein inneres, gellendes Lachen schüttelt sie, aber es tut weh.

Die Frau starrt auf das flackernde Licht und auf die Stelle, wo eben noch Jette gestanden. Sie denkt, das Mädchen könnte etwas gesagt haben, aber der Schall drang nicht her zu ihr. Der Kopf scheint ihr leer und hohl und kein Gedanke mehr darin und kein Gefühl mehr im Körper. Und dann meint sie, es rede noch immer jemand, oder der Klang jener Worte erreiche erst jetzt ihr Ohr. Dumpf



aber deutlich wie mitternächtliche Glockenschläge dröhnt jeder Laut zu ihr.

„Mutter!“ — — —

Das war Jette. — — —

„Genier Dich nicht.“ Ihre Tochter war's! — „Wir haben uns nun beide nichts mehr vorzuwerfen.“

Das irrende Kind hat sie gerichtet, sie, die Mutter!

Nun bricht sie zusammen. Aus diesem finstern Keller will sie nicht mehr heraus. Da will sie begraben bleiben. Da bescheint die Sonne sie nicht mehr, und das ist recht. Wenn sie Jette jetzt in die Augen sieht, steht ein Hohnlachen darin. Dieses Lachen wird wie die Schwindsucht an ihr zehren. Es war der stündliche Protest gegen die Autorität der Mutter.

Sie hat das Recht verloren, ihr Kind zu verurteilen. Sie war selber zur Diebin geworden!

Vielleicht hatte der Herrgott Mitleid mit ihr, vielleicht auch die Menschen — — ihre eigene Tochter nicht!! Die wird ihr Gewissen nun vollends totschlagen an dem Beispiel der Mutter.

Auf den Dielen über ihr hört sie schwere Tritte und eine schnarrende Stimme im Hausflur. Da rafft sie sich entsezt auf und flüchtet die Treppe hinauf. In der zitternden Hand schwehlt ihr die Lampe. Blizende Uniformknöpfe im Dunkeln und eine Helmspitze.

„Heda! Ihr alter Griesel ist in der Straße zusammengebrochen, hat einen Blutsturz bekommen, haben ihn ins Krankenhaus gebracht. Da ist er jedenfalls besser aufgehoben. Gut' Nacht.“ Die Türe klappt zu. Die Tritte verhallen in der Einfahrt.

„Wo ist Jette?“ fragt die Frau in die Stube hinein. Ihr ist, als müsse alles andere vor dieser Frage zurückstehen.

„Fort!“ schreit Franz herüber, „sie hat ihre Sachen mitgenommen. Sie will in 'n Schlafstell'. Dem Jenny hat sie die Bettbed' gelassen, aber warm is't dem immer noch nicht.“ — —

In Griefels Stube fladert ein Feuer lustig und hell und warm; und vor dem Ofen liegt immer noch ein kleiner Vorrat von einigen Stücken Preßkohlen.

„Grad' so wie die von Bettelmanns,“ erzählt Franz voll Stolz im Borderhaus, da prägt man ein Witzwort und sagt:

„Die Griefels brennen Bettelmannskohlen“.

Als die Frühlingsstürme an den Fensterritzen hereinblasen, vermögen auch die Bettelmannskohlen die arme kleine Jenny nicht mehr warm zu halten. Der Tod hatte seine kalte Hand auf die Kinderstirne gelegt.

Im Krankenhause liegt ein Mann mit sehnsüchtigen Augen und weint:

„Ich hätt's so gern noch 'mal gesehen, uns' Jennychen.“ Und dann nach einer langen Weile zu der Frau: „Ich geh' bald zu ihr 'nauf, vielleicht im Herbst, dann sterben die Schwindsuchtskranken. Derweil könnte die Fette 'mal kommen.“

„Ich werd' nach ihr sehen.“

Das ist ein harter Gang. Die Frau geht wie zum Pranger. Es ist schwer mit anzusehen, wenn des Kindes Blick sagt: „Du bist nicht besser als ich.“

Was wußte es von dem Kampf, der ein Mutterherz zerriß? Ihm galt's gleich, ob Not oder Leichtfinn zur Schuld führte — Diebin waren sie beide, und das empfand sie als Genugtuung, als erlösende Freiheit.

Nun steht sie in dem langen überheizten Raum, sieht die Tische entlang, sucht den flachshaarigen Mädchenkopf und muß verschüchtert fragen:

„Wo ist Fette Griesel?“

Der Prokurist redet mit der Direktrice, nestelt die Manschetten in die Ärmel, hört die Frau und fragt ablehnend: „Sind Sie die Mutter?“

Sie nickt. Da sagt er langsam, fast verlegen zwischen Zähnen durch:

„Bedaure — ist nicht hier,“ und wendet sich wieder der Direktrice zu. Die Frau steht hilflos daneben. Noch ein schüchterner Versuch:

„Herr Prokurist, Sie wissen vielleicht, wo sie ist. Sie — sind — ja näher mit ihr bekannt.“

Hochgezogene Brauen — vornehm ablehnend.

„Was geht mich Ihre Fette Griesel an?“ Und die scharfe Stimme der Direktrice hallt:

„Wir haben sie heute wegen fortgesetzter Diebereien — verhaften lassen.“ Kurz — mitleidlos.

Draußen wütet der Frühling in Sturmafforden.

Einer hastenden Frau reißt er das Schultertuch weg, und die grauen Haarsträhnen bläst er ihr in das starre, magere Gesicht. Darin steht eine große verzweifelte Frage: Was wird weiterkommen?

Sie fühlte, es war nicht das Ende — und das Grauen treibt sie!

Unter der Einfahrt kauert sie und fürchtet die Heimkehr. Da hört sie im Vorderhaus laute Stimmen.

„Das konnt' man voraussehen, so'n leichtlebig Ding!“ Und ein anderer: „Die Griesels taugen alle nicht, na, wenn man sprechen wollte!“ Und ein dritter: „Herr Bettelmann, sie müßten uns so'n Bettelvolk nicht auf'm Buckel lassen.“

Und dann traten sie alle heraus, einer nach dem andern, und streiften mit unfreundlichem Blicke die Frau in der Ecke. Da stand sie stumm und erstarrt, die Augen

von den Menschen weg nach dem Stück Himmel über der engen Gasse! Ein Ausrufungszeichen der Schuld, so glaubten sie, und brachten sie auf die Anklagebank — Mutter und Tochter!

Die Zeitungen sprachen davon; es war ein sensationeller Fall, und das Volk drängte in den Gerichtssaal. Auch ein Photograph war dabei. Der wollte „knipsen“ und spekulierte auf „Umsatz“ in illustrierten Zeitungen. Das Bild war ein ganzer Roman, abwechselnd ein schönes Kapitel und ein häßliches. Das schöne saß da mit aufgedrehtem Flachshaar und frischen Lippen und hellen Augen. Viel Jugend, viel Torheit und ein bißchen Leichtsinns! Mehr braucht man nicht zu einem modernen Romankapitel! Das Häßliche saß da mit verzunkeltem Gesicht und vergrämten Augen und betendem Herzen. Wenig Glück, kein Brot und viel Liebe! Mehr braucht man nicht zur unverdienten Schuld!

Aber die Richter waren keine Romanschreiber und keine Romanleser und nannten das schöne Kapitel häßlich und das häßliche schön und dachten menschlich und bedauerten des Gesetzes Strenge.

Drei Monate für die Schuld der Mutterliebe!

Das Gesetz ließ keine mildere Strafe zu. Der Schutz des Eigentums erfordert das. Aber hinter dem toten Gesetzesbuchstaben steht ein versöhnender Wille. Eine sanfte, tröstende Stimme flüstert es der gebrochenen Frau zu:

„Die Gnade des Kaisers!“

Und dankbar fliegt ein Blick zu ihm, der es aussprach:  
„Wenn's so wär', Hochwürden! Wenn's so wär' — —“

Ihre wirren Blicke sprechen es aus, sie könnte den Glauben an die Menschheit wiederfinden.

Da schreut sie ein Schrei.

„Und ich? Und ich!“ Jette kreischt es in sprühendem Born heraus, „mir laßt Ihr im Gefängnis schwitzen. Ich kann da hocken und ausdörren und,“ sie jammert in weinerlichem Tone, „ich hab's doch auch nicht so schlimm gemeint, und man ist nu doch nur einmal jung — und es stand mich allens so nett — und wenn man kein Geld in die Finger kriegt — und sieht so schöne Sachen — — und wenn man dann so was von Muttern sehen muß — —“

Da hebt die Frau zurück, seufzt lange und tief, und Wärter führen sie hinaus.

Und Jette bricht nun in wirkliche Tränen aus.

„Die Richter haben keine Gnad' mit mich und der Kaiser nicht und Sie nicht, Herr Pastor, ich bin ein verlassenes Geschöpf und sie sollen mir nur gleich aufs Schaffot bringen.“

Der Geistliche legt ihr die schmale Hand in den Lothenwust.

„Meine Tochter, es gibt noch eine höhere Instanz, wenn die Gnade des Kaisers versagt.“

Die Hände fallen ihr von dem weinenden Gesicht. Die Augen leuchten. Die ganze ungebändigte Leichtlebigkeit lacht aus ihr.

Der nickt sanft und gut und tröstend.

„Die Gnade Gottes!“

Sie stiert ihm nach, als er ihre Zelle verläßt. Sie weiß nicht, was diese Worte in ihr wachrufen — Enttäuschung, Ärger, Lachen? Aber sie lacht nicht. . . .

Und dann liegt sie die langen Nächte schlaflos auf der Pritsche.

An einem Frühmorgen steht sie am Zellenfenster und drückt das Gesicht an die Eisenstäbe. Im Gefängnishofe ist es still und tot. Da fällt in die Frühjahrs-sonne

ein Schatten. Eine Frau geht über den Hof. Ihr Blick fliegt die Fensterreihe entlang.

„Mutter!“ ruft Jette sie an. Ihr Haar ist glatt und in einem einfachen Knoten zusammengedreht. Ihre Augen sind umrändert. Die Gefängnisluft hat ihre Lebensfrische aufgetrocknet. Die Frau steht und sieht zu ihr hinauf und weint.

„Mutter, wohin?“

„Ins Krankenhaus zu Deinem Vater und ins Waisenhaus — und daß ich Dich zurücklassen muß — — —.“ Ihre Stimme erstickt im Schluchzen.

„Mach' Dir keine Sorgen, Mutter.“

Sie zwängt den Arm durch, so, als müsse sie hinabreichen zu einem Händedruck. „Geh', Mutter, und grüß' die Andern. Begnadigt werd' ich doch noch. Mich vom Kaiser. Aber der Pastor sagt: Vom König aller Könige! Atjöh, Mutter, streu Pfeffer in mein' schöne Kleider, sonst ist allens von den Motten verfressen, wenn ich wieder 'raus komme. Wenn ich bloß wüßte, was ich nachher anfangen sollt. Atjöh, Mutter, ich bin sehr unglücklich. Wenn Du den Herrn Prokurist siehst, spud' m in't Gesicht. Atjöh, Mutter!“



## Die Leute aus der Murrgrasse.

Sie konnten nicht enge genug zusammenrücken, die Häuser, die Stockwerke und die Menschen darin. Wenn einer im Fenster lag, den Kopf hängen ließ und nieste, riefen sie ihm hüben und drüben aus den Stuben heraus ein: „Gott segn' Dich!“ zu. Kein Teller zerbrach, kein Säugling schrie, kein Briefträger kam herein, kein Unbekannter ging heraus, kein Staatsbürger trat in die Welt ein oder aus — ohne daß nicht aus den benachbarten Fenstern die Nachfrage kam.

Sie guckten sich in die Töpfe und waren ein Herz und eine Seele.

So lebten sie in der Murrgrasse und es war schön. Die Leute aus den Straßen gingen an der Murrgrasse vorüber und lächelten:

„Wenu's da einmal losgeht!“

Aber es ging absolut nichts los. Sie liebten sich und saßen auf den Hauschwelken und viele Kinder um sie, und abends rauchten die Männer, und Sonntags zogen sie in den Wald.

Dann war es still in der Murrgrasse. Nur die Müden summteten darin. An dem roten Eckhause sammelten sich ganze Schwärme. Sie stießen sich an dem kleinen Schau fenster fast die Köpfe ein und stierten mit grellen gierigen Augen hinein. Eine bunte Herrlichkeit hinter der Scheibe, und es roch nach Käse! Über die Radieschen kroch eine

Wespe, und zwischen den Matjesheringen lagen Kaffeebohnen. Kurz und gut, hinter diesem Schaufenster war es wie in der Murrgrasse, das Kunterbunt konnte nicht enge genug zusammenrücken!

Das rote Haus hatte auf seinem Schild ein weißes Lamm. Die Lammbesitzer wechselten gar oft. Da las man ihre Namen nicht mehr und nannte sie „Lämmchen“. Das Lämmchen unserer Geschichte saß die einsamen Sommer-Sonntagnachmittage auf der Bank vor dem Hause und schlief. Aus dem offenen Fenster hinter ihm drang der Geruch von abgestandenem Bier. Da lag die Schenkstube. Die war dunkel von dem Schatten des Rastanienbaumes hinter dem Hause.

Traf ein Sonnenstrahl das feiste Gesicht, dann klappten die Augen auf, suchten nach dem Störenfried. Seine Blicke wanderten! An jenem bestimmten Sonnensonntag quer über die Gasse hinüber unter einem gewölbten Lüreingange hindurch. Der war uralt und von Stein. In tiefen Rillen stand darin eingegraben: „Laß stahn, was nit wöll mitgahn.“

Und weiter durch einen langen, kühlen Hausgang bis ans untere Ende, wo das grüne Dämmerlicht hereinquoll. Da fangen in den Stachelbeerhecken die Finken; und da standen zwei in Liebe — sie hüben, er drüben, der Baun zwischen ihnen, und der geriet fast in Brand. So glühten zwei Herzen. Die Jasminsträucher drängten in die Umarmung und deckten dunkle Schatten über einen heimlichen Winkel. Lämmchen hätte diese Idylle durch ein Räusperrn stören können; aber das tat er nicht. Die ganze Gasse war stolz auf „den da“ drüben, der verschwiegen durch die Gärten kam — zu den Leuten in der Murrgrasse! Herr Alex sang, geigte und schwätzte viel von der heimlichen Liebe, von der niemand 'was weiß. Aber er wollte die



Lonie Wenz doch einmal heiraten, und darauf freute sich die Murrgaste. Der Herr Alex war ein Barthollo. Der Herr Bürgermeister war auch ein Barthollo, einer aus der Nebenlinie.

Ja, und nun mag jeder sich darüber seine Gedanken machen.

Die Lonie Wenz macht sich keine Gedanken. Die liebt den Alex — kurzweg Alex — und sagt: „Ich pfeife auf den Bürgermeister.“ Dann lacht der Alex, und sie sprechen von ihrer Ehe, — als sei das nur ein Schabernack, den sie dem Bürgermeister antun müßten. Und dann klagt sie ihm: „Deine Mutter grüßt mich jetzt auch nicht mehr. Und die ist doch gar keine geborene Barthollo; ist sie doch nicht, gelt?“

„Nein, sie ist keine.“

„Nu, wie heißt sie denn? Brendel, gelt? Ja, weißt Du denn, daß ein gewisser Brendel Flickschuster ist? Zu frühern Zeiten, als der Vetter Bürgermeister noch Amtschreiber war, ließ Deine Mutter bei dem Brendel die geflickten Sohlen in Rechnung stehen — ja!“

Er reckt sich über den Zaun und umfaßt sie.

„Warum mir das alles sagen? Laß sie reden. Wir lassen nicht locker, wir heiraten.“

„Und dann jagt er Dich aus der Amtsstube.“

„Anderstwo gibt's auch Stellen. Ich schreibe eine feine Handschrift.“

Da blüht ihr ein helllicher Gedanke auf.

„Du schreibst doch auch Gedichte!“

„Ich — mache sie!“

Sie stößt ihm mit nervösen Händen das gewellte Haar auf, streicht es ihm an den Schläfen heraus, ist voller Entzücken.

„So schöne Gedichte! Und die Reime klappen so gut zusammen! Und so lang sind sie! — Weißt Du was, Alex, wenn er Dich fortjagt, machst Du Gedichte und verkaufst sie. Die reichen Leute brauchen immer welche zu Neujahrstag und Namenstag und besonders zur Hochzeit. Wenn Du mich etwas anlernst, helfe ich Dir.“

Da wirft er den Kopf zurück und streicht die Haare glatt.

„Ich bitte Dich, Lonie, dazu gehört Talent, Genie, Studium. Man kann das nicht lernen. Das ist angeboren.“

„Ach, was Du schwägest! Unsere Lehrerin sagte, ich hätte viel Phantasie, ich könnte dichten, wenn ich wollte.“

„Wenn Dir's eine andere sagen muß — na!“

„Ich hab' Dir's doch auch gesagt. Ich sagte: Alex, nun liebst Du mich schon ein Jahr und neun Monate und hast mir noch kein Gedicht gemacht. Andere kriegen schon eins im ersten Monat.“

„Jawohl, „Rosen, Blumen, Nelken — alle diese welken usw. . . .“ er ist empört, „meine Gedichte kosten etwas mehr Mühe. Meine Gedichte —“ aus dem Haus schrillt ein Ruf. Er fragt: „Wer ist das?“

„Hörst Du's denn nicht? — Die Mutter. Die kann nicht 'raus. Die hat's mit ihrem Husten schon all die Jahre.“ Sie springt von dem Zaunquerbalken ab, zwingt ihre Hand zwischen den Latten durch: „Abfchö, Alex, einmal brichst Du Dir den Hals — da in der Lohegrube. Abfchö! Gib acht.“

Er hält ihre Hand fest, streift von einem Jasminzweige die Blüten und streut ihr die duftende Masse übers Haar.

„So bist Du wie ein lebendes Gedicht,“ flüstert er verliebt.

„Geh', Närrischer!“ Ihr Mund spitzt sich zu unbändigem Geschmeicheltsein. Da — wieder ein Ruf tief aus dem Gang:

„Wenn Du jetzt nicht gleich 'reinkommst —.“ Pause. Ein Fuß schallt hinein. Die Frau geht und knodert. Zu ihrer Zeit war man mit dem Küssen sparsamer. Wenn sie jetzt ihren alten Wenz anschaut und denkt, er könnte sie einmal geküßt haben, wallt ihr der Bohn. Und wenn er dann sagt, damals hätte sie gleich nach dem ersten Kuß den zweiten gefragt, schlägt sie die Augen nieder und würgt. Es wird ihr übel. Die Lonie lacht ihr dann ins Gesicht und schäkert:

„Du v e r s t e h st die Liebe nicht mehr. Nach vierzig Jahren vergißt sich das.“

Die Lonie ist so immer zum Schäkern und Revoltieren aufgelegt. Jetzt steht sie in der Gantüre im grünen Dämmer und ruft:

„Was gibt's, Mutter? Ich weiß schon — nichts! Der Alex ist fortgegrault. Du hast Deinen Willen, und ich kann mich aufs Ohr legen. Mutter, man könnt' glauben, Du wärst nie einmal jung gewesen.“

Und nun steht sie in der Stubentüre. Die Frau schurft ziellos in der Stube umher. Die Zugluft von der offenen Türe her läßt ihre geblümete Nachtjacke aufflattern. Im nutzlosen Hantieren mit diesem und jenem würfelt sie eine überstürzte, eindrucklose Rede heraus, ohne sonderliche Erregung und nur im Bedürfnis zu sprechen, zu jammern, möglichst viel über eine möglichst geringfügige Sache. Und solch ein uner schöpfliches Thema ist das Liebesverhältnis vom Gartenzaun hüben und drüben.

„Wenn Du jetzt abbrichst mit ihm, jetzt!“ kreischt sie, „dann wirst Du immer noch einen anderen kriegen. Aber lauf' Du nur all' die schönen Jahre mit ihm, gib ihm Deine Jugend, nachher — Du lieber Gott! Der heiratet Dich Deiner Lebtag nicht, dafür wird schon der Bürgermeister sorgen. Und wir haben's nicht nötig, uns die Leute zum Feind zu machen. Wir sind Schlosser und könnten Gemeinbearbeit ganz gut brauchen, hörst Du, ganz gut.“

„Ei nu! Grad' darum! Wenn ich Frau Barthollo bin, sorgen wir schon dafür.“

„Du — Du bist, grad' herausgesagt, verrückt.“

„Ja, Mutter, wenn ich ihn heirate, bin ich Frau Barthollo — faktisch.“

„Jawohl, faktisch! Er wird Dich faktisch sitzen lassen. Ganz Du! Schweig mit dem faktisch, es kommt doch nicht von Dir!“

„Ja, weil's von ihm kommt, darum!“

„Der? Er soll auch reden, wie er's gewohnt ist. Seine Großmutter Brendel hat ihr Leben lang nicht faktisch gesagt.“

„Man strebt höher, Mutter.“

„Man wird hochnäsiger!“

„Ich werd's auch,“ etwas verschüchtert, „wenn ich einmal Frau Barthollo bin.“

„Du wirst noch ganz 'was anders, Du!“

„Was, Mutter?“

„Ich weiß noch nicht, was; aber sicher nichts Gescheites.“

„Wenn Du recht behältst, lauf' ich in den Bach.“

„Dann lauf' jetzt schon. Ich behalte recht.“

Vom Hausflur leise Tritte. Ein weißhaariger, peinlich glatt gestrichener Kopf in der Türspalte. In dem Greisen-

Kindergesicht ein weiches Lächeln. Und eine weiche, zitternde Hand reibt das aus dem kurzen Bart herausraffierte Kinn.

„Ihr zankt Euch doch nicht — auf den heiligen Sonntag!“

„Komm herein, Alter, mach' die Türe zu; es zieht.“

„Die Mutter zankt; ich — geb' nur Antwort,“ und Lonie setzt sich auf den Rand des Kofenbettes.

„Wenn Du ein Mann wärst!“ ruft die Wenzgen mit erhobenem Arm dem lächelnden Alten zu, „wenn Du ein Mann wärst — aber Du bist keiner! Du bist nie einer gewesen, sonst hättest Du nicht solche Kinder großgezogen. Komm' herein, sag' ich, und mach' die Tür zu! Willst Du mich denn partu ins Grab bringen? Ich . . . huste . . . mir noch die Lungen aus.“

„Ach, Lenchen, was das anbelangt, Du hustest schon fünf Jahre lang,“ und ganz behutsam, ganz leise drückt er die Klinke ins Schloß. Die Frau schüttelt sich unter Husten und Kollern, stößt irr und wirrt im Zimmer umher, hantiert am Ofen, an der Kommode, an den Blumenstöcken auf dem Fensterbrett, und zwischendurch das Wortgeplänkel.

„Fünf Jahre! Da kann dem Herrn Wenz schon die Geduld ausgehen, natürlich.“

„Mir die Geduld, Lenchen?“

„Aber Dir gehen noch die Augen auf, wenn ich nicht mehr bin. Wird das eine Haushaltung!“ Sie ringt die Hände und auf ihn zu: „Armer, alter Mann, hoffentlich sterben wir beide zusammen. Treu im Leben, treu im Tode!“

„Nu, aber so 'was!“ sagt Lonie vom Bette her und kneift empört die Lippen ein, „Mutter, man kann's manchmal nicht mit anhören. Wenn das Dir soviel Leid im

Leben macht — mein Verhältnis mit dem Alex — —  
Du lieber Gott! Dann werfe ich ihm all' seine Geschenke  
und die Gedichte an den Kopf, dann laß ich ihn laufen,  
Mutter, dann hast Du Ruhe, dann . . . dann —.“

„Gott bewahre!“ sagt der Alte, hebt fein sachte seine  
Sonntags-Rockschöße, setzt sich, kopfschüttelt und lächelt,  
„Gott bewahre, dann hat sie noch immer keine Ruhe.  
Unser Mutterchen muß schimpfen. Das meint sie so böß  
nicht. Wenn sie einmal nicht mehr schimpft, ach Gott!“  
Er springt auf und trippelt mit weitgeöffneten Armen auf  
sie zu, „dann ist sie wirklich krank, und davor behüt' uns  
Gott.“

Lonie springt vom Bette ab und fort. Wenn der  
Vater rührselig und zärtlich wird, verträgt sie es nicht.  
Die grausame Jugend, die aus welken Blüten keinen  
Duft mehr nimmt!

Im Ausgang stößt sie auf einen, der gebückt herein-  
schleicht, ein Fünfzehnjähriger mit langen, ungelenten  
Gliedern.

„Ist die Mutter in der Stube?“ wispert der.

„Man will natürlich wieder in den Taubenschlag —  
im Sonntagsanzug, was?“

„St! Wenn sie's hört! Der Franz ist schon droben.“

„So ein Franz! Der will Schlosser sein. Der will  
uns ernähren. Von Dir, Peterchen, könnte man's schon  
hinnehmen, ich meine, die Kinderei mit den Tauben, aber  
ein heiratsfähiger Mensch wie der Franz —.“

Von droben herunter ein leiser Ruf.

„Kommt herauf — alle beide! „Mignon“ ist zurück-  
gekommen. Sie hat drei Tage gebraucht. Kolossale  
Leistung!“

Die Stiegen krachen unter eilenden Tritten; husch!  
husch! hinauf. Hinter ihnen knarrt leise die Speichertüre

zu. Zwischen Dach und Staub hocken sie vor dem Taubenschlag. Die Sonne blinkt durch die Bretterrißen herein, und mitten im lichtgoldenen Strahl kauert ein weißes, schwarzbehäuptetes Täubchen. Dem schiebt Franz, der Gelbhaarige, mit dem gutmütigen Alltagsgesicht, das Näpfschen vor und wispert seinen ganzen Vorrat von Zärtlichkeit und süßem Loden in den Bretterverschlag. Er hat eine Geliebte, und die ist „Mignon“. „Mignon“ aber ist scheu und furchtsam, starrt mit glänzenden, unbeweglichen Augen herüber in die drei fiebernden Gesichter, die stier auf das schnelle Atem der Vogelbrust lauschen und von ihren Reiseerlebnissen so viel wissen möchten. Und die schweigende Taube wahrt ihre Geheimnisse — Gurrud!

In die Stille knistern die Dachbalken. Die Sonnen-  
glut prallt darauf. Lonie rafft ihre Kleider zusammen  
und rutscht um ein Endchen zurück.

„Wirst Du sie jetzt beim Wettfliegen mittun lassen,  
Franz?“

Und er leise: „Ja, ich werd's. „Mignon“ wird siegen.“

„Und dann bekommst Du?“

„Zweihundert Mark.“

„Zwei—hun—dert! — Sch!“

„Verscheuche mir die Taube nicht.“

Peterchen reckt sich auf dem Speicherboden.

„Dafür kaufen wir uns neue Tauben, gelt Franz?“

„Das wär's!“ fährt Lonie dazwischen. „Endlich ist  
man einmal zu Reichtum gekommen, und der ging dann  
für Tauben drauf? Bertut Euch nicht, Ihr beide.  
Zuerst verheiratet mich anständig. Mit zweihundert Mark  
kann ich mich sehen lassen — auch bei den Bürger-  
meisters. Die wissen dann, daß man auch in der Murr-  
gasse nicht ganz o h n e ist.“

„Still! Sie frigt!“ zischelt Franz.

„Wignon“ frißt!“ drängt Peterchen neben ihn.

„Zwei—hundert Mark!“ sagt Lonie und sitzt aufrecht wie versteinert. Der blanke Schein durch die Ritzen erlischt. In die verstaubten Räume fallen tiefe Schatten. Ein plötzlicher Windstoß fährt über das Dach. Die Schiefer rasseln. Eine Maus huscht durchs Gerümpel. Die Brüder pfeifen leise Loctöne in den Verschlag. Da rüttelt Lonie sie so heftig, daß die Taube erschrocken aufstößert.

„Jungens! Zweihundert Mark!“ Und aufspringt sie und hinunter.

In der Murr-gasse sind die Sonntagsausflügler heimgelehrt. Die Frauen hängen aus den Fenstern. Die Männer stehen in Gruppen, und die Kinder schlüpfen ihnen zwischen den Beinen durch, jedes seinem e i g e n n Papa. Die Papas aus der Murr-gasse sind die Lastträger der Familie.

An dem Benzhaufe beugt die Nachbarin zum Fenster hinein, erzählt von den vielen Stunden Wegs und daß keines ihrer Kinder müde geworden sei, keines getragen wollte sein, und der Fritz hätte einem Touristen „Krabbelfratz“ nachgerufen, und der Johann habe seinem Vater das Bier ausgetrunken, jetzt liege er daheim — ja, und so hätten sie greulich viel Spaß gehabt. Da hält die Wenzgen im Kehren inne und greint:

„Unsereins kann das nicht mittun — so Wege! Mir fällt's jetzt schon schwer, wenn ich die Stube kehre. Sehen Sie, Nachbarich, da um die Hüften kommt mir ein Reißen —.“ Aber die „Nachbarsch“ erzählt weiter. Man glaubt der Wenzgen ihr Leiden nicht mehr. Fünf Jahre und schon etliche Male bereit zum Sterben! Die Wenzgen ist faul. Achselzuden. Und weiter redet man. Der Mensch gibt dem Menschen nicht gern das Almosen unverdienten Mitleids.



Über der Murr-gasse geht der Sonntag unter, der Montag auf. Die Wassereimer leert man in der Straßennrinne. Die Sonne dunstet hinein. Holzhacker vor den Türen. Schusterhämmern aus den Fenstern. In den Werkeltagslärm die schrille Schelle von Lämmchens Ladentüre her. Hinter der Theke steht der feiste Mann und zählt, zählt, feuchtet den Daumen und häuft die blauen Scheine. Sechse sind's. Sechsmal hundert! Das bucht er an dem Schreibständer auf der Theke. Und zählt wieder. Es stimmt. Seine Lippen wulsten sich. „Sechshundert, Frau Dirkens. Das ist viel. Da muß man schufsten. Ich sage Ihnen, Schankwirtschaft und Ladengeschäft ist keine Kleinigkeit. In der Murr-gasse holen sie auf Pump. Mir geben die Reisende keinen Kredit. Sind die drei Monate Ziel abgelaufen, gleich heißt's: Lämmchen, Geld! Da sehen Sie, einhundert, zwei- — drei- —.“

Die Ladenschelle tinkt. Lonie schlüpft herein.

„Zweihundert, dreihundert, vierhundert —“

„Herr meines Lebens! was eine Masse Geld!“

Lonie steht in dem schmalen Gang dicht an der Theke. Ihre Augen flimmern. Ihr Herz schlägt. Die Armut empört sich in ihr. Sie könnte vor innerer Not weinen, wenn der e i n e Gedanke ihr nicht die Hoffnung nährte. Den spricht sie frohlockend heraus.

„Unser Franz wird wohl beim nächsten Taubenfliegen zweihundert Mark gewinnen.“

„Das ist nett für ihn; Abschö Frau Dirkens. Was darf ich Dir verkaufen, Lonie?“

„Der Franz möcht' den Taubenschlag anstreichen — grün. Die Farbe habt Ihr doch?“ Der Mann reckt den Arm über die Theke, greift nach dem Blechgefäß.

„Es müßte schon ganz 'was Apartes sein, wenn das Lämmchen Dir's nicht liefern kann.“ Und er bückt sich

unter die Theke, mischt Öl und Farbe, auch Sikkativ dazu, rührt die schlumpfende Masse, und stoßweise fliegt ihm der Atem. Der Fettrücken wölbt ihm aus dem blauen Wams heraus. Lonie lehnt über die Theke, schaut ihm neugierig zu, lacht, wenn ihm der hölzerne Rührlöffel ausgleitet und die Farbe ausspritzt. Dann muckt er auf:

„Wirf mir den Pultständer nicht um!“

„Ja, sieh das Geld könnt' fallen,“ und fast ehrfürchtig weicht sie zurück. Der volle Blechnapf plumpst auf die Theke.

„Da! Fünf Groschen. Merci. Gruß zu Haus'. Empfehle mich —.“

Die Ladenschelle tinkt. Lonie hält den Topf weit ab, geht vorsichtig und langsam. Die Schürze frisch gestärkt. Der Rock neu gesäumt. Da gibt man fein Obacht. Lämmchen hinter der Theke feuchtet wieder den Daumen.

„Einhundert, zweihundert,“ an ihm soll's nicht fehlen, wenn da zwei Scheine zusammenkleben und er mit Daumen und Zeigefinger einen neuen entdeckt. Drei, vier, fünf. Richtig, da saß schon solch ein Zapperloter fest. Er nezt den Daumen und fingert und bläst. Fünfhundert und keiner mehr! Hol's der Kukuk! Wo steckt der Sechste? Der Sechste steckt nirgends. Der Sechste — fehlt! Herrgott! Wenn er fehlt, dann ist er . . . . dann ist er . . . . so etwas ist nicht zum Ausdenken. Der Sechste ist gestohlen! Nun ist ihm der schnelle Gedanke heraus. Nun hält er ihn fest. Nun mögen hunderttausend Teufel — — — — —

Das Blut quillt ihm in den Kopf. Seine behäbige Leibesfülle schwappt unter lautem Achzen. Er nimmt einen Anlauf. Ein Schwung und über die Theke. Die Schelle schrillt. Die Türe bumst zurück. Der Mann rast hinaus. Einhundertmarktscheine läßt man sich nicht stehlen.

Man schufte sie unter Schweiß und langen Wirtshausnächten zusammen. Einhundertmark! Die feiste Gutmütigkeit ist aus seinem Gesichte. Eine maßlose Roheit fällt hinein. Und er schnauft.

„Lonie! Halt! Stehen bleiben!“ Die dreht den Kopf, und abwehrend streckt sie die Hand aus.

„Stoßt mich nicht. Wenn's herauschlampert —.“

„Ja, so wär' Dir's recht. Ich soll Dich in Frieden gehen lassen. Ich soll Dich entwisphen lassen. Ich will mein Geld, mein Geld! Hörst Du's? Mein Geld gib heraus!“ Er herrscht sie grob an. Er will sie ängstigen, verwirren. Und schon greift er ihr in die Tasche. Da wallt ihr der Zorn auf. Sie schlägt gegen ihn. Sie könnte ihn würgen. Aus dem Napf schlampert die Farbmasse, spritzt in breiten Flatschen auf das Pflaster.

„Lämmchen, ich verbitt' mir das! Raus aus meiner Tasche!“ Ihr langgezogener Schrei durchgellt die Gasse. In jedem Fenster ein neugieriges Gesicht. Und aus dem Wenzhause einer in der Schlosserschürze und mit ange-schwärztem Gesicht.

„Franz, zu Hülfe!“ Der packt Lämmchen in das Schlamperkinn, würgt, schüttelt ihn. Und Lämmchen gurgelt seine furchtbare Anklage heraus. Der Napf klatscht zu Boden. Lonie flüchtet ins Haus. Über das Bett wirft sie sich und wühlt in die Rissen und weint ihr Erschrocken-sein heraus. Da tritt Franz herein, still und ernst, setzt sich und stützt den Kopf auf. In der Murr-gasse sammeln sich die Leute um Lämmchen.

„Wo ist die Mutter?“ fragt Franz. Lonie rafft sich auf, streicht das Haar zurück, wischt die Augen.

„Im Garten, Salat holen. Du hast ihm doch eins heruntergehauen, Franz?“

... Er läßt die Hand vom Gesichte sinken und sieht sie an. Es ist ein Erschrecken vor ihr.

„Weiß ich denn, ob er Dich falsch anklagt.“

Sie springt vom Bette herunter, stülpt die Tasche um, schüttelt den Rock.

„Da und da und da! Oder meinst Du, ich hätt's in den Strümpfen oder im hohlen Zahn? O Du Tölpel! Du hast ihm keinen Watschen heruntergehauen? Ich gehe und kraße ihm die Augen aus.“

„Ja, gelt Du bist unschuldig?“ fragt er tonlos. Sie tritt vor den Tisch, stützt sich, ihre Hände beben. —

„Daß Du so etwas fragen kannst!“ Und von neuem stößt das Weinen aus ihr. Da steht er auf. Aus seinem aufgekrempeelten Arbeitshemde hängen die Arme straff und schwer wie Hölzer. Die Muskeln zerrn darauf.

„Sei ruhig, Lonie. Wenn er Dir Deine Ehre nimmt, hat er sie Dir wiederzugeben.“ Er stapft hinaus. Seine Worte hallen in der stillen Stube nach. Wie das kräftig und zuversichtlich klang! Und Lonie atmet leichter. Die böse Not schien aus der Stube zu flüchten.

Im Gange schurft der Greis dem Sohne entgegen, die Brille auf die Stirne geschoben, die sanften, altersschwachen Augen wirr.

„Es gibt doch keine Schlägerei in der Gasse?“

„Nichts, Vater.“ Er schiebt ihn sachte vor sich her wie ein Kind, das auf wackeligen Beinen geht und weiter hinüber zur Werkstätte. Da gibt er ihm dies und das in die Hand und lenkt ihn ab. Er weiß, dem alten Manne muß man das Bewußtsein lassen, daß er unentbehrlich ist. So duldet er es, daß er in der Werkstatt im Wege steht, überall nach Kräften Unordnung schafft und mit der Genugtuung sich schlafen legt: Das hätten wir einmal wieder gut gemacht.

Aber nun will ihm eines nicht in den alten Kopf.

„Wenn ich nur wüßte, was die Nachbarsch Deiner Mutter erzählt.“ Er beugt herüber zu dem kleinen, verstaubten Fenster, an dessen blinde Scheiben die Baumäste drängen. Franz wirft Feile und Hammer hin. Als er ans Fenster tritt, ist seine Mutter schon im Hausflur. Und die Stubentüre klappt.

„Nichts, Vater,“ und er feilt weiter. Der Alte gibt sich zufrieden. Für große und kleine Kinder ist „nichts“ schon eine hinreichende Erklärung.

Und sie feilen und hämmern. Der Staub pulvert auf. Die Eisensplitter fliegen. Die Esse glutet. Peter hastet herein, schleubert die Eisenstange in die Ecke und berichtet atemlos. Lämmchen spreche mit einem Gendarmen in der Gasse, ob es denn wahr sei — — — — —

Stapfen und Rasseln im Hausflur. Fremde Stimmen und laute Schreie. Feile und Hammer fliegen zwischen Eisenstücke. Franz nach drängen Bruder und Vater. Der Gang ist voller Leute. Vor der Türe eine wogende Menge. Ein blitzender Helm schlängelt hindurch. Kräftige Armstöße. Ein preußischer Fluch. Und hinaus poltert das Gewühl. Die Haustüre schlägt zu, der Riegel scharrt. Auf der Treppe stehen Kopf an Kopf die Bewohner der oberen Stockwerke. Das nahende Säbelgerassel drängt sie hinauf. Aus der Stube wildes Opponieren und Jammern. Franz drückt die geballten Fäuste wider die Brust und steht vor dem Gendarm. Sein Atem rasselt heraus.

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß hier Haussuchung gehalten wird. Marsch herein!“

„Das — das?! — Und unbescholtenen Leuten!“

Franz schlägt die Stimme über. Der Gendarm blinzelt ihn prüfend an und weniger barsch spricht er:

„Na, das wird sich zeigen,“ platscht Franz auf die Schulter, schiebt ihn in die Stube, und Peter einen Knuff in den Nacken „rein, Lausbub!“ Dem zitternden Alten tätschelt er auf den Rücken, beäugt ihn wie etwas Zerbrechliches,

„Kurassch!“ brummt er, „Kurassch!“

Drinne schurft man die Schubladen auf, stößt in Schrank und Bett und Ofenröhre, klopft an die Wand, hängt die Bilder ab, und Lonie schreit höhnennd dazwischen:

„Wollt Ihr jetzt meinen hohlen Zahn ziehen?“

Franz steht neben ihr. Seine Finger krampfen sich um ihren Arm.

„Jetzt schweigst Du!“ Sie schleudert den Arm zurück. Ihre Augen fiebern.

„Warum soll ich? Geweint und meine Unschuld beteuert habe ich. Da lachten sie. Jetzt mache ich Witze, und sie lachen nicht mehr. Besser ist's doch, ich lache sie aus, als daß ich mich auslachen lasse!“

In Lonies gelles Lachen schrillt das weinerliche Anklagen der Frau. Sie faltet die Hände im Schoß und nennt alle Heiligennamen und zieht das Gesicht in Falten und weint nicht. An ihren Schoß drängt sich Peterchen, und der Greis entweicht in die Zimmerecke neben den Uhrenlasten. Draußen springen an den Fenstern die Buben herauf und berichten, was in der Stube vorgeht. Im „Lämmchen“ sitzt die Schenkstube gedrängt voll, aber keiner trinkt. Die gesamte Murr-gasse ist wie ein einziger großer Menschenkörper, und dieser Körper bebzt in den konvulsivischen Zuckungen der Neugierde und der Teilnahme sowohl für den Bestohlenen als für die Diebin. Sie reden nicht viel und machen keinen Lärm. Ihre Gesichter stieren nach der Wenz'schen Haustüre. Wenn die aufgeht, wissen sie, wen sie aus der Murr-gasse ausstoßen müssen.

Und die Türe geht auf. Und sie wissen nichts. Lämmchen drückt die breiten, fleischigen Hände in die Seite.

„Resultatlos verlaufen!“ Und alle zucken die Schulter.  
„Resultatlos — was weiter?“

Lämmchen sucht auf und unter der Theke, stülpt Säcke und Kisten um. Am Abend sagt er es der Murgasse: „Ich werde die hundert Mark einbüßen müssen.“

Und sie trauern mit ihm.

Der Franz kommt heraus und sagt:

„Jetzt wird Lämmchen uns doch Ruhe geben. Sie haben jeden Winkel im Hause durchsucht und nichts gefunden. Bei uns haben sie alle vor Freude geweint.“

Und sie freuen sich mit ihnen.

Der Bürgermeister zieht eine strenge Amtsmiene und sagt:

„Die Sache geht natürlich weiter.“ Und alle Gesetzorgane sagen: „Natürlich.“

Hinter dem Wenzhause im Garten pfeift einer. Den leisen Lockpfeiff kennen sie alle, die da wohnen, wo an den Hinterstubenfenstern die trockene Wäsche flattert. Diesmal erweckt er ihr besonderes Interesse. Sie wollen wissen, ob er es wirklich ist und ob sie kommt und wie sie sich gebärden und so weiter. Fenster klirren leise und laut, lauernde Köpfe hinter der wehenden Wäsche und den Gardinen. Wenn die Männer nach Hause kommen, müssen ihre Frauen davon erzählen können.

Und tiefer drückt sich einer in die Jasminhecke. Die duftenden Blüten fallen wie weiche Flöckchen auf seinen Hut. Sein weißes Gesicht in dem weißen Blütenwust stiert entsetzt wie das eines Totkranken. Er pfeift und die Lippen beben ihm. Er pfeift wieder und ruft. Er pfeift immer noch und klopft an den Zaun. In dem

Wenzhaufe regt sich nichts. Da jagt ihn die Unruhe. Er überspringt den Baun und mitten in den Schnittlauch und mit einem Schwung über das Aukfelbeet, und da steht er und horcht im Gang. Es riecht nach Bratkartoffeln vom Morgen her und aus der offenen Falltüre des Kellers herauf muffig und verdumpft. Leise pocht er an die Türe, leise knarrt sie auf, leise, leise tritt er ein, und da sitzen sie in der Stille und wie versteinert — um die betenden Eltern die Kinder. Sie blicken auf und staunen, daß er kommt und sind froh. Lonie steht auf und will ihm einen Stuhl geben. Er drückt sie nieder und tritt hinter sie. Seine Hände umkrampfen die Stuhllehne. Lonie fühlt, wie sie zittern. Die Stille beengt ihn, und daß sie so gar nichts sagen, daß er mitten unter ihnen ist und so vieles fragen möchte. Jetzt wird er ruhiger und stößt ein paar Wörter heraus. Die fahren in die Stille wie Hammerschläge.

„Wie konnte das vorkommen?“

Lonies Arm drückt auf seine Hand. Da sieht er wirr auf die geneigten Gesichter und verstummt. Ihm wird's, als dürfe er allein da nicht aufrecht stehen und müsse mit leisen Seufzern seine Gebete mit den ihren vereinen, auf daß Gott den Unheilstern über dem Wenzhaufe weiter ziehen lasse und vor weiterem Unheil gnädiglich bewahre, insbesondere die da mit schwarzem Haar und dunklen Augen, die unter dem Jasminstrauch stehen muß, um sein glückliches Traumgesicht zu sein. Ob der Traum nun zu Ende ging? Einmal muß man aufwachen. Und es preßt ihm das Herz, daß dieses Erwachen allzu früh kam.

Die geneigten Köpfe heben sich langsam. Bleiche, fragende Gesichter nach ihm — ein rußiges, unfreundliches zur Seite. Die Wenzen nicht.

„Ja, Herr Alex, so kann eine ehrbare Familie in Berruf kommen. Es ist schön von Ihnen, daß Sie herein-



gekommen sind.“ Eine zitternde alte Hand streckt sich zwischen den stillen Menschen durch, dem jungen Manne entgegen. Ein inniges Greifenlächeln wärmt den Hände- druck. Himmelblau leuchtet das Gottvertrauen aus den hellen Augen. Dies Gesicht hat noch seine Kinderzüge, und keine Leidlinien sind darin eingegraben. Er stellt sich den lieben Herrgott so vor, daß er droben über den Wolken sitze und es besonders auf den Mathias Wenz abgesehen habe, ihn durch Widerwärtigkeiten zu prüfen, ob er noch immer lächle, und daß ihm kein böses Wort entfahre, und daß er im Gottesdienst wacker mitsinge. Und er weiß ganz bestimmt, daß dann der liebe Gott zuguterleht — wenn sie sein letztes einfrierendes Lächeln mit sechs Fuß Erde zudecken — sagen wird: Du guter und getreuer Knecht, gehe ein in die Freuden des Himmels, die ich Dir von Anbeginn an bereitet habe!

So macht er denn auch wenig Worte um das augen- blickliche Leid und fragt den Besucher, ob er ein Wacholder- schnäpschen akzeptiere. Keine Antwort wird ihm, und mit verlegenem Lächeln blickt er in die Runde. Alex beugt sich über Lonie und hat die anderen vergessen. Sie ist ihm wieder das Traumgesicht. Sie stehen wieder im Jasmin und plaudern törichte Worte. . . .

„Siehst Du, Lonie, so lange ich treu zu Dir halte —.“

„Wirfst Du's auch?“ Sie scharrt auf dem Stuhle herum. Ihr hilfesusuchender Blick verschlingt seine tröstenden Worte.

„So etwas solltest Du nicht fragen, Lonie. Wenn ich anders handelte, wäre ich ein Schuft —.“

„Aber gelt, nicht d a r u m allein bist Du heut' ge- kommen und wirfst immer kommen? Du hältst zu mir, weil Du nicht anders kannst und weil Du mich liebst und weil Du an mich glaubst; nicht wahr, Alex,

darum?" Er drückt ihr erhitztes Gesicht an sich und fast väterlich wird seine Stimme:

„Alles so, wie Du sagst, Donie. Ich kann nichts Schlimmes jemals von Dir glauben. Aber siehst Du, vor Verdacht ist kein Mensch sicher — wir alle nicht,“ (er wollte hinzufügen: „Besonders die in der Murgasse nicht,“ aber er wußte nicht, ob das ein Trost war). „Noch ein paar Tage und die dumme Geschichte ist vergessen.“

„Auch wenn Lämmchen den Schein nicht findet?“

„Er wird sich trösten müssen.“

„Und dabei bleibt's?“

„Gewiß, dabei bleibt's.“ Da sieht sie ihn fast feindselig an.

„Du lügst mir ins Gesicht.“ Ein Ruck fährt in ihn.

„Donie!“ Er atmet schwer. Fort ist der böse Schein aus ihrem Gesicht. Schnell bückt sie sich und küßt seine Hand.

„Nimm mir's nicht übel, Alex. Deine Worte hören sich schön an, aber es ist etwas in Deiner Stimme — das — quält mich.“

„Was quält Dich?“ Er hält den Atem an.

„Weiß ich's denn? Es überzeugt mich nicht! Man könnt' so zu einem sprechen, der auf's Schaffott muß.“

Da fühlt sie das Bittern seiner Hände bis in die Stuhllehne.

„Donie, Du könntest einem Gespensterfurcht einjagen,“ lacht er, „o du armes Dingelchen, nun wird man Dich gleich köpfen oder vierteilen. Das Gericht hat ganz 'was anderes zu tun, als auf Lämmchens Geschwätz zu hören.“

„Was spricht er vom Gericht?“ schrillt der Wenzgen Frage hinein. Die Liebenden fahren erschrocken auf. Die Frau beginnt ein lange weinerliche Rede: „Wir haben doch auch ein Recht zu wissen, was nun weiter

wird und ob's so bleibt und ob Lämmchen keine weitem Schritte tut. Er könnt' sich nicht mehr in der Murrigasse halten, wenn er uns ins Unglück bringt. Er könnt' sein Geschäft zumachen. Er wär' bankerott. Was meinen Sie, Herr Alex, das wird er bedenken und die Sache nicht weiter verfolgen.“

Nun redt sich Alex auf. Seine Stimme hat festen Klang.

„Lämmchen tut keine weitem Schritte. Das ist gänzlich ausgeschlossen! — Ich muß das doch wissen.“

Die Gesichter um ihn schnellen auf. Die Röthe der Freude sickert in ihnen. O wie sie ihn anstaunen! Er muß es ja wissen. Wie sie ihn verehren! Er ist der Beschützer, der große, starke, freimütige! Und in diesem Bewußtsein verläßt er sie. Als er geht, stehen alle auf. Der alte Mann schurft zur Türe und öffnet und knickt vor ihm zusammen. Ein strahlender Blick vertrauender Liebe fliegt ihm nach. Der stärkt ihm das Rückgrat — bis die Türe hinter ihm zuklappt. Da ist all' der leuchtende Schein um ihn zersplittert. Eine große Last liegt auf ihm, die er allein tragen muß. Durch den langen Gang eilt er und will durch die Gärten. An der Falltüre ein Schatten — Franz.

„Auf ein Wort, Herr Alex.“

„Bitte.“ — Franz steht mit hängenden Armen, hochwogender Brust und sucht nach Worten.

„Unter vier Augen werden Sie mir jezt sagen, ob Sie es mit meiner Schwester so ehrlich meinen, daß Sie trogalledem zu ihr halten wollen —.“ Alex schneidet ihm die Rede ab.

„Wäre ich denn heute gekommen, wenn ich's anders wollte?“

„Ja, heute — heute!“ Franz schüttelt die gespreizten Hände vor sich. „Wer wär' nicht heut' gekommen? Heut' ist nichts! Alle Welt steht heut' zu uns. Morgen vielleicht nicht mehr, übermorgen gewiß nicht mehr. Ich weiß das bestimmt. So geht's immer. Zuguterletzt finden Sie ein Haar in der Suppe. Es bleibt immer etwas hängen. Die Menschen sind so. Wenn wir einmal ein Stück Geld zusammengebracht haben und uns das Leben leichter machen, dann sagen sie: Nun ja, wenn einem so hundert Mark mir nichts dir nichts ins Haus kommen! — Und wenn wir uns das lange Leben abschufen und auf keinen grünen Zweig kommen, wissen sie auch ein Wort: Unrecht Gut gedeihet nicht! Ich werde mich in acht nehmen müssen, daß ich im Wirtshaus kein Glas Bier mehr trinke als bisher und daß ich keine neuen Tauben anschaffe und daß wir mit den Leuten fein lieb tun. Ein Verdacht ist schon ein Schandfleck. Man trägt ihn wie eine Schuld. Ja, und nun wissen Sie's. Jetzt ist's noch nicht schlimm, wenn Sie's Wiederkommen vergessen, aber später, Herr Alex, später, wenn eins nach dem andern abfällt, dann wird ihr's viel mehr leid tun. Das müssen Sie sich klar machen.“

Alex' feine Schreiberhand faßt die beiden ruhigen und schüttelt sie.

„Franz, wenn ich jemals so niederträchtig bin und wegbleibe, dann fangen Sie mich zwischen Tag und Nacht irgendwo ab und schlagen mich mit diesen zwei Fäusten zusammen. Ja, Franz, glaubt man jetzt an meine ehrliche Absicht?“

Aus Franz angeschwärmtem Gesichte dreht sich das Weiße der Augen. Die helle Freude strahlt ihm heraus.

„Na!“ sagt er mit rauhem Lachen. „Sie sind ein ganzer Kerl,“ und dann faßt wie ein Befehl, „Wenn's

so ist, dann brauchen Sie nicht durch die Gärten den Rückweg zu nehmen. Ein ehrlicher Mensch kommt durch die Haustüre. Sie sind ehrlich.“

Und breit steht er und versperrt mit verschränkten Armen den Weg zur Hintertüre. Alex ist verwirrt und geht zögernd; und da weicht alle Freude aus Franzens Gesicht.

Aus der Stube heraus schallen die Stimmen. Man plaudert sich in eine hoffnungsfelige Stimmung. Man bringt das Herz in Wallung, das arme, verschüchtete Herz, das sich verkroch vor den Menschen und still und bang auf seine wilden Schläge lauschte. Und Lonie lacht auf. Und am Morgen singt sie.

Die Frauen aus der Murgasse hatten am Abend ihren Männern nichts zu erzählen. Die Jasminhede blühte einsam. Der Traum mußte zu Ende gehen.

Lämmchen stand unter der Türe und sah, daß die Benzleute ihre Kundschaft aus der Murgasse hinaus einem Kolonialwarengeschäft der Straße zutrug. Das erzählte er in der Schankstube und sagte:

„Das hat man davon. Mein Geld verliere ich und die Kundschaft. Ich bin der Geschädigte.“

Der Gendarm kam herein und trank einen Stehscheidel, pußte mit dem rotgeblühten Taschentuche den Bierseum aus dem Schnurrbart und schnarrte amtsmäßig:

„Benigstens haben Sie die Genugtuung, daß das Gesetz auf ihrer Seite ist.“

„Was — Gesetz?“ Lämmchen horcht mit offenem Munde.

„Das bleibt doch natürlich nicht so.“

Lämmchen gerät vor Aufregung in eine Redewirrnis.  
„Wieso bleibt's nicht natürlich so?“

„Die Sache geht den Instanzenweg.“ Zwei Männer von der untern Murr-gasse, die am Schenk-tische sitzen, springen auf und zu dem Gendarm. „Was die Polizei einmal in den Fingern hat, entkommt ihr nicht mehr. Die Sache wird weiter untersucht. Das ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Das Gesetz nimmt seinen Lauf. Tja, das wird so'n Prozeßchen,“ und er nickt und wappelt mit dem Kopf, spreizt die Beine, stößt die Hände in die Hüften, blinzelt einen nach dem andern an, und derzeit haben die sich von dem ersten Entsetzen erholt. Ein Prozeß in der Murr-gasse! Sie trinken aus und flüchten. Sie wären am liebsten aus der Welt gelaufen. In der Murr-gasse Diebe! Wenn das Gesetz „seinen Lauf nimmt“, dann war sie einfach schuldig. Eine gereizte Stimmung wogt gegen das Wenzhaus. Man müßte Geld sammeln und sie nach Amerika auswandern lassen. O Jerum, welch ein Skandal!

Es traf aber zu, daß die zwei Männer aus der Schenk-stube auf der „Lämmchen“-seite wohnten. Die Haus-leute der „Wenz“-reihe schöpften Argwohn und sagten:

„Die Schöpplintrinker! Die halten zum Lämmchen. Man weiß warum.“ Und sie hielten zu den Wenzen. Das war i h r e Reihe und sie hatten ihren Stolz. In ihrer Reihe wohnten keine Diebe! In der Lämmchen-Seite wohnten Säufer, Verleumder und anderes Gefindel. Die Wenz-Reihe-Kinder durften nicht mehr mit den Lämmchen-Reihe-Kindern spielen und umgekehrt. Es wogte eine große Bewegung und Erregung in der Murr-gasse. Wenn man auf der Lämmchen-Seite sang, schloß man auf der Wenz-Seite die Fenster — und umgekehrt. Wenn man auf der Wenz-Seite Eierkuchen schlug, riß man die Fenster auf und umgekehrt. Scheuerte man auf der Lämmchen-Seite die Treppensteine zweimal die

Woche, so auf der Wenz-Seite dreimal die Woche und umgekehrt. Es war schließlich alles umgekehrt, und mit dem Traum am Jasminstrauch war auch der Friede in der Murrgrasse urplötzlich zu Ende. —

So tobte um das Wenzhaus der Kampf der Völker aber drinnen wußte man nichts. Die Leute kamen und sprachen von vielem, nur nicht von dem, was kommen sollte. Die Wenzleute saßen auch nicht mehr vor der Haustüre, und wenn Donie singen wollte, schloß sie Türen und Fenster zu. Sie mußte doch singen. Sie konnte nicht trauern. Schließlich war es kein Totschlag, was ihr da mit dem Lämmchen passierte. Und sie liebte! Und sie war glücklich. Die Phantasie stieg ihr wieder zum Dichten schön. Was konnte noch aus ihr werden! Frau Barthollo. Kratzfuß. Frau Landbürgermeisterin. Untertänigen Respekt! Kurz und gut; es war noch nicht aller Tage Abend. Brendel-Schuhmachermeisters hätten's sich vor so und so viel Jahren auch nicht träumen lassen, daß —  
Es klopft.

Durch die Türspalte ein Arm mit roten Klappen — ein amtliches Schreiben — — weiter sieht sie nichts, weiter hört sie nichts. Sie sinkt auf den Stuhl und bleibt da kerzengerade sitzen, den Brief in der ausgestreckten Hand. Wenn sie ihn auch öffnet, sie wird nichts lesen können. Das Blut drängt ihr in die Augen und schwarze Flecke tanzen vor ihrem vergeisterten Blick. Jemand kommt schnell durch den Gang gestapft, reißt die Türe auf — Franz. Dem reicht sie schweigend das Schreiben. Er liest und sie wartet ohne Spannung. Es ist, als wüßte sie alles, als hätte es so kommen müssen und nicht anders. Als Franz das Papier zusammenlegt, sieht sie auf.

„Wenn ich dem Alex begegne, werde ich tun, wie er mir's gesagt hat — ich hau' ihn zusammen.“

„Warum ihn?“ Mit einem Ruck entfaltet er wieder das Schreiben, plätscht mit der Hand darauf und reicht's ihr. „Weil er uns vorgeschwätzt hat, daß Lämmchen die Sache auf sich beruhen läßt. Hier haben wir's jetzt, die Sache kommt zum Prozeß.“

„Ich bin doch unschuldig!“ Sie springt auf, krampft die Hände und verstummt. Und dann schüttelt es ihr den ganzen Körper. „Der Alex hat uns nicht betrügen wollen.“ Franz sieht sie an. Sein Blick ist traurig. Sein Herz wallt. Bisher war sein Leben so einfach, so ohne alle Konflikte. Er hat seine Tauben geliebt und „Mignon“ vergöttert und immer gedacht: Wenn „Mignon“ einmal nicht mehr von einer Lustreise zurückkehrte, wäre es sein größter Kummer. Jetzt stößt es ihm oft gar gewalttätig im Innern auf. Er könnte einmal zu etwas kommen, zu etwas recht Schlimmem, denkt er, und dann ist er sich selber fremd zum Fürchten.

Während sie noch hastig reden, schleicht einer am Fenster vorbei, ein-, zweimal. Jetzt drückt er das Gesicht an die Scheiben und sucht zu erspähen, ob irgendwer im Zimmer sei. Da Franz mit einem Ruck das Fenster aufreißt, prallt er zurück, wirft ihm einen Brief über die Schulter und fort.

„Das war der Schreiberlehrling von der Amtsstube. Der Brief ist also von dem — da.“ Sie bückt sich schnell, greift den Brief auf und weicht bis an den Ofen zurück. Als sie nach langer Weile aufschaut, glühen ihre Wangen. „Daß Du's weißt. Der Alex hat uns nur gesagt, daß Lämmchen nichts gegen uns unternehmen wollte, aber das Gericht läßt die Sache nicht ruhen. Das wollte er uns nicht sagen, weil's ihm leid tat. Ja, siehst Du! Und er schreibt, es müßte uns nichts lieber sein, als ein Prozeß, denn dann würde meine Unschuld vor aller Welt bewiesen.“



Ja, siehst du.“ Sie schluckt im Ubereifer und küßt den Brief. Franz erwidert nichts und geht.

Mitten im Gang hält er inne, kehrt zurück, streckt den Kopf herein und sagt:

„Der Bürgermeister ist Polizeikommissar. Reime Dir 'was zusammen, wenn Du kannst,“ und in bitterem Borne hintennach: „Die Freierei, Lonie! Das ist jetzt die Antwort drauf.“

\* \* \*

Von der „Freierei“ sprach auch Frau Barthollo, geb. Brendel. Sie sagte es ihm alle Tage, dem Alex, zu jeder Mahlzeit, wenn er heimkam, und gab sie ihm in Form einer Ermahnung mit, wenn er ging. Sie suchte in der Zeitung nur nach Fällen von unglücklicher Liebe und mißratenen Ehen und las sie ihm vor. Sie gab ihm in breiter Umständlichkeit Auszüge aus den Sonntagspredigten; und was der Pfarrer nicht gesagt hatte, fügte sie bei. Sie wußte von diesem und jenem, der vor fünfzig oder mehr Jahren gelebt hatte, ein furchtbares Exempel in dieser Beziehung und malte es mit allen Schrebnissen aus, daß geschah morgens, mittags und abends vor dem Essen. Da wurde Alex bleich und klagte über Appetitlosigkeit und sagte, sie möge mit alledem warten, bis er gegessen habe, etwa während er die Zeitung lese, könne sie ihm davon sprechen. Nun las er fleißig die Zeitung, und sie sprach. Zuweilen nickte er auch, manchmal an einer ganz unpassenden Stelle, und da wurde Frau Barthollo geb. Brendel voller Entzücken, lief zur Frau Barthollo-Bürgermeister und sagte also: „Ich hab' ihn soweit. Es ist ihm alles recht.“

Von nun an brachte ihm Frau Barthollo-Bürgermeister alltäglich zu seinem Behnuehrbrot einen Löffel in

die Amtsstube. Das nahm er dankend an und dachte sich alles mögliche dabei, nur nicht das Richtige. Ab und zu setzte sie sich auch zu ihm, nannte ihn einen „lieben Jungen“, spitzte den Mund zu süßer Rede, lobte seine Schrift, die wie Kalligraphie sei, sprach von seinen Aussichten, und alles war sehr süß, einschließlich des Likörs, den sie aus einer Essenz selbst herstellte. Und einmal fältelte sie den Mund zu dem guten „mütterlichen Rat“, da er so mannhaft mit allem gebrochen habe, möge er auch allen und jeden Schein meiden — allen und jeden — und „sie“ nicht mehr ansprechen, wenn „sie“ ihm auf der Straße nachlaufe. Es könne ihn in falsches Licht setzen, jetzt, wo die Leute quasi schon auf der Anklagebank säßen — und sie hält inne. Sein naiv verwundertes Gesicht verwirrt sie.

„Aber Tante, sie läuft mir ja gar nicht nach. Ich suche ihre Wege, um wenigstens zu wissen, wie es ihr geht.“

Sie tätschelt ihm beruhigend den Arm.

„Gewiß, das brauchst Du uns nicht zu versichern. Dein gutes Herz sträubt sich dagegen, das Verhältnis kurzerhand abzubrechen. Aber Du siehst nun, daß Du sie mit Deiner Gutmütigkeit nicht los wirst. Sie verfolgt Dich in den Straßen und ist wie eine Furie hinter Dir her. Man bemerkt das allenthalben. Jetzt, wo Du nicht mehr zu ihnen ins Haus gehst, sind sie überall in Deinem Weg, armer Junge.“

Er taucht die Feder ein, ganz mechanisch. Es ist ihm so wirt.

„Wenn es mir nachging, Tante, suchte ich sie heutigen Tages noch in ihrem Hause auf. Die armen Menschen könnten ein bißchen Trost wohl brauchen. Die hohen verschüchtern zusammen wie Kinder und wissen keinen

Rat. Aber man hat mich gebeten, nicht mehr zu ihnen zu kommen — in meinem Interesse! Es könnte meiner Stellung Schaden und sie wollten nicht, daß auch noch andere durch sie ins Unglück kämen. Wenn alles vorüber wäre und Lonies Unschuld erkannt sei, dann könnte ich ja zusehen, was ich tät. Siehst Du, Tante, so verhält sich das.“

Die Tante reißt den Mund empört aus allen süßen Falten.

„Das ist ja einfach empörend! Sie verbieten Dir das Haus. Sie sollten froh sein, daß ein anständiger Mensch noch zu ihnen kommen will. Und dann diese Dreistigkeit. Du sollst zusehen, was Du tätest. Ja, was meinen die denn?“

„Ich habe ihnen gesagt, daß ich treu zu Lonie halte.“

„Das — hast Du — denen gesagt.“

„Ach, Tante, ich kann mein Leben nicht von der Lonie lassen.“

„Deine Mutter sagte mir doch, Du seiest einverstanden.“

„Ach, Tante, ich habe gar nicht mehr gehört, was meine Mutter sagte. Sie schweigt nun still und ich bin herzlich froh darüber. Es wird sich alles finden, und — heute oder morgen heirate ich ja auch noch nicht.“ Diese letzte Bemerkung ist ganz dazu angetan, das, was schon verloren schien, zu retten, und sichert ihm für die nächste Zeit den Behnhrlikör.

Aber es wird ihm nicht wohler dabei. Der Traum an der Jasminhecke scheucht seinen Schlummer. Die Sehnsucht treibt ihn durch die Gärten. Und er stand im Abenddämmer.

Aus der Werkstätte ein trübes Licht. Der Widerschein hing in den Bäumen und lag auf den Beeten. Im Haus-

flur Dunkelheit. Am Stubenfenster geschlossene Läden. Da ging er heim und hatte mutige Vorsätze. Morgen bei helllichem Tag wollte er hin, und Trost wollte er sprechen und raten und helfen. Am Morgen ist man nüchtern, und man denkt auch klar. Sie hatten recht. Er mußte Rücksicht auf seine Stellung nehmen. Aber helfen konnte er. Am Mittag wartete er auf Peterchen, der um diese Zeit von dem Neubau herkam.

„Sag', habt Ihr schon einen Advokaten?“

„Ja, den Spachtel.“

„Der — Winkeladvokat? Ihr müßt einen aus der Stadt haben, wo die Sache vors Gericht kommt. Wenn's Euch recht ist, reise ich einmal dahin und mache einen ausfindig, der nicht so teuer ist.“

„Es wird uns schon recht sein,“ sagt Peterchen.

„Aber Du kannst immerhin noch einmal fragen.“

„Ich werd' fragen.“

„Und die Antwort? Könnte die Lonie sie mit an den Garten bringen? Ich werde auf alle Fälle heute abend dort sein.“

Er geht mit beflügelten Schritten. So wonneselig war es ihm lange nicht mehr. Einmal noch an der Jasminhecke. Man kann so schnell nicht mit einem schönen Traum fertig werden, auch er nicht, obgleich er augenblicklich das Wunder vollbringt und zwei Herren dient, oder sich zwischen zwei Feuern wärmt, oder wie sonst man es nennt, wenn man sich für seinen Mannesmut mit süßem Likör belohnen läßt und abends an der Jasminhecke steht.

Sie schleicht wie eine Verbrecherin aus dem Hausflur, huscht durch den Schein aus der Werkstätte und tuschelnd zu ihm. Der Zaun knarrt. Die Blätter rascheln. Aber es ist der blühende Traum nicht mehr. Aber dem mußte

die Sonne strahlen und Goldneze spinnen. Jetzt flüchtete er in die Schatten, und das war fast wie eine Schuld.

Die Lieb, die aussieht wie die Schuld, ist kein Traumgesicht mehr. Die ist zu wirklich, um so zart zu sein.

Der Baun knarrt zwischen ihnen, und sie können nicht von einander. Da verlöscht das Licht in der Werkstatt und der Schein rinnt aus den Bäumen und von den Beeten. Sie stehen in der Finsternis und sehen einander nicht mehr. Leise tasten ihre Hände nach seinem Kopfe, und ihre Finger wühlen in seinem Haar und Tränen tropfen darauf. Er hält ganz stille. Er steht wie in Andacht. Den Mannesmut, den er sich mit Vikör belohnen läßt, stärken ihm ihre Tränen. Er redt seine Arme nach ihr, und da ist es ihm, als wüßte er erst jetzt, wie feige und erbärmlich die heimliche Liebe, von der niemand 'was weiß, sein kann.

„— und morgen komme ich zu Euch,“ sagt er plötzlich, als habe er mit diesem Schlusssatz eine lange Rede zu bekräftigen. „Ich komme und wenn sie mich aus der Amtsstube hinauswerfen.“ Sie rüttelt ihn sachte an der Schulter.

„Morgen willst Du zur Stadt wegen dem Advokaten, Alex.“

„Dann übermorgen. Ich muß Euch doch Antwort bringen.“

„Dieber Alex!“ Der warme Hauch schlägt wider seine Stirne.“

— „D, Lonie, zwei Tage sehen wir uns nicht!“

„So wenig! Zwei Wochen wär' länger.“

„Aber zwei Monate erst!“

Und so weiter wispert das liebe törichte Gespräch und schließt ab mit vielen Beteuerungen und vielen Küßchen und Tränen. Dann steht er noch lange in der Dunkelheit,

lehnt über dem Zaun und spricht mit ihr und meint, da müsse sie noch stehen, auf sein junges Leid hören. Aber längst klinkte die Türe hinter ihr zu. Er steht allein im Abend und in der Kühle. Kein Stern über ihm und auch sonst nichts, was ihn hätte zu einem Gedichte anregen können. Aber es gärte in ihm von moussierenden Reimen. Die wollten niedergeschrieben sein. Und er geht nach Hause.

In dieser Nacht diktiert ihm sein erstes Leid ein erstes gutes Gedicht.

Der Frühmorgen steht mit goldenem Licht im Morgennebel. In den Straßen pfeifen die Schulbuben und in der Murrgrasse die Späßen. Aus Lämmchens Schankstube kehrt man den Staub und Schmutz schippenweise. War das ein Zulauf am Abend vorher! Lämmchen sucht Zeugen. Lämmchen zahlt Freibier. Hoch, Lämmchen!

Einer saß am Tischende und schrieb — schrieb. Der strüppte die graue Sommerhose auf, legte die Gehrockschöße übers Knie und fragte und putzte die Brille.

Und dann soupierte er und trank nur Wein.

Das war ein Abend! Wenn man von dem in der Murrgrasse sprach, tat man es mit Raunen und Flüstern. Aber nur die sprachen, die dabei waren. Und es waren viele dabei. Und wenige gab es, die nicht darum wußten. Diese Wenige wohnten in der Wenzreihe. Wenn man das ausrechnet, haben alle aus der Lämmchenreihe und viele aus der Wenzreihe an diesem denkwürdigen Abend in der Schankstube den Staub von ihren Schuhen geschüttelt. Lämmchen suchte Zeugen. Lämmchen gab Freibier. Hoch, Lämmchen! Aber trotzdem: „Schön guten Morgen, Frau Wenz!“ Man brauchte es schließlich mit keinem zu verderben.

Der Advokat hatte ein dickes Heft vollgeschrieben, und wenn man danach die Lonie Wenz gezeichnet hätte, wäre sie von ihren eigenen Eltern nicht wiedererkannt worden. Die Zeugen staunten selbst darüber, wie so lange Zeit ein solcher Ausbund von List und Lücke und Bosheit und Verbrecherneigungen unter ihnen haufen konnte, ohne daß ihm unter dem krausgebrannten Haar zwei Hörnchen herauswuchsen.

Und derweil ging in dem Wenzhause viel Sonne auf. Der Alex kam von seinem Advokaten heim und sagte, die Sache stände günstig. Die Treugebliebenen aus der Wenzreihe kamen und sagten, Lonie sei unschuldig, das sei klar. Peterchen kam vom Neubau heim und sagte, die andern hätten gesagt, der Lonie könne der Deubel nix anhaben. Spachtel kam und betonte: „Sie k a n n nicht verurteilt werden!“ Der Pfarrer kam und versicherte, der liebe Gott würde schon helfen. Und alles in allem, darum war im Wenzhause so viel Sonne!

Lonie probierte ihre Stimme und meinte, wenn sie freigesprochen würde, könne sie nicht an sich halten und müsse laut in den Gerichtssaal hineinsingen. Peterchen wollte eine Taube kaufen, und die sollte „Lonie“ heißen. Die Wenzen wollte eine Sandtorte backen und dem braven Advokaten schicken. Mathias Wenz wollte ein Ubriges tun und ein Wacholderschnäpschen — auf sein Wohl trinken. Franz sagte nichts, und daher wußte man nicht, was er in diesem sichern Freudemente tun wolle. Aber am selben Tage noch ging er zum Spachtel.

„Wird denn nun nichts weiter in der Sache getan?“

„Was wär' zu tun, Du Unverstand? Sie ist unschuldig, man hat keine Beweise für ihre Schuld. Sie k a n n nicht verurteilt werden. Das sagt Dir doch Dein gesunder Menschenverstand.“

Franz sieht das auch ein. Aber ein gesunder Menschenverstand reicht nicht hin, um das Gesetz zu verstehen. Franz sieht das nicht ein. Und nun ging er heim und sagte ihnen, was er tun wollte, wenn Lonie freigesprochen wird.

„Ich verkaufe „Mignon“, damit daß es — mit Lonies Heirat endlich voran geht.“ Und stapft hinaus und hämmert in der Werkstatt, daß das Haus dröhnt. Eine lange Eisenstange dreht er in den Schraubstock. Als er sie an ihrem untern Ende hält, spürt er plötzlich etwas Warmes auf seiner rußigen Hand, und Lonies Kopf sieht er darüber gebeugt. Da er herumsfährt, ist sie hinausgeschlüpft. Da lächelt er. Solch ein Lächeln unter Schweiß und Staub!

Die Tragödie aus der Murrgaste wogt auch in die Straßen. Für viele Leute ist es selbstverständlich, daß ein Mädchen aus der Murrgaste um hundert Mark seinen Seelenfrieden hergibt. Die Armut ist ihnen die erste Stufe zum Verbrechen. Bei Lonie kommt noch die schwerwiegende Tatsache hinzu, daß sie „aus ihrer Sphäre“ heraus will, daß sie einen Mann „der guten Gesellschaft“ wirklich und wahrhaftig heiraten will. Das sind denn doch alles Anzeichen eines raffinierten Wesens. Raffinement aber ist die zweite Stufe zum Verbrechen. Sodann haben diese Leute so eine Art, sich die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen, treiben Sport! Sport! Der Luxus mit den Tauben war geradezu polizeiwidrig. Sport kann aber unter Umständen zur dritten Stufe des Verbrechens führen. Das sagten sie untereinander und untereinander raunte man es der Frau Barthollo-Brendel zu, und diese stachelte Barthollo-Bürgermeister zu einer zweiten Unterredung mit Alex auf. Da schlug der an die Brust und rief:



„Ich bin so von ihrer Unschuld überzeugt, und daß man sie freispricht, daß ich sie ohne Bedenken noch vor dem Prozeß heiraten würde!“

„Heiraten würde?!“ Und sie atmet hoch auf, faßt den jungen Brausekopf mit zwei Händen, sieht ihm tief in die Augen, sagt:

„Ich möchte Dir's wünschen, daß Du recht behältst. Ich möchte Dir's wirklich wünschen.“ Es wird ihm eigen, als sie daraufhin ihn schnell verläßt. Wie sie so sprach, könnte er sein leidvolles Herz vor ihr ausschütten. Dann rauscht diese warme Sekunde vorüber; er steht und erkaltet, und der Nachhall ist die bange Unruhe. Wenn die ihm kommt, hält es ihn nicht mehr in der Amtsstube. Dann spart er dem Stadtboten saure Gänge und eilt durch die Straßen und auf weiten Umwegen an der Murgasse vorüber. Die liegt still und wie ausgestorben in der Sonne oder im Morgenduft dräuenden Regens. Ob aber Sonne oder Regen, immer brüstet sich einer unter der Lämmchentüre, streicht den Schmeerbauch und blinzelt nach dem verhängten Benzhaufe hinüber. Die Vorübergehenden sehen es auf zehn Schritte weit, und wer es nicht sieht, dem sagt er es: Lämmchens Sache steht günstig. Lämmchen hat den gewonnenen Prozeß schon in der Tasche. Lämmchen darf unter der Türe stehen und mit Fingern zeigen: Da wohnt eine Diebin!

Aleg' Finger krampfen sich in der Rocktasche. Er müßte jetzt hinübergehen und ein Manneswort sagen: Lämmchen, Du bist niederträchtig! — Und noch ein anderes in froher Gewißheit: Wie die Sterne am Himmel, so schuldlos ist sie, so klar wird ihre Unschuld leuchten!

Das müßte er sagen. Aber eine innere Stimme orakelt in ihm: Ubereile Dich nicht. Ein schlechtes Gedicht ist besser als ein voreiliges Wort. Freund, mache ein

schlechtes Gedicht auf ein voreiliges Wort und man verzeiht dem Dichter, weil er nicht weiß, was er tut.

Und vorüber will er gehen, der Dichter. Da bannt ihn ein Ruck. Er steht und kann nicht weiter. Mit weiten, entsezten Augen stiert er in die Murgasse. Da läuft einer quer über das holperige Pflaster mit klappernden Schuhlatzchen, gebauschtem Arbeitshemd und wildrollenden Augen in dem verrußten Gesichte und hochgeschwungen den eisenfesten bloßen Arm und drohend den Hammer in der Faust — — — Das ist Franz, der Gute, Franz der Taubenfreund, Franz, der ein wildes Tier geworden ist und brüllend auf Lämmchen zurennt.

„Aus der Türe fort, Du! Du! Du mit Deiner Frage! Sollen wir uns wie Verbrecher vor Dir verkriechen?! Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tue! schlag' ich Dich zusammen! Ich morde Dich! Ich m o r d e Dich!“ Er leuchtet es heraus. Er schlägt mit dem Hammer auf das Pflaster, daß Funken aus den Steinen spritzen, und drohend auf Lämmchen zu. Aus den Häusern drängen die Leute und mit Hilfesgeschrei um den Rasenden. Der stürmt die Treppe hinauf. Die Türe klappt zu. Die Ladenschelle schrillt. Hinter Schloß und Riegel ruft Lämmchen mutig nach der Polizei. Aus dem Wenzhause ein wirbelndes Kleiderbündel, ein weher Aufschrei:

„Franz! Franz!“ An dem drohend erhobenen Arm hängt ihm mit Achzen und Keuchen Lonie.

„Ich schlag' ihm die Tür ein!“ heult der. Da ringt noch ein anderer mit ihm.

„Das werden Sie nicht tun. Das ist Hausfriedensbruch, und dieser Mann bringt gleich zweie von Euch vor den Strafrichter.“ So nüchtern redet ein Mensch, der Akten schreibt. Auf Franz fährt's wie ein kalter Strahl. Er sieht Alex an und dann Lonie und ganz verstört die

Menschen um ihn. Die Arme hängen ihm schlaff. So läßt er sich gut und geduldig und beschämt zurückführen. Hinter ihm her ein Murren, auch ein Ruf:

„Man weiß jetzt, was das für Volk ist!“

In der Stube drücken sie Franz auf den Stuhl nieder und lassen die Köpfe hängen. Er starrt sie hilflos an. Da bricht seine Mutter in großen Jammer aus. Das habe noch gefehlt. So eine Schande! Diebe und Totschläger! Einer Taube könne er nichts zu leide tun. Einen Menschen wolle er umbringen. Er sieht gutherzig nach ihr, greift nach dem Hammer und steht auf.

„Ich konnt' nicht anders,“ sagt er und geht in die Werkstatt. Von dort her hört man sein dumpfes Hämmern. Mit der Mutter weint Lonie zum Herzbrechen. Ihr Körper bebzt und zuckt. Sie preßt mit beiden Händen das Herz und schreit, wie es wehe tue. Alex steht leichenblaß neben ihr. Sein Denken wirbelt durcheinander. Er hat keinen Rückhalt mehr, und nun muß er etwas Unüberlegtes tun, etwas ganz Unerhörtes, etwas, das uns mit einem Menschen versöhnen kann, weil es edel und schön und furchtbar unvernünftig ist. Er geht an der jammernden Frau vorbei und zu dem verstörten Manne neben dem Uhrkasten.

„Herr Wenz“, sagt er und greift nach der zitternden Greisenhand, „ich habe gemeint, ich müßte den Prozeß abwarten und dann zu Ihnen kommen und fragen: Wollen Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben? Aber jetzt möchte ich allen denen, die zweifeln und denen, die mit Fingern auf das Wenzhaus zeigen, beweisen, wie fest man von Lonies Unschuld überzeugt sein kann. Herr Wenz, ich bitte jezt schon um die Hand ihrer Tochter. Ich werde sie heiraten, ehe der Prozeß beginnt. Wenn sie meine Frau ist, kann ich mehr für sie tun und sie schützen.“

Das Schluchzen um ihn verstummt. Es wird ganz still in der Stube. Die Uhr in dem Kasten schnarrt ein paar Schläge. Der Alte drückt und tätschelt die feine, junge Schreiberhand und möchte „ja“ und „Amen“ sagen und sieht hilflos nach der Frau.

„Was meinst Du, Mutterchen?“

In überstürzender Hast schlurft er zu ihr, zieht den jungen Mann mit sich, fragt wieder: „Mutterchen, was meinst Du?“ Aus kranken, verweinten Augen blinzelt sie zu Alex auf.

„Denken Sie denn das wirklich so?“

„Frau Wenz, in so ernster Stunde ist man ehrlich.“

Sie rückt unruhig auf dem Stuhle. Ihr Blick geht nach der Türe.

„Man müßte wissen, was der Franz meint.“

Da holt Alex Lonie her und legt den Arm um ihre Schulter.

„Sie und ich! und sonstwer gehört nicht in unser Geschick. Wenn wir den Segen der Eltern haben, braucht kein anderer dreinzureden.“

Die Frau reckt die Arme auf und schüttelt abwehrend die Hände.

„Sie haben aber den Segen Ihrer Eltern nicht.“ —

„Der Vater lebt schon nicht mehr,“ flüstert der Greis auf sie ein.

„— und ich möcht' nicht die Barthollos noch gegen uns aufheßen. Wir sitzen schon tief genug im Unglück. Alle Welt ist gegen uns; jetzt auch noch die Barthollos. Ach, du mein lieber Gott! Eine einzige Tochter, und die bringt uns so ein Leid. Wie wär's eist, wenn wir v i e r hätten!“ — „Drei sind gestorben,“ erläutert der Greis, „eine vor der Taufe,“ und eine begütigende Hand-

bewegung hinter dem Rücken der Frau, „das bringt sie noch immer auf.“

„Ich bin selbständig. Ich kann nach meinem Herzen heiraten. Man kann Ihnen doch keinen Strick daraus drehen, wenn ich treu zu meinem Lieb halte. Im Gegenteil wird das überall den besten Eindruck machen.“ Alex ist im Übereifer. Das Herz wogt ihm. Er muß das Feuer in sich anfachen, daß es lobert und alle Bedenken verzehrt. Noch will er weiter reden, da tritt Lonie von ihm weg, verschränkt die Arme und ihr Gesicht ist wie eine Totenmaske.

„Ist's eine Schande, wenn er mich heiratet? Es wäre eine, wenn er mich schuldig wüßt.“ Und nun faßt sie ihn an beiden Armen, preßt sie ihm, fragt: „Alex, sei jetzt aufrichtig, wie Du es in Deiner letzten Stunde sein willst. Weißt Du, daß ich un schuldig bin?“

„Ich glaube es, wie ich an Gott glaube!“

„Und kein Gericht kann mich verurteilen?“

„Auf die Beweise hin nicht.“ Da läßt sie ihn los. Ihre Wangen glühen. Ihre Augen flammen.

„Dann bist Du ein ehrloser Feigling, wenn Du mich nicht heiratest, bevor die Richter sprechen!“

„Lonie, ich heirate Dich!“ In seine Arme reißt er sie, und es stößt aus ihm wie ein Jauchzen. Und dann gehören sie einander und haben die Menschen um sich vergessen. Das dauert lange. Die Türe geht auf und zu, und sie hören es nicht in ihrer Versunkenheit.

Da spürt Alex ein Tippen gegen seine Schulter. Über ihm ein freundlich nickendes Greisengesicht. Die eingesunkenen Augen feucht vor Rührung. In den verkümmerten Fingern ein tropfendes Gläschen.

„Aber heute, Herr Alex, trinken Sie mit mir ein Wacholderchen — grad' heute, gelt?“ und er schludt an seinen Tränen.

„Tu' ihm den Gefallen,“ drängt Lonie und hält Alex das Gläschen an den Mund. Er aber bringt es zuerst an ihre Lippen, und so wird es ihm leichter. Auf dem Umweg über sie baut sich die Brücke von ihm zu den ihren.

Als er geht, sprenkelt ein feiner Regen herunter. Der fällt auf seinen heißen Kopf. Die Gedanken sind wirt darin, und er will sie nicht ordnen. An der Amtsstube geht er vorüber. Da klopft der Bürgermeister ans Fenster und er hört nicht. Sein Schreiberstuhl bleibt leer. Die Feder steckt in der Tinte. Der Bürgermeister sagt: „Lausbub!“

Am Abend kommt Frau Barthollo-Brendel ohne Hut und in der Küchenschürze.

„Er heiratet sie. Noch vor dem Prozeß! Jetzt ist er beim Pastor. So — da haben wir's.“

Und stürmisch wurde der Abend.

Der andere Tag hatte ein grämliches Gesicht. Der Regendunst blähte gegen die Scheiben. Zeitweise breite, platschende Tropfen, und dann schoß das Wasser armdick aus den Dachrinnen in die Murrgrasse. Ein halbwüchsiger Junge flüchtete in ein Haus. Das war das Wenzelhaus, und er war der Schreiberlehrling aus der Amtsstube. Im Hausgange krepelte er sich die Hosen auf. Da kam Lonie schon heraus.

„Willst Du zu uns?“

„Zu Ihnen! Die Frau Bürgermeister schickt mich. Sie sollten heute abend mal zu ihr kommen; unbedingt sollten Sie.“

„Du bist unrichtig. Zu mir sollst Du nicht.“

Der Junge gloßt sie an.

„Doch, jawohl!“

„Zu wem, sagt sie, sollst Du?“

„Zu der Lonie Wenz.“

„Die bin ich. Vielleicht soll ich zu wem anders kommen — nicht zu der Frau Bürgermeister?“

„Die eben schickt mich doch.“

„Heut' a b e n d soll ich?“

„Jawohl.“

„Ich käm', kannst Du sagen.“

„Nach acht Uhr, dann wäre der Herr Bürgermeister nicht da.“

„Ich käm', kannst Du sagen.“

Sie hätte auf ein Duzend weitere Orders dasselbe erwidert.

Sie ist versteinert, aber unendlich angstvoll. Der Junge rennt durch den Regen zurück. Sie steht noch in dem Flur. Der Regen plätscht über die Schwelle herein. Die feuchte Luft flutert ihr ins Gesicht. In der Gassenrinne spülen die Enten ihre Schnäbel. Vom obern Stode stapft jemand herunter. Da geht sie und drückt sachte hinter sich die Stubentüre zu. Die Wenzen hat einen Hustenanfall und wirft sich auf das Bett. Lonie schält an den Kartoffeln weiter. Die Schalen ringeln sich um ihre Hand. So spinnen sich ihre Gedanken. Nachdenkliche Leute können beim Kartoffelschälen in eine tiefe Versunkenheit geraten. Man kann sie anrufen und sie hören nicht. Junge träumen dabei Lebensromane aus und schwelgen in Erinnerung, und die nicht jung und nicht alt sind, versinken in Halbschlaf und vergessen, die „Augen“ auszustechen. Lonie hat weder Träume noch Schlaf. Sie kommt nicht um die eine Frage: Was will sie von Dir? Darauf weiß sie keine Antwort. Die andern werden

auch keine wissen. Darum schweigt sie und birgt ein Geheimnis vor ihnen.

Die Schatten des Abends düstern herein. Der Regen hat aufgehört. Ein scharfer Wind streicht über die Straßen und trocknet das Pflaster. Die Dachrinnen tropfen. In der Murgasse sitzen sie auf den Fensterbänken und singen zu zweien und dreien. Die Männer brummen mit. Lonie huscht an ihnen vorbei ohne Gruß, ohne Wort. Da stoßen die sich an: „Wenn man sie so sieht, könnt' man alles von ihr glauben.“ „Warum duckt sie sich?“ Lonie fühlt den heißen Bohn gegen sich selber und ist ohnmächtig. An dem Verdacht kann man schon so schwer tragen wie an der Schuld. Und die Welt sieht nur den Lastenträger.

An dem Bürgermeisteramt eine lange, dunkle Fensterreihe. An der Ecke ein erleuchtetes Fenster. Dahinter wird sie sitzen und auf sie warten. Ihr Herz stößt in wilden Schlägen. Sie spürt eine Hand, die eisern auf ihrer Schulter liegt und sie herumwirbelt. Und eine Stimme, die über ihr ist:

„Rehr' um! Rehr' um!!“

Sie wendet sich und sieht nichts und fühlt noch die Hand und hört noch die Stimme. Da trotzt sie und steigt die Treppen hinauf. Was hat sie zu fürchten? Sie kann nur hoffen!

Sie zieht mit fester Hand an dem Schellenring. Der Draht rasselt. Die Glocke schrillt durch den breiten Korridor. Ein Dienstmädchen in weißer Schürze in dem roten Ampellicht. Das geht ihr voran, öffnet. Traulich warm ist es und still. Nur der Regulator an der Wand tickt langsam gravitatisch. Über der Lampe ein grüner Schirm, sehr dicht und aus Pappe. Man sieht nur einen Lichtkreis an dem Tische und eine Ecke des Ledersofas. Eine Kasse schnurrt darin, neben ihr ein Häkelkörbchen. Sonst nichts



und sonst niemand. Lonie sieht sich um. Da bemerkt sie in dem Dämmer noch den Pfeifenkasten an der Wand, einige Weichselrohre mit roten Troddeln daran. Diese Erinnerung an den Bürgermeister befällt sie wie ein Fieberschauer. Das bißchen Selbstvertrauen, das sie sich anquält, schrumpft zusammen. Ihr Blick sucht die Türe. Da möchte sie wieder hinaus. O Gott! Was hatte sie getan!

Auf der Türklinke eine leise, vorsichtige Hand. In der Spalte ein ebensolches Persönchen. Und das hält ihr die leise, weiche Hand hin.

„Sehr lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ und sie schlüpft aufs Sofa, gibt der Raze einen leichten Schlag, „o, böse Pathi, du! Das Garn durcheinander, pfui! — Wollen Sie sich setzen, ja? — Nein, aber, Pathi, das ist nicht hübsch, das ist garstig. Geh', geh', böse Pathi!“ Und sie treibt das träge Tier auf. „Wollen Sie sich nicht etwas näher setzen? So sehe ich Sie nicht. Ja, bitte, hierher. Wirklich lieb von Ihnen.“

Schnell drückt sie den Schirm an ihrer Seite nieder. so sitzt sie im Schatten, während das Licht blendend auf das Mädchen fließt. Ihre Stimme verrinnt in weiches Flüstern.

„Es tut mir so jammerleid um Sie, so jammerleid. Sehen Sie, darum wollte ich mit Ihnen sprechen. Ach, wenn ich Ihnen helfen könnte!“ Sie krampft die Hände und duckt unter, so daß ihr Gesicht im Lichtkreise erscheint. Das ist gütig und süß, und in Wellenlinien umrahmt es das gescheitete Haar. Lonie denkt zunächst, daß Frau Bürgermeister eine schöne Frau ist, und dann denkt sie, daß sie auch lieb und menschenfreundlich ist. Ihre dunklen Augen weiten sich vertrauensvoll. Aber sie kopfschüttelt nur und sagt:

„Ich weiß gar nicht, wie man mir helfen kann.“

„Nicht? O, denken Sie einmal nach. Ich meine, man könnte Ihnen helfen, — wenn man diesen dummen Prozeß aus der Welt schafft.“ Ihr Gesicht ist wieder im Schatten, und dort her schwirrt das Flüstern zu Lonie.

„Ja,“ sagt das Mädchen mechanisch. Was könnte man anders sagen?

„Ja!“ hascht sie danach wie nach einem Lederbissen, „ja, nicht wahr?“ Nun rückt sie näher. Ihre Schuhspitze stößt an Lonies Fuß. „Wenn Lämmchen die hundert Mark wiederhätte, wäre alles in Ordnung.“

„Ach Gott! Wenn er sie nur hätte!“

„Man — müßte sie ihm geben!“

Lonie hält im Atmen inne. Wenn die Pfeifen vor ihr im Raufen sie nicht an den Bürgermeister erinnerten, dächte sie: da geht man mit einer Niedertracht gegen Dich vor! Sie ist aber sehr versucht, den Schirm mit einem leichten Schlag niederzudrücken, so daß sie im Schatten sitzt und Frau Bürgermeister im Hellen. Und dann denkt sie, man warte auf ihre Antwort. Irgend etwas wird sie erwidern müssen, und sie sagt:

„Mir wäre es schon gleich, wie er sie wiederbekommt.“

„Gewiß, Ihnen kann es gleich sein. Er hat seine hundert Mark und wird sagen, daß er sie wiedergefunden hat. Dafür werde ich schon sorgen. Und, sehen Sie, — ich will ihm die hundert Mark geben!“

Da fühlt Lonie wieder die Hand auf der Schulter, die sie herumwirbelt und hört die rufende Stimme: *Kehr' um! Kehr' um!*

Ihre Finger nesteln an den Franzen der Tischdecke. Die Angsthize steigt ihr in den Kopf. Ihre Stimme zittert.

„Ich — weiß nicht — warum Sie das tun wollen.“

Durch den Lichtkreis des Tisches schiebt die leise, weiche Hand zu ihr her, umfaßt ihre nervös spielenden Finger.

„Sie armes, gequältes Kind, ich will Ihnen ja helfen. Ich will Ihnen so viel Schlimmes ersparen; — und — — — die Schuld möchte ich von Ihrem jungen Herzen nehmen —.“

Lonies Stuhl scharrt zurück. Sie will auf und fort und sinkt wieder nieder, und da spürt sie, wie die leise, weiche Hand noch immer die ihre hält, und da schreit sie auf, als würge man ihr die Kehle.

„Darum! — — Darum!!“ und sie lacht der gütigen Frau ins Gesicht, „Sie wollen die Schuld von mir nehmen? Ich habe keine Schuld! Glauben Sie's! Glauben Sie's! Ach gelt! Armen Leuten glaubt man nicht. Arme Leute sind Diebe. Aber vielleicht wissen Sie's nicht: Ich bin nicht arm! Ich habe noch nicht gebettelt! Ach Gott! Ach Gott!!“

„So hören Sie doch. Ich bitte Sie inständig —.“

Da reißt Lonie die Türe auf und hinaus in die Nachtluft. Die Katze springt ihr nach, katzebuckelt und klettert auf den Baun. Lonie glaubt, sie trabe ihr nach, kralle sich an ihren Kleidersaum fest und habe die süße, flüsternde Stimme der Frau Bürgermeister. Ich will Ihnen helfen! Ich will sie von einer Schuld befreien! Wie süß! Wie süß! Katzen können wie Menschen sein und Menschen wie Katzen. Und nun weiß sie nicht, ob die Frau Bürgermeister wie eine Katze ist. Sie schließt die Augen, sieht die Pfeifen vor sich, und eiskalt rinnt ihr der Respekt ins Blut. Nun ist sie ganz ruhig und überlegt. Was hat sie gesagt und getan? Ihre Finger sind noch warm von der leisen, weichen, helfenden Hand. Sie hat eine Hülfe von sich gewiesen. Sie hat einem guten Frauenherzen wehe getan. Sie hat schlimm, sehr schlimm gehandelt. Sie

hat die letzte Brücke hinter sich abgebrochen. Aber wissen möchte sie, ob Menschen wie Katzen sein können.

Und sie eilt weiter in ihrer Qual und den bangen Zweifeln. Am Wenzhause späht sie durch die Ladenritze. Da sitzen sie um den Tisch und sind still. Einer spricht. Er meint, in vier Wochen könne die Hochzeit sein.

„Guten Abend, Alex,“ sagt sie und tritt ein. „In vier Wochen kann die Hochzeit nicht sein — in d r e i e n, sag' ich, sonst sterbe ich.“

Und sie sinkt ihm ohnmächtig auf die Schulter.

\* \* \*

Der Mensch gewöhnt sich mit Tränen oder Lachen oder Seufzern schließlich an alles: leicht an das Schlimme, schwer an das Gute und noch schwerer an das Alleinsein.

Alex war allein.

Sie schwappten ihm zu Hause viel in den Kopf, und das gab einen Brummschädel und zuletzt gab es einen Streit. Sie sagte: „Ich habe keinen Sohn mehr.“ Er sagte: „Ich habe keine Mutter mehr.“ Dann weinten sie und gingen von einander. Das war der Zwiespalt Barthollo-Brendel in ihnen. Aber das Blut Brendel floß doch wärmer. Er kam noch die ersten Tage zum Mittagstisch. Es schmeckte ihm nicht mehr. Die Stimmung war erzwungen wie an der table d'hôte Und er kam nicht mehr. Und im Bürgermeisteramte tröstete man: das sei eigentlich das Beste. Wenn schon, denn schon! — Sie packten ihm einen großen Koffer. Er sollte nicht klagen, daß man ihn mit einem fehlenden Knopf am Wäschebügel in — diese Ehe schickte.

Nun hatte er drei Zimmer im zweiten Stock. Lonie putzte und scheuerte darin. Franz tapezierte in den Abend-

stunden, und wenn Alex heimkam, schnitten sie die Ränder von den Tapetenrollen und träumten von ihrem jungen Glück. Daheim suchte Lonie in den Schränken nach „Entbehrlichem“, sie häkelte Kommodenbedecken, und Peterchen machte ihr aus Pappdeckel Wandkörbchen, Zeitungsmappe und eine Kammschachtel. Er klebte Kaffeebohnen und Tannenzäpfchen auf und vergoldete alles. Das war die Verzierung. Mathias Benz kam nicht mehr aus dem Lächeln, schloß sich geheimnisvoll alle Nachmittage in die Bodenkammer ein, und man wußte, das wurde eine Überraschung. Eine still-verschwiegene Feierstimmung hing zwischen den engen Wänden. Es lag schon ein Duft von Hochzeitskuchen und Böllerschüssen darin. Und Alex sagte, sein Lieb müsse in Seide gehen, in knisternder, schleifender Seide!

Da stellt sich Lämmchen unter die Türe und wipelte eindeutig: „Warum nicht? Für hundert Mark kann man schon Seide verlangen.“ Er sah aber dabei unverwandt nach der Wenztüre, ob da nicht einer im Hochzeitsrod und mit dem Hammer heranstürme. Diesmal waren die Lacher nicht auf seiner Seite. Man aß von dem Wenzkuchen, und der war gut, und der war reichlich, und die allgemeine Ansicht ging dahin, Lonie müsse unschuldig sein. Am Abend wartete man, daß die Hochzeit den üblichen Paradoweg mache, Paar auf Paar die Murrgrasse herauf und über den Marktplatz und die Kleinstadtfinder hinter ihnen her. Man wartete und sie kamen nicht. Dann rief man hüben und drüben einander zu, nun werde es wohl mit dem Singen losgehen, und lauschend hingen sie zu den Fenstern heraus. Man wartete und sie sangen nicht. Die nächsten Nachbarn hielten sich „auf alle Fälle“ bereit, um zum Abendschoppen gerufen zu werden. Man wartete und sie riefen nicht, und die allgemeine Ansicht

ging dahin, so geberdeten sich nur Menschen, die schuldbewußt seien.

In der Murrstraße waren die Fenster verschlossen und der blanke Mond stand über den Häusern, als die Neuwermählten aus dem Wenzhause zogen. Sie nahmen den Traum aus der Jasminhecke mit sich in ihr kleines Heim. Und es fand sich, daß für junge Liebe und altes Hausgerät drei Zimmer und eine Bleiche genügen. Die Bürgermeisterkinder wollten kommen und sehen, wo der Onkel Alex wohnt. Da verschönerten die Liebenden ihr Heim mit Papierfächern, und Lonie schürzte die Gardinen mit roten Schleichen. „Jetzt mögen sie nur kommen,“ sagte Alex selbstbewußt, und Arm in Arm standen sie mitten im Zimmer, so fremd und staunend, als wäre all' die Herrlichkeit nicht ihr eigenes — ach Gott! — so billig heraufgestaffiertes Heim.

Auf der Treppe schon Kindergetrippel und Röchern und dazwischen eine erstaunte Bubenstimme: „Noch höher?“ Da öffnet Alex die Türe. Die Begrüßung bleibt ihm im Munde. An ihm vorbei drängen sie und lärmten in die Zimmer hinein.

„Ist das Euer Wohnstüb'?“

Jemine, das war ja der „Salon“. Der Quintaner reißt das Fenster auf:

„Jesseß, wie hoch!“

In der Kleinstadt wohnt man nur mit einer Entschuldigung im zweiten Stock. Alex sagt:

„Um recht trocken zu wohnen.“

Dann stoben sie hinaus. Das Paar stand wieder im Zimmers Mitte, aber nicht mehr Arm in Arm. Sie hätten weinen mögen. Wie war doch ihr Blick, daß sie alles so schön fanden? Es war ja doch häßlich, erbärmlich, lächerlich. Alex brachte keine Gäste mehr, und dann stand wieder das

Schöne in ihrem Blick. Sie wurden wieder voller Wohlgefallen und träumten zu zweien und ganz einsam von verschwiegenem Glück.

Von dem Prozeß sprach man nur noch, wenn die Mitteilung kam, daß der Termin wiederum vertagt wäre. Man mied die Schatten, wo so viel Sonne war. Alex dichtete auch nicht mehr. Er hatte kein Leid und kein Sehnen. Was außerdem sonst noch an Stoff zum Dichten bleibt, reicht eben nur zur Ballade, und Alex wollte nur Lyriker sein. Wenn Lonie zu Mittag das Gemüse gefegt hatte, lernte sie seine Poëme auswendig. Sie lasen auch Gedichte, die ab und zu in der Wochenbeilage standen; aber Lonie kam da nicht zum rechten Genuß, weil sie die von Alex so viel schöner und länger fand.

„Wenn die Leute die mal lesen würden!“ und in ihrem Blick strahlte eine Welt voll Bewunderung. Von nun an kam ihr das nicht mehr aus den Gedanken. Wenn die Leute die mal lesen könnten! Und die Stimme des Herzens rief: Laß sie drucken! Laß sie drucken!

Der Gedanke war prachtvoll. Das war ein Namens-tagsgedanke! Und sie schrieb und schickte, ganz heimlich, ganz verschwiegen — na würde der liebe, junge Chemann Augen machen!

Und wie er dann Augen machte! Sie hätte sich ausschütten mögen. Es war ihm aber durchaus nicht zum Lachen. Es stieß ihm so von unten herauf zum Halse, er schluckt daran und es ging nicht herunter. Da suchte es einen Ausweg und lief ihm in die Augen.

Sie sieht ihn betroffen an, und dann begreift sie. Es gibt Momente im Leben, die zum Lachen sind, aber man weint dabei. Ein solcher Moment ist das erste gedruckte Gedicht und der zum ersten Male gedruckte Name. Sie neigen die glühenden Gesichter über das Wunder.

Er liest vor, sie liest vor, und beide zusammen lesen die nach ihrer auseinandergehenden Ansicht schönsten Stellen daraus. Lonie hat nur das eine Bedauern:

„Das die aber auch gerade das kleinste Gedicht ausgewählt haben.“

„Es ist aber auch das vom Abschied an der Jasminheide,“ flüstert er, und sie neigen selig zueinander. Sie schaut ihn an, als habe sie bisher etwas an ihm übersehen, das nun zur Haupt- und Lebenssache werde, und ihr Mund stellt sich voller Ehrfurcht und Erbarmen.

„Und Dich hab' ich bis jetzt die Stiefel selber wischen lassen! Na, das hört nun auf!“

„Ach, geh' doch!“ wehrt er sanft und zwar so, daß dadurch kein Mensch sich von seiner Meinung abbringen lassen würde, und sie sind sehr glücklich. Ach, wenn es doch immer so blieb!

Einer findet jetzt öfter den Weg zu ihnen. Das ist Spachtel, der Winkeladvokat. Die Sache ging jetzt endlich voran, — auf sein Betreiben natürlich; der Termin sei endgültig festgesetzt, sie möchten sich parat halten — ob sie Zeugen vorladen wollten?

Da sieht das verträumte Paar sich an. Zeugen? Welche? Warum? Es sei niemand dabei gewesen. Spachtel reißt zum Advokaten in die Stadt und fragt: „Zeugen? Warum? Wofür?“ Und reißt heim — kopfschüttelnd! Nein, so was! Beweisen, daß sie ehrlich, anständig, rechtschaffen, von reeller Herkunft, von gutem Leumund, von normaler Gesundheit, nicht erblich belastet ist, und was sie liebt —.

„Ich meine, das kann die ganze Murrgasse beweisen,“ und Alex und Lonie stimmen zu. Spachtel sammelt Unterschriften, verspricht Zeugengelder und alle niden und lassen sich einschreiben, auch die schon auf der Lämmchen-



Zeugenliste stehen. Da gibt es ein Schreiben und Depeschieren und Abstellen und Einstellen, daß Spachtel zu dem Resultat kommt, der Advokat in der Stadt sei ein „Kleinigkeitskrämer“, ein „Geldschröpfer“, man müßte dem die Daumenschrauben aufdrücken. Da schrieb er grob und aus der Stadt kam's noch gröber: Gehen Sie zum Teufel!

Aber der Termin war festgesetzt und Alex schrieb Bittbriefe. Der Mann ließ sich erweichen und teilte mit, eine Verurteilung sei nur in dem Falle möglich, wenn Lämmchen unter Eid aus sagte, daß vor dem Eintritt der Beklagten in den Laden sechs Scheine in seinem Besitze gewesen seien. Da bewies Spachtel dem aufhorchenden Paare, daß, wenn Lonie das Geld nicht genommen, Lämmchen das Geld nicht wiedergefunden habe, mithin keine sechs, sondern nur fünf Scheine zu Händen Lämmchens gewesen seien, also könne ein Eid nicht in Betracht kommen. Die Herren Advokaten aus der Stadt sähen eben vor lauter Bäumen den Wald nicht. Man war zufrieden und sah mit neuen Hoffnungen das Laub gelb werden und fallen und die Gärten veröden. Jetzt mußte alles klar werden. Jetzt mußte der letzte Schatten von ihrem Sonnen glücke gleiten. Der Tag kam, die Stunde, der dampfende Zug. Ade nun, ihr Lieben; gerechtfertigt kommt sie wieder, und ihr feiert ein Fest, ein lautes, lustiges, und die Murgasse wird ein Singen hören.

Der Frühmorgen war kalt und dunstig. Vor dem Coupéfenster steht Franz, der Vater und Peterchen. Sie frieren alle dreie, aber sie lächeln. Lonie steht drinnen an dem herabgerollten Fenster und lächelt auch, und es ist ihnen allen so elend, daß sie einander den Frohsinn vorlügen müssen. Alex kommt mit den Fahrkarten und dampfender Zigarre. Ihre Blicke richten sich auf ihn.

Er kann reden und fröhlich sein. Sie stehen still und stumm. Sie sind ihm so dankbar, daß er redet. Und dann springt er auf's Trittbrett, schwenkt den Hut.

„Auf Wiedersehen! Hurra!“

In dem Nebenwagen sitzt Lämmchen mit seinem Anhange.

„Es kommt darauf an, wer zuletzt Hurra ruft.“

Die Lokomotive schnauft. Der Dampf rattert in die Morgenluft. Behäbig läuft das Wägnchen durch die Herbstfluren. Das Paar steht enggeschmiegt am Fenster. Alex zeigt ihr noch die Kirchturmspitze. Dann verschwindet auch diese, und fern und weit liegt ihr kleines, glückliches Heim. Sie setzen sich und werden still. Er nimmt Lonie in seine Arme, und sie soll schlafen. Sie tut gehorsam wie ein Kind. Sie meint, so vieles müßte sie ihm jetzt zuliebe tun, sie müsse ihn entschädigen — — — Ihr Herz steht still. Ach Gott! Wenn er ahnte, wie trügerisch und bang und verzweifelt dieser Schlaf an seinem Herzen ist.

\* \* \*

Das Justizgebäude stand in zwei Straßen. In der K.-Straße hieß es Justizpalast, in der D.-Straße Strafanstalt. Manch einer ging zum Justizpalast hinein und kam zur Strafanstalt heraus. Die Leute aus der Murgasse, die in der K.-Straße die breiten Steinstufen hinaufstiegen, drängten zusammen wie eine Lämmerherde und sagten: „Man weiß nicht, wo man wieder herauskommt.“

Im Korridor zwischen den Säulen trafen sie auf das junge Paar. Aus ihrer Reihe schoß da Frau Dirkens auf Lonie zu, drückte ihr unaufhörlich die Hand: Soundso und da sei sie als Gegenzeugin. Es täte ihr bitter leid, aber sie müsse doch wohl die Wahrheit sagen, daß sie im

Laden gewesen, daß Lonie gekommen sei, daß hernach der Schein gefehlt habe.

„Das wissen Sie?“ Lonie kommt außer Fassung.

„Um, ja, Lämmchen hat mir die Scheine vorgezählt bis fünf. Da kamen Sie herein. Du lieber Gott! Ich kann doch nur die Wahrheit sagen.“

„Frau Dirksens!“ hebt es aus Lonie, „nur die Wahrheit! Nur die Wahrheit!“ Da zieht Alex sie fort. Sie stehen hinter einem Pfeiler noch lange Hand in Hand und wollen mutig sein. Dann müssen sie von einander und in den Sitzungsaal. Sie ist die Angeklagte, und er ihr Zuschauer. Sie hebt die Augen nicht. Die seinen fiebern. Und jedes rauhe Wort schreckt ihn auf. Er möchte die flehend erhobenen Hände hinüberreichen und bitten: Seid gut! Seid weich! Sie soll die Mutter meines Kindes werden!

Man ruft sie an. Ihre Stimme dringt klar herüber. Da wagt er aufzusehen. Ach Gott! Wie bleich sie ist! Wenn sie jetzt hersieht, wird er lächeln, siegesbewußt, stolz! Aber ihre Augen hängen an den Lippen des Richters und stieren den sprechenden Zeugen an und eilen angstvoll und hundertemale den Weg vom Richtertisch zum Zeugenplatz und in stummem Flehen zu ihrem Anwalte. Für ihn keinen Blick, keine Erinnerung. Sie ist in ihrer Not. Sie ist in ihrer schwersten Stunde. O Gott, nur deine Hilfe! O Jesu, nur dein Trost!

Und lange, öde Stunden. Und marterndes Schweigen und peinvolle Fragen. Die Luft ist flüssiges Blei. Die Reden sind zweischneidige Schwerter. Die Bank ist hart. Sie möchte aufstehen und sagen: „Meine Herren, macht's zu Ende! Sprecht mich schuldig. Laßt mich nicht mehr heimgehen, aber macht's zu Ende! Macht's zu Ende!“ So weltmüde ist sie! Aber drüben sitzt einer unter den

vielen Köpfen, unter den vielen neugierigen Gesichtern das einzige bleiche. Für den muß sie es weiter aushalten. Der hat ein Weib geheiratet, das keine Schuld trägt. Der mußte eine ehrliche Mutter für sein Kind haben. Der mußte sein Wort in Ehren halten können: Ich heirate sie, weil ich überzeugt bin, daß sie unschuldig angeklagt ist.

Und sie sucht das bleiche Gesicht.

Da zuckt sie zusammen. Einer redet. Die Stimme ist ihr fremd — und nicht. Die hatte sie einmal vor langer ferner Zeit gehört. Und sie sinnt. Der Mann hat einen Bart. Damals hatte er keinen. Damals — war — der im Lämmchenhause der Besitzer. Aber sie mochte ihn nicht leiden. Sie hatte ihn als Kind gefürchtet. Jetzt möchte sie nachdenken, warum sie ihn als Kind fürchtete. Da rollt ein Murmeln durch den Saal. Die Spannung fiebert in sie hinein. Dieser Mann erzählt von dem Kinde Lonie, das zu ihm in den Laden kam und begehrliche Augen machte und die Hand nach dem Korbe ausstreckte. Da faßte er sie, öffnete das krampfhaft geballte Fäustchen und schüttelte die Zwetschen heraus.

Notabene: Das Kind Lonie stahl schon!

Die Angeklagte preßt sich den Kopf, hört ein Summen in den Ohren und laut und hart einen Anruf. Sie soll sich zur Sache äußern. Aber kann sie denn sprechen? Kann sie das Kind Lonie verteidigen? Weiß sie, in welcher Not ihr Kinderherz war, wie die Versuchung heranschlängelt, aalglatt und mit weichen Samtpfötchen über sie strich und sie begehrlich machte und vergessen ließ, daß in fremdem Haus ein Korb stand, zu dem sie nicht greifen durfte?

Sie schließt die Augen und antwortet nicht. Sie denkt an das bleiche Gesicht unter den vielen neugierigen, und die Scham quillt ihr herauf. Die Poesie seiner Liebe wird zersplittern an dieser brutalen Wirklichkeit. Das

Entsetzen wird ihn schütteln vor der Mutter, die ihr Kind das siebente Gebot der Redlichkeit lehren soll. Dieses Bewußtsein erdrückt sie. Sie hört nicht mehr auf die Anrufe. Die Fragen machen sie wirr. Und dann verhärtet sie. Aus ihrem Gesicht rinnt das angstvolle Flehen. Sie versteinert. Das junge Gesicht ist alt geworden und so gar herb!

Als Lämmchen die Hand hebt zum Schwur, nickt sie. So mußte es kommen. Warum haben sie alle so töricht gehofft? Ihre brennenden Augen haften im Schoß. Die Hände liegen gefaltet darin. Die reißt sie auseinander. Auch Gott hat sie verlassen. Man fragt sie. Das Herz stößt ihr herauf. Sie will ihnen die Antwort geben, ein grelles, hohnvolles Lachen! Die zitternde Hand krampft sich im Schoß. Ein Goldreif blüht daran. Da schreit alles Wehe in ihr auf. Sie wird weich und flehend. O, auf den Knien möchte sie um Gnade flehen! Er wird heimgehen müssen und allein wohnen . . .

„Angeklagte, was haben Sie noch zu sagen?“

„Ich bin unschuldig!“

Die Hand tastet nach Stütze. Lautlos sinkt sie zusammen.

— — — Über der Kleinstadt wogen die Abendwolken. In den Straßen die großen Lichtkreise der Laterne und viel Volk in Bewegung. Wer nach dem Wohin fragt, wird mitgezogen.

„Sie kommen mit dem letzten Zug. Jetzt wird man's wissen.“

Auf dem Bahnhof wettet der Vorsteher und fragt, warum sie Maulaffen feilhalten. Das empört sie, denn ehrfame Bürger sind darunter und Frauen, die mit dem Pompadour zu Kaffeewisiten gehen. Und alle sehen nach der Bahnuhr. In fünf Minuten muß der Zug einlaufen.

Aus der Murrgrasse kommen die Frauen, die ihre Männer abholen und umgekehrt. Sie drängen in die vordersten Reihen. Sie sind heute die Maßgebenden.

Sinter dem Bahnhofsgebäude, wo keine Laterne und kein Mensch ist, stehen zweie zusammen, haben die Hände in den Taschen, ziehen die Schultern hoch und atmen leise. Ob man den Zug noch nicht hört? Das sind die Wenzjungen. Daheim warten die Alten in peinvoller Spannung. Ein Mann leucht den Weg herauf und will in der Menge verschwinden. Da ruft man ihn im Schatten an.

„Pst! Spachtel!“

„Ihr seid's? Zum Donner! Raus mit Euch! Ihr dürft Euch zeigen. Ihr braucht Euch nicht zu verstecken. Die ist frei, verlaßt Euch drauf. Hah, ja, das muß ein Triumphzug werden.“

„Laßt uns nur. Wir stehen hier gut.“ Und Franz tritt tiefer in den Schatten.

„Na, wie Ihr wollt. Dort kommt übrigens schon der Zug!“ Fort ist der Mann. Peterchen hängt sich an den Arm des Bruders.

„Jetzt, Franz — jetzt.“ Der nickt und zieht die Hände aus den Taschen. So warten sie im Schatten, bis die Menge durch den Lichtkreis flutet. Weit aus dem Felde her ein schriller, langgezogener Pfiff. In den Bergen ein Rollen. Das läuft um den Wald und poltert durch das Tal und dröhnt und pufet und schnobert. Am Bahnübergang wimmert das Glöckchen. Der Herbstwind reißt die Töne auseinander und zerrt sie in den Lüften. Rinke-tinktink! — teränteränterän! Und ratternd näher über das Eingeleise. Der Dampf quallt zischend zwischen den Rädern heraus. Vor dem Bahnhofe gleißt das Einfahrtsignal. Auf dem Perron ein Schieben und Drängen.

Die rote Vorstehermütze schlängelt hindurch. „Vorsicht! Vorsicht!“

Und mit trüben Lichtern braust der Zug heran. Die Schaffner rufen. Die Türen klappen. Die von der Murgasse schütteln sich die Hände und bilden eine Kolonie in der großen Menge. Da springt einer aus dem Zug mit rotem Gesicht und verschwommenen Augen. Der Alkoholdunst schwimmt vor ihm her.

„Na seht Ihr, wie's drauf ankommt, wer zulezt Hurra ruft? Hurra! Hurra!“ Und Lämmchen schwenkt den Hut, aber keiner stimmt ein.

„Wie viel hat sie denn?“ fragt ein Städter die aus der Murgasse.

„Sechs Wochen Gefängnis. Lämmchen hat geschworen.“

Aus den leeren Waggons flirrt das trübe Licht über die Menge.

„Alles aussteigen!“ ruft der Schaffner, steigt auf das Trittbrett des Durchgangswagens, winkt. Dort drängen zwei Gestalten zusammen. Die Frau klammert sich an die Schulter des Mannes, wehrt sich verzweiflungsvoll, beißt die knirschenden Zähne in seinen Rock und stöhnt leise:

„Ich will nicht, eher springe ich unter den Zug! Ach Gott, die vielen Menschen. Alex, laß mich unter den Zug springen. Es ist das Beste für mich.“

Da steigt der Schaffner vollends herauf. Seine barsche Stimme ist voll Erbarmen.

„Bleiben Sie nur da. Wir fahren jetzt zu dem Güterschuppen. Da können Sie warten, bis die Leute weg sind.“ Und schnell springt er ab, „fe—rtig!“

Das Bähnchen schöpft Atem, pustet, faucht; ein Ruck und dampft weiter in die Dunkelheit. Hinter ihm lange

Gefichter, wirre Fragen, Zurufe. Der Menschenstrom zerrinnt in dem flirrenden Gaslicht und dem Dämmer der Straßen. Ab und zu ein höhnischer Pfiff, ein verlorenes Hurra. Der Pöbel will sich für eine Enttäuschung rächen.

In tiefem, schweigenden Bangen stehen zweie in dem Bahnhofsschatten und stieren den Menschen nach, die truppweise durch den Lichtkreis vor ihnen ziehen. Die lärmen und schneiden sich in der Redehaft das Wort vom Munde, und stückweise fliegt die Wahrheit zu den Lauschern. Lämmchens lallende Stimme und Hurrarufe, laute Zeugenaussagen der Murrgasteuten. Ein jeder rühmt sich und erzählt Heldentaten und spricht hochdeutsch. Man kam aus der Stadt. Man hatte Zeugengelber. Aber froh war man, wieder daheim zu sein. Kleinstädter freuen sich immer, wenn der Zug sie wieder in ihre engen Verhältnisse zurückführt. Die große Welt ist für die Kleinigkeiten ihres Lebens zu weit, und speziell für die Leute aus der Murrgasse war es unerträglich, zu wissen, daß irgendwo die Menschen aneinander vorübergehen und nicht fragen, wie's geht und steht, und wie's Geschäft blüht, und daß diesem oder jenem dies und das passiert sei — irgend etwas zum Weitererzählen, zum Verwundern, irgend etwas zum Totlachen. Möchte, wer da wollte, in die Stadt gehen, es war nirgends schöner als in der Murrgasse. Und dann steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten: „Wenn die jetzt nur aus der Murrgasse heraus wären! Eine Schande für uns!“

Peterchen zittert vor Kälte und Entsetzen und flüstert:

„Damit meinen sie uns.“ Franz macht ihm ein Zeichen zu schweigen. Ein Mann schleicht zu ihnen in den Schatten, drängt sie tiefer in die Dunkelheit und wispert:



„Man hat ihr nur sechs Wochen aufgebremmt. Sie kann von Glück sagen. Der Kerl hat geschworen—.“

Da stemmt sich Franzens Hand wider seine Brust.

„Spachtel, Ihr habt uns immer gesagt, sie müßt freikommen,“ sein Atem röchelt ihm in die heisere Stimme, „Ihr habt uns das immer gesagt. Pfui, Teufel! Ihr lügt mit grauen Haaren.“

„Hätte einer solch ein Ende voraussehen können? Du nicht, der Anwalt nicht, ich auch nicht.“

„Ihr seid doch Männer vom Gericht. Ihr müßt's doch wissen. Zum Teufel, warum schröpft Ihr uns das Geld ab, wenn ihr's wißt?“

„Hoho! Das wär' so, als wollt' man den Doktor verantwortlich machen, wenn ihm 'mal einer von seinen Kranken stirbt. Die Justiz ist so ein Ding wie die Medizin. Sie schmeckt meistens bitter. Aber sie braucht sich keine Sorgen wegen dem Gefängnis zu machen. Sie büßt ihre Strafe redlich ab, und dann hat keiner ihr mehr einen Vorwurf zu machen. Abschö.“

„Und wo — wo ist sie jetzt? Hat — um Gotteswillen, Spachtel, hat man sie schon zurückbehalten?“

„Es kann sein, es kann auch nicht sein,“ Achselzucken, „ich glaube eher schon, daß sie überhaupt noch nicht ausgestiegen ist. Man macht das gewöhnlich so. Ich könnte in dem Stationsbureau einmal nachfragen, he warte,“ und fort stapft er. Und in den Lichtkreis fallen neue Schatten, ganz leise, ganz heimlich, und vorüber huscht und lautlos in die Nacht. Franz zuckt auf, schüttelt Peterchens Arm und — jenen nach. Sie biegen in den holprigen Weg ein, der hinter der Stadt herführt und vorsichtig in eine Straße. Die ist menschenleer — und über den Markt an dem sprudelnden Brunnen vorbei. Da flimmert

ein Laternenlicht, und da erkennen die Flüchtigen, wer stumm und zögernd hinter ihnen her ist.

„Geht weiter!“ ruft Franz gedämpft und hebt den Kopf nicht. Peterchen aber reißt sich los und hängt über der Schulter Lonies und — läßt sich von ihr trösten. Es tut ihm nicht wohl. Ihre Stimme klingt so ganz — ganz anders. Er läßt von ihr ab und geht neben ihr und wirft scheue Blicke nach ihr und sagt sich mit leisem Erschauern, daß die nun ins Gefängnis muß und — vielleicht hatte man zu Hause Eierkuchen geschlagen!

In der Murgasse sind noch offene Fenster und Türen. Lonie steht entsezt und will zurück. Da faßt Alex sie unterm Arm und zieht sie mit sich.

„Zeig denen keine Furcht,“ flüstert er, „tue es mir zuliebe. Sei stolz. Du kannst es noch. Du bist unschuldig.“

Sie rafft sich auf aus Liebe zu ihm. Sie gehen mit erhobenem Haupte, aber ihre Herzschläge werfen sie fast um. Die Hände verschlungen, aufrecht zum Umsinken, zwei schwache Seelen an dem einen großen Gesichte heldenmütig tragend. Man braucht kein Held zu sein und kann doch heroisch leiden. Man kann äußerlich zusammentracken und nach innen sein Heldentum austämpfen. Man kann so erbärmlich schwachseelisch erscheinen und baut in seinem Herzensinnern doch Steinchen auf Steinchen an seinem Kalvaria. Was da fehlt? Vielleicht nur das Robuste zum Heldentum!

Und da ist noch eine, die ihr Heldentum auf Kalvaria verborgen ausfechtet. Die steht unter der Türe des Wenzehauses etwas im Dunkel des Flurs zurück und zittert und friert und steckt das Gesicht ins Schultertuch und hustet ihre Schmerzen hinein. Als sie den Trupp stiller Menschen nahen hört, wankt sie ein paar Schritte hinaus in die Nachtkälte und auf das feuchte Pflaster. Da steht sie und

nestelt die Arme unter dem Schultertuche heraus und öffnet sie weit — weit dem heimkehrenden Kinde.

„Verurteilt“, hörte sie sagen, und da brachen alle Tiefen des Mutterherzens auf, und da riefen tausend Stimmen in ihr die Mutterliebe wach: Mache dich auf und gehe ihr entgegen! Deine Tochter kommt, und die Welt hat sie geächtet!

„Lonie!“ ruft sie, und das bittere Schluchzen stößt ihr hinein. Und Lonie geht von dem Herzen ihres Mannes an das ihre. Da schmilzt ihr das starre Weh in Tränen. Da braucht sie nicht stark zu sein um eines andern Liebe willen. Da darf der fessellose Egoismus des Kindes ausfließen in Jammer und Stöhnen und Bitternis. Und die beiden Frauen, die im Verlaufe des Alltags nicht miteinander auskommen konnten, wissen, daß sie in dieser Feierstunde zu einander gehören.

Das große, sensationelle Schauspiel, auf das die Leute der Murgasse vergebens geharrt, wird ihnen in Nacht und Herbstkälte vor ihren Türen. Und sie rufen nicht Hurra und nicht Bravo. Heimlich an die Fenster treten sie und zerdrücken verschämt die Tränen, und manche Türen werden leise, ganz leise geschlossen.

Franz tritt ins Haus. An ihm vorüber stürmt Peterchen und reißt die Stubentüre auf. Das Licht flutet heller wie sonst. Das macht, die Lampe hat einen neuen hellgrünen Schirm; und weißgedeckt der Tisch, Biergläser vor den Tellern, die brodelnde Pfanne nebenan in der Küche. Der helle Schein fällt in die Ecke zwischen Uhrkasten und Bett. Dort knarrt der Sessel. Der verschrumpfte Greisenkörper dehnt sich im Behagen der vielen Rauchwölkchen aus seiner Pfeife und von der Küche her. Das milde Gesicht lächelt durch den Nebelflor. Kein Hängen und Bangen stört die Harmonie seines Innern. Es wird

doch alles kommen, wie Gott es will. Gott ist gerecht, also wird seinem Kinde Gerechtigkeit widerfahren. Es war wirklich nicht nötig, sich in Nacht und Nebel hinauszustellen, um drei Schritte eher zu wissen, was man drei Schritte später sowieso in der warmen Stube wußte.

Aber Peterchen erschreckt ihn. Peterchen macht ein ganz konfuseß Gesicht. Was der Junge da sagt! Ja, was sagt er denn?

„Peterchen, paß auf. Wirf die Gläser nicht um.“

Da tritt Franz herein. Es nimmt schon kein Wunder, wenn der nicht lacht. Der lacht nur, wenn „Mignon“ siegt. Und die andern kommen, und viel Lärm ist in der Stube und Weinen und wimmerndes Erzählen und Stuhl-rücken. Sie lachen nicht! — o Gott — sie lachen nicht!

Da sinkt der alte Mann in den knarrenden Sessel zurück und legt seine Pfeife weg. In dem milden Gesichte wirren die Augen hin und her. Er streckt die bebende Hand aus und tastet nach Peterchens Arm. Er möchte etwas fragen. Er möchte Aufschluß haben. Peterchen schlenkert hastig die Greisenhand ab. Er hört mit offenem Munde zu, und wenn man Peterchen beim Zuhören stört, kann er ungemütlich werden.

Und der Sessel knarrt. Und sie hören nicht.

Sie fragen und schwätzen, ringen die Hände, schieben die Gläser beiseite, und Alex schlägt auf den Tisch.

„Du gehst nicht! Ich sage Dir, Du gehst nicht. Meine Frau im Gefängnis! Sechs Wochen ins Gefängnis! Ich bleib nicht mehr am Leben. Sei ruhig, Lonie. Wir reichen ein Gnabengesuch beim Kaiser ein. Mein Onkel wird's unterstützen. Er muß!“

Und der Sessel knarrt. Da drehen sie sich um, und ganz stille wird es in der Stube. Aus dem milden Gesichte ist ein blödes geworden. Die wackeln, zitternden Hände

hängen aus den Rockärmeln, streichen übers Knie, platschen auf die Sessellehne, und das winzige Greisenkörperchen schüttelt ein gedämpftes Lachen.

„Na hast Du's Ihnen aber 'mal gegeben, Du Schnudelnchen. Hähä! So tüchtig hast Du's ihnen gesagt, ja die Lonie, hähä! Jetzt essen wir. Jetzt wird's aber mal nett bei uns. So tüchtig hast Du's ihnen gesagt, hähä! hähä!

Peterchen will mitlachen. Da gibt ihm Franz einen Stoß wider die Schulter, schiebt ihn beiseite und tritt zu dem heitern Alten.

„Vater, komm zu Dir! Was machst Du denn? Da Rauch' Deine Pfeife weiter.“

Der Greis wulst die Lippen auf und tut einen langen Zug und die Wölkchen zerflattern um ihn. Die Wenzeln krampft die Hände im Schoß.

„Jetzt macht der sich's leicht und wird verrückt. So ist der immer sorglos durchs Leben gegangen.“

Und in lautem Wehklagen schüttelt sie den Kopf, ihre Tränen tropfen in den Schoß. Franz sitzt bei dem Vater, redet ihm zu, heißt ihn rauchen; und da kommt er allmählich aus dem blöden Lachen, aus seinen Blicken rinnt das Wirrsein. Und dann will er nicht mehr rauchen. Seine Hand tastet auf Franzens Schulter und leise neigt er sich zu ihm:

„Sag, Jung, warum seid Ihr denn all so traurig? Der liebe Gott wird schon helfen.“

„Ja, Vater, das wird er schon. Willst Du nicht schlafen gehen?“

Da sieht ihn der Greis groß und fragend und fast vorwurfsvoll an. Sein Blick ist klar und mild.

„Jung, ich lasse Euch doch nicht allein in dem Leid.“ Dann steht er auf und schurft zu Lonie hinüber, streicht ihr übers Haar, faßt ihre und Alex' Hand: „grämt Euch

nicht. Man trägt so was leichter, wenn man sich gut ist!“

„Nein!“ schrillt da Lonie auf, „nein!“, sie springt auf und von Alex weg. „Wenn ich den da nicht so lieb hätte, — nicht so lieb, dann wär's mir leichter. Alex! Alex!! Warum hast Du mich zu Deinem Weib gemacht?“ Sie wühlt ihr Gesicht in die Hände, „und zur — Mutter?“

Der alte Mann tastet zum Sessel zurück.

„Du könntest Recht haben, Franz. Ich müßt schlafen gehen.“

Der Sessel knarrt. Der weißhaarige Kopf sinkt auf die rote Sesselrolle zurück. Sie sprechen jetzt leiser und weinen nicht mehr. Mitternacht ist vorüber. Alex drängt heim. Da fröstelt das junge Weib. An dieses stille, glückliche Heim hat sie mit tiefem Erschrecken gedacht. Er wird einmal allein darin bleiben müssen — — —

---

In der Nacht draußen verhallen ihre Schritte. Hinter ihnen verschließt man die Haustüre. Durch das stille Haus dröhnt der schrille Husten der Wengen. Sie unterhalten das Feuer und legen warme Lächer auf. Das Fieber schüttelt sie. Sie hat in der feuchten Kälte auf die Heimkehrende gewartet und in dieser langen, bangen Stunde nicht an sich gedacht und über keine Schmerzen geklagt. Die Stunde ist vorüber, und die Schmerzen, die Klagen kommen wieder und heischen laut nach dem Mitleide der Menschen. Als der Morgen graut, scheidt sie Franz fort. Er möge sich niederlegen für ein paar Stunden. Er sei der Ernährer. Der Greis denkt: „Ich bin kein Ernährer mehr,“ rafft sich auf und sorgt um sie. Am Tage kehrt er und kocht. Im Bette liegt sie zwischen gebauschten Kissen und stöhnt. Am Abend kommt Lonie und setzt das Haus in Ordnung. Die dunklen, stürmischen Herbstabende sind ihr lieb. Sie sitzt

jetzt schon gefangen und scheut das Licht und scheut die Menschen. Wenn sie daheim allein ist, kann sie die Türen schließen und weinen. Dann ist sie erleichtert und kann lächeln, wenn Alex zurückkommt. Er ist heiter, wie ein Mensch ein tägliches Konsum von Humor zu überwältigen sucht. Er ist peinvoll artig. Seine Liebe ist immer Sturm und nicht mehr die stille Tiefe. Es ist, als könne er nicht laut genug künden, wie seine Liebe ungeschmälert ist und daß die Reue keinen Gedanken findet. Aber einmal tritt er in die offene Türe und hat den Grüblersinn noch nicht abgeschüttelt. Da überrascht sie ihn, und er lächelt aus hohlen Augen und ganz verzerrt. Ihre Blicke fladern ängstlich. Sie stellt die Suppenterrine auf den Tisch und zittert heftig.

„Was gibt's denn, Alex?“ fragt sie merkwürdig ruhig.

„D — nichts! Nichts, Lonie!“ Er räuspert sich die heifere Stimme klar: „Was soll's denn geben?“ Gut und Überzieher legt er ab, fährt in den Hausrock und macht sich wundersviel zu schaffen. Ihren forschenden Blick kann er nicht los werden. Da umschlingt er sie, pfeift ein Trällerliedchen und wirbelt mit ihr durchs Zimmer. Als sie aufatmend stille stehen, kämpft sie mit ihren Tränen. „Noch immer?“ fragt er mit leiser Ungebuld. Sie setzt sich an den Tisch an den gewohnten Platz.

„Alex, wir wollen doch nicht vor einander Komödie spielen. Wenn Du meinst, ich dürfe jetzt nicht mehr wissen, was Dich und mich angeht, dann — dann —“. Sie stockt, wenn sie weiter spricht, muß sie aufschreien. Nun setzt auch er sich und ist nicht mehr heiter. Man sieht es ihm an, wie es ihn befreit.

„Aus Rücksicht auf Dich, Lonie“, macht er noch einen schwachen Versuch. Ihre Handbewegung schneidet ihm alles weitere ab. „Gott! laß doch die Rücksichten. Ich

will keine Heimlichkeiten zwischen Dir und mir. Wenn wir einmal anfangen, einander nicht aufrichtig zu sein, dann — wird's Deine Familie gegen mich ausnutzen. — Hast Du Deine Mutter gesprochen?"

„Nein, den — Bürgermeister. Er will das Gesuch nicht unterstützen.“ Er faßt nach ihrer Hand. Er meint, nun müsse er viel Trost sagen. Sie lächelt ihn traurig an.

„Du armer Bursch! Hast Du's denn jemals geglaubt? Ach, Ihr seid alle so leichtgläubig! Ich war es auch einmal. Jetzt bin ich immer aufs Schlimmste gefaßt, nachher ist die Enttäuschung nicht so groß“, und mit bitterstem Hohn „der Bürgermeister muß doch dem Gesetze seinen Lauf lassen!“

„Es wär' gegen seine Ueberzeugung, meint er.“

„Der Bürgermeister war schon von meiner Schlichtigkeit überzeugt, bevor Lämmchen mich in Verdacht brachte. Halte Dich nicht zurück, Alex, in Deinem armen Kopf hängt viel. Sie haben Dir ihn ganz voll geredet. So sei es nun gekommen, wie sie Dir vorausgesagt. Du hättest nicht hören wollen. Du hättest mit der Heirat warten sollen. Jetzt trage die Verurteilte Deinen Namen! Jetzt sei die ganze Familie besudelt! Dein Kind werde einen besudelten Namen tragen! Dein Kind — könne — im — — Gefängnis geboren werden. Alex! Alex!! Ich werde wahnsinnig! Herrgott! Wie konntest Du das tun?!"

Sie ist aufgesprungen und krallt die Hände ins Haar und wirft den Kopf gegen die Wand. Ihre Augen flackern. Ihre Brust wogt. Ihre Zähne mahlen. Das könnte schon der Wahnsinn sein. Sein Stuhl poltert zu Boden. In zitterndem Schreck steht er neben ihr. Aus seinem Gesicht weicht das Gedrücktsein. Sein Herz ist wieder voll Wärme,



Die bösen Reden der andern verhallen. Er streckt seine Arme nach ihr aus und stammelt sein Schuldbekenntnis und seine Liebe. Sie läßt sich von ihm an den Tisch zurückführen und sie sitzen beisammen und eines ißt dem andern zuliebe. Aber sie verlangt nicht danach, daß sie nach Mittag am Fenster zusammerrücken, in den Garten hinuntersehen und die Einsamkeit ihrer Liebe durchkosten. Sie sagt ihm, sie habe gar viel zu tun. Es kommt über sie beide wie eine große Erkenntnis, als sei ihre Liebe ein Luxus, den sie sich in dieser peinvollen Zeit nicht gönnen dürften, als müsse nach jeder vertändelten Stunde ein schwerer Schicksalsschlag über sie hereindringen. Sie setzt das Haus in stand, und ohne daß sie es sagt, weiß er: es ist für d'e lange Zeit, da sie gehen muß. Er arbeitet die halben Nächte hindurch an Altentkopien, und ohne daß er's sagt, weiß sie, daß es für die Zeit reichen soll, wo er aus der Amtsstube gehen muß. Er dauert sie, und sie locht ihm gut, aber sie küßt ihn nicht dafür. Jedes hat mit sich selbst zu ringen. Sie bewältigt den schwersten Kampf. Sie ringt mit dem neuen Gefühl — der Mutterliebe! Und dafür sorgt sie und härt sich und betet für das unschuldige Wesen, das den besleckten Namen tragen soll. Ihr ganzes Denken und Sinnen geht darin auf. Ihre Sorge lenkt von dem Manne ab zu dem Kinde. Ihre fieberhafte Angst rankt um den Gedanken, wie sie von diesem ungeborenen Kinde ihre Schande abwälzen könne. Und oftmals in geheimen Grübeleien, in wahnsinnig lobenden Sekunden wird dieser Gedanke zur neuen Schuld. Die Mutterliebe wird zur Mördersehnsucht! Dies Kind darf nicht leben!

Der Gedanke brennt ihr ins Gehirn. Sie leidet physischen Schmerz darunter. Sie lispelt ihn unter Angst und Grauen. Sie wühlt den Kopf in die Bettkissen und

schreit das Furchtbare hinein. Und dann reißt sie auf und ist eifrig ruhig und spricht es gelassen:

„Dies Kind darf nicht leben!“

Dann geht sie getröstet an ihre Arbeit. Sie hat einen Zweck, ein Gebet für alle Stunden des Tages. Nun mochte das weitere kommen, wie alles andere eingetroffen war — brutal, entnüchternd. Sie brachte ihm keine Hoffnungen entgegen, und es brauchte keine törichten Wünsche zu zerstören.

Wenn Alex heimkam, brauchte er nicht mehr zulächeln und heiter zu scheinen. Sie strich ihm seine umwölkten Stirne glatt und frug nicht mehr. Sie hatten nun jeder ihre Gedanken und Befürchtungen. Die mußten allein ausgekämpft werden. Man trug an seiner Last genug. Aber Alex' Seele war nicht für den Einzelkampf. Er brach unter ihm zusammen, und da mußte sie es wissen.

„Lonie, ich müßte unter der Hand zusehen, wo ich anderwärts beschäftigt würde.“

„Man hat Dir gekündigt?“

Da wird er heftig.

„Soll ich warten, bis man mir den Stuhl vor die Türe setzt? Ich habe noch immer mein Ehrgefühl — trotz allem“, und dann hält er erschrocken inne. Eine franke Blässe steigt in ihr Gesicht, und sie erwidert sanft und gut: „Wenn Du es noch aushalten könntest, bis — ich fort — muß. Dann hast Du Zeit, Dich umzusehen. Du — könntest — dann solange — bei Deiner — — — Mutter wohnen.“

„Unsinn!“ Er senkt die Hände tief in die Taschen, geht in dem kleinen Zimmer auf und ab und unvermittelt zu ihr: „Lonie, wir sind nicht mehr lieb zueinander. Seitdem fühle ich, wie ich innerlich zerfahren bin. Küsse mich, Lonie, küsse mich, mein Lieb. Wir haben zu

lange geträumt. Es ist so häßlich, wenn man dann wach bleiben muß. Wir wollen wieder träumen, Lonie. Es war doch schöner.“

„Ja, Alex, Du Lieber.“

Aber eine kommandierte Zärtlichkeit ist ohne Blut und Feuer. Das fühlten sie und ließen voneinander. Er nahm wieder seinen Wandelgang auf.

„Es wird jetzt unerträglich im Büro. Man möchte mich hinauschieben, und ich bleibe wie eine Klette. Mir steigt oft die Schamröte ins Gesicht, wenn ich schreiben muß, was man für einen Lehrling präpariert. Man sucht mir die Empfindung beizubringen, daß ich dort überflüssig bin, daß ich den Gnadenlohn widerwillig erhalte. Dann möchte ich auffahren und ihm ins Gesicht lachen und den Rücken zudrehen. Aber ich Ehrloser bleibe sitzen und schreibe weiter und lasse mir die unverdienten Groschen aufzählen und sage: danke! Das wird nicht mehr lange so sein, dann kommt man mir nicht mehr auf Umwegen. Herr des Himmels! Ich zergrübele mir den Kopf, wie ich dem zuvorkommen kann. Ich kann mich doch nicht wie ein Hund davon jagen lassen.“

Er wirft sich aufs Sofa und stützt den Kopf auf. Lonie steht mitten in der Stube und krompft die Hände.

„Willst Du nicht auf einem andern Büro anfragen?“  
Er höhnt.

„Wieviele Büros gibts denn hier noch?“

„Dann auswärts.“

„Wie soll ich das machen? Man muß Empfehlungen haben. Ich werde nicht empfohlen.“

„Du armer Alex!“ Ihre Stimme zittert.

„Nimm's bloß nicht schlimmer, als ich's meine“, wehrt er ärgerlich. Und dann schweigen sie beide.

Er stiert in die Zeitung und lange, lange auf einen Fled. Das Blatt knistert in seiner Hand, und diese Hand bebzt. Lonie schaut nach ihm hin. Die Mißmutsfalten in seinem Gesichte lösen sich. Eine Weichheit breitet sich über seine Züge, die ihm sonst nur seine Liebe zu ihr aufprägte. Sie kommt leise näher und sieht über seine Schulter und folgt der Richtung seiner leuchtenden Augen. Und die Rührung pulst auch ihr herauf. Sie liest seinen Namen und sein Gedicht, das zweite aus der Sendung, die sie in glücklichen Tagen der Redaktion zugehen ließ. Und da spürt sie wie der Harm in ihr zerfließt, wie es in ihrem Innern anfängt zu wogen und zu prickeln. Die alte Liebe ist's, die ihre Rechte zurückfordert. Und wie gern läßt sie es warm in ihr werden! Sie legt den Arm um seine Schulter und ihren Kopf gegen seinen.

„Lies mir Dein Gedicht, Alex“, sagt sie leise und schließt die Augen.

In seine bewegte, frohe Stimme knistert das Zeitungsblatt. Der Winterwind rasselt gegen die Scheiben. Das Feuer flammt im Ofen auf. Die Stube ist warm und wohnlich, und zwei Menschen darin neigen zueinander und klagen sich, wie bitter die Zeit war, da sie eine Flamme unter Schutt vergraben wollten. „Du bist also wirklich ein Dichter?“ fragt Lonie und weitet die trüben Augen. Er lächelt glücklich, aber sagt doch: „Zwei Schwalben machen keinen Sommer und zwei Gedichte keinen Dichter.“

„Sag, Alex!“

„Ja!“

„Ob die Dir's bezahlen?“

„Ich weiß nicht. Ich habe einmal gehört, daß man für Lyrik nichts bezahlt, wenigstens nicht in den Zeitungen.“

„Wovon lebt denn ein Dichter?“

„Er hat noch seinen Beruf, und nebenbei dichtet er; aber ein Dichter kann auch reich werden, wenn er erst ein großer Dichter ist.“

Sie überlegt lange.

„Alex, willst Du Dich nicht mehr als bisher aufs Dichten verlegen? Ich richte Dir im Schlafzimmer ein Eckchen ein. Da stört Dich niemand. Geld, das wär's? Wenn Du ein Dichter bist, gibst Du das Schreiben dran. Wir ziehen von hier fort —.“ Sie hält inne. Wie konnte sie vergessen! Das Grauen durchrieselt sie. Hastig vollendet sie: „Du wirst sehen, wie alles zum Guten wird.“

Er spinnt seine Pläne in ungetrübtem Frohsinn weiter. Gleich will er neue Gedichte der Redaktion zuschicken und einmal wegen dem Honorar anfragen, und wenn es auch nur ein kleines sei. Gedanken waren zollfrei, und was sie einbrachten, wäre purer Profit, genau ein Netto, ein Summa Summarum einer durchträumten halben Stunde. Er hätte jetzt Zeit genug zum Dichten — o in Überfülle! Er werde sich schon anstrengen. Und er strengte sich an bis in die tiefe Nacht hinein. In dem zerquälten Kopfe schlug ihm ein Hammer und nagelte ihm Jamben und Trochäen in die ausgeräuberte Hirnschale. Im Schlafe fingerte er auf der Bettdecke und zählte Versrhythmen. Am Tage trommelte er an den Fensterscheiben und sagte, das inspiriere ihn wie Schiller der Geruch fauler Äpfel. Das große Kind hatte sein Spielzeug und vergaß die Sorgen. Lonie ließ ihn dichten und trommeln und selig sein, das fürchte seine Stirne nicht und machte das Haus voll trügerischer Sonne. Die war lehmfarben und schwül und voll Fliegengesumme, sowie sie einem Gewitter vorangeht. Und eine fiebernde Spannung stand darin. Alex sandte ein Päckchen Gedichte und wartete — wartete lange Tage. Die schienen 48 Stunden zu haben. Und

die Nacht wurde ihm zum Tag und die Post ihm zum Schlenbrian. Und dann trafen sie wieder ein, so treu wie nur Mignon, die abgerichtete Taube, den Heimweg finden kann! Ein Brief und eine Hoffnung lag bei: sie brauchten keinen Dichter, wohl aber einen Reporter, der ihnen die Neuigkeiten der Kleinstadt mitteile, pro Zeile fünf Reichspfennige. Zu berichten wäre demnach aus den Stadtväteritzungen, von Verschönerungen der Stadt, Fremdenverkehr, interessanten Todes-, Unglücks- und Prozeßfällen — — — — —.

Da hält er inne. Die Last, über die er so lange mit Bersfüßen hinweggetrippelt ist, liegt wieder berges-  
schwer auf seiner Schulter und Furchen zieht wieder die Stirne und er kann wieder nachts ruhig schlafen. Die trügerische Sonne hängt voller Schatten. Man könnte schon das Gewitterrollen hören. Er zählt wieder, und die Zeilen wachsen und die Pfennige werden zu Groschen und ein verkannter Dichter zum Zeilenjäger. Er konstruiert Sätze, die für grammatikalische Nußnader sind. Er mißt die Wortlängen und setzt nicht „doch“ wo das längere „indessen“ mit gleichem Recht zu verwerten ist. Er gestaltet Wirtshaus schlägereien poesievoll aus, und seit der Stunde, da Alex Barthollo Reporter geworden ist, rückt die obsture Kleinstadt in den politischen Vordergrund durch die vielen Unmöglichkeiten, die all dort sich abspielen.

Die Blütenlese seiner Berichte zerpfückt die Redaktion mit rauhem Finger. Danach bleibt nicht viel mehr übrig, und die „nackten Tatsachen“ bringen soviel nicht ein, um sich gegen die Lehrlingsarbeit der Amtsstube auflehnen zu können.

Da verzweifelt er und schickt Peterchen auf die Suche. Der muß nackte Tatsachen aufschnobern und sie apportieren. Als Gegenleistung kocht Lonie die beiden Mittagsmahle

Wenz und Barthollo in einem Topfe und erleichtert der Mutter die Bettruhe und den gellenden Husten. Die Wenzen sagt es in ungläubige Gesichter, es gehe mit ihr zu Ende, das werde ihr letzter Winter. Man hört sie an und denkt: Das ewige Klagen! Man schweigt mit leiser Ungeduld und denkt: Wenn sie sich aufraffen wollte, ging's doch . . .

Aber sie liegt und klagt und betet und erwartet den Tod, den sie im tiefsten Innern noch so meilenweit und fern wähnt und mit guten Reden noch eine lange Reihe von Jahren vertrösten möchte. Was lange währt, wird endlich schlimm. Ein Brief von Gerichtswegen ist immer schlimm. Aber Lonie meinte, so ein Schlimmes, das lange währte, könne endlich gut werden. Alex hatte einmal in ihre Verzweiflung hineingesagt: Du gehst nicht! Das hatte sie wunderbar gestärkt. Die stärksten Hoffnungen ranken sich an Unmöglichkeiten. Sie gewöhnte sich an ihr Schicksal, wie ihre Mutter an den Tod. Sie sprach von dem unabwendbar Kommenden und nährte in heimlicher Täuschung die Zuversicht, daß es nie eintreffe, daß ein Zufall es verhindere, ein überaus glücklicher Zufall, dem sie den Namen der Vorsehung gab. Aber Zufall und Vorsehung sind in der Hand Gottes die unerforschlichen Ratschlüsse, die auf den armen Menschen niederfallen, wie der Tau am Frühmorgen. Man erwacht, und er ist da. Und Lonie erwachte. Da stand ein Mensch vor der Türe, den kein Zufall her sandte. Das war besiegelt. Das stand in den Akten. Weib, stehe auf! Deine Stunde ist gekommen.

Am bestimmten Tage wird die Uhr im Büro der Strafanstalt eine volle dröhnende Stunde ankünden. Dann sei da und melde dich!

Donie tat einen Schrei und fiel zu Boden. Sie war nicht ohnmächtig. Ihre Augen standen weit offen und das Weiße drehte heraus. Ein leises Röcheln quirlte den Schaum heraus auf die farblosen Lippen. Ein Krampf streckte ihre Glieder. So lag sie steif und stier und hörte die verzweifelten Rufe ihres Mannes nicht. Der Arzt kam und schrieb ein Attest. Noch eine kurze Zeit der Freiheit war gesichert. Wenn dennoch der Zufall kommen wollte, der glückliche Zufall! Der nahm Gestalt und Form an. Wie schön der war! Der redete mit Engelszungen und schlug mit dem Flammenschwerte ihre Widersacher nieder. Der gleißte wie Himmelslicht. Der war ein Erlöser und kam für sie und löste alle Ketten und trank all ihre Bitterniß und strich Gold über ihren Weg und über den großen dunklen Fleck auf dem stolzen ehrlichen Namen Barthollo und dem armen ehrlichen Namen Wenz. Und diesem Heiligmacher mußte sie lobsingeln die heißen Nächte, die grauen Tage. Hosianah! Siehe er kommt!

Die engen Wände gellten von ihrem Rufen, die bangenden Herzen von ihren wehen Sängen. Sie wachte nicht mehr. Sie träumte die schönen, goldenen Märchen mit feuchten verglasten Augen.

Da lag sie im Fieber.

Der Arzt verschrieb Arzneien. Alex rief beschwörende, zärtliche, wahnsinnige Worte. Das eine oder das andere oder beides sollte Linderung bringen, sollte den wirren Geist klar machen für die Bedeutung des Augenblicks, der einem neuen Menschen das Licht der Welt erschloß. Aus dem Traum mit schönen goldenen Märchen riß sie die bittere Medizin und die süße Not ihres Mannes. Da seufzte sie. Warum ist der Traum für die kurze Nacht und das Erwachen für den langen, nüchternen Tag?



Man redet ihr leise zu. Man trippelt leise um sie. Eine heiße, sorgsame Stille glutet in dem Krankenzimmer. Ihre ängstlichen Blicke suchen die bleichen Mienen zu ergründen. Sie winkt Alex zu sich und findet nicht die rechten Worte. Sie legt ihm die fieberfeuchte Hand an die Wange und möchte fragen. Da drückt er ihre zitternde Hand und den heißen Kopf aufs Bett zurück und sagt, sie soll ganz still bleiben, ganz ruhig, sie müsse ihm ein großes Glück bescheren.

Ihre Augen wirren. Ihre Hände krampfen in die Decke. Aus ihrem zuckenden, glühenden Gesichte flammt der wilde Protest:

Nein! Nein!

Die Schande soll auf kein junges, unschuldiges Haupt!  
Ihr Kind soll nicht leben!

Sie ringt die Hände und fleht mit lauter, beschwörender Stimme Gott an. Ihr Kind soll nicht leben! Ihr Kind soll nicht die Schande der Mutter tragen!

Gott, sei barmherzig! Gott, sei gerecht! Der große, helfende Gott lösche aus ein Leben, noch ehe es den Tag schaut! — — — — —

Und sie brachten ein kleines, starres Wesen, daß sie es küsse.

„Mein Kind“, flüsterte sie, schloß die Augen und fiel in Schlaf.

In ihrem blassen Gesichte lag friedvoll und mild die Erfüllung ihres Sehns.

Gott war barmherzig!

Und sie lächelt im Traum mit schönen, goldenen Märchen. Aber ein Glanz flirrte hinein und eine Süße stand darin, die machte die goldenen Märchen wahrhaft und wirklich: Die Mutterliebe!

Sie hatte ihr Kind geküßt!  
Und draußen wird es schneien auf ein kleines Grab.

\* \* \*

Die Obstbäume waren geplündert, und in den Gärten faulten die Gemüsestrünke. Die Späzen piepten von den tiefenden Dächern und in den Schaufenstern hingen die Wintermoden.

Die Welt war grau und vergrämt und voller Mißmutsfalten.

Da fiel der Schnee und deckte alles zu, und so sah es blüh weiß und frisch wie eine funkelnagelneue Osterwäsche aus. Die Alten saßen am warmen Ofen und schauten zu, wie der Schnee sich auf dem Fensterbrett häufte. Die Jungen saßen im Schnee und lachten die Alten hinterm Ofen aus; und so hatte jung und alt in diesem schlimmen Winter seine Freude und seinen besondern Gusto.

Nur in dem Wenzhause saßen die Alten nicht hinterm Ofen und die Jungen nicht im Schnee. Das Peterchen hatte man auswärts in die Lehre geschickt. Da wohnte es bei einem Onkel Schlossermeister. Und weil der nichts von der Diebstahlsache wußte, brauchte er auch fernerhin nichts zu wissen. Peterchen sollte schlau sein, und das wollte er wohl.

„Abschö, Franz, wenn sie fort muß, schreibst Du's mir.“

„Ich schreib' das nicht. Ich bring's nicht fertig. — Übrigens könnte der Onkel die Briefe lesen.“

„Ich müßte das doch wissen“, sagte Peterchen traurig.

„Wenn Du's nicht weißt, grämt's Dich nicht. Ich möchte schon an deiner Stelle sein. Ich möchte hier heraus sein und nach einem Jahr wiederkommen, wenn alles

so wieder ist — als wäre sie nicht fortgegangen,“ und den struppigen Kopf läßt er hängen. „Ich werd' die Tauben so nach und nach verkaufen. Wo soll ich die Zeit zu all dem hernehmen — und die Lust dazu habe ich auch nicht mehr.“

Zwei rote Flecke brennen ihm auf den Wangen. So lügt man, wenn man das eigene Herz betören will.

Peterchen pußt die Nase und verzerrt den Mund. Er ist ein Junge und will nicht weinen.

„Und, Mignon?“ fragt er leise. Da fährt Franz grob los, er möge ihn mit seinem Greinen in Frieden lassen. Er werde schon wissen, was mit „Mignon“ geschehe. Das sei alles bloß Kinderei und Lurus. Elende Menschen wie sie brauchten keine Tauben und keine Freude im Leben und keinen guten Nachruf im Tode. Er redet im Eifer so eine ganze Weile, und dann schnürts ihm den Hals zu. Er spuckt in die Hände, faßt den Hammer in die Fäuste und nieder dröhnt er. Das Eisen klirrt, die Splitter fliegen. So schlägt ein starker Mann das eigene Herz mürbe. Peterchens dünne Stimme bringt in das Stampfen und Dröhnen. Mit dem Eigensinn der Jugend verharret er:

„Und ich müßt's doch wissen!“

„Ich schreib es nicht!“

„Franz, male mir eine Taube auf den Brief, wenn sie fort muß, dann weiß ich es.“

Der Hammer faßt auf den Amboß. Ein Klirren und dort liegt er mit dem Stiele aufrecht. Franz stützt sich darauf. „Paß auf, Jung', meine Briefe werden eine Taube am Verschuß haben, die trägt ein Bettelchen im Schnabel — so wie „Mignon“, wenn sie auffliegt“, über sein grobes Gesicht flirrt ein weiches Lächeln. Aber schon zerten wieder die Hornesfalten hinein, „kommt die Taube einmal ohne den Bettel, — — dann weißt Du's, dann ist sie fort.“

Und von neuem dröhnt der Hammer. Die Splitter fliegen. Das Eisen gellt. Das dumpfe Stampfen aus der Werkstatt dringt in die weiße Schneeluft. Die Spazzen stieben davon nach der Jasminhecke. Dort wiegen sie sich auf den kalten Ruten und machen ein Geschrei von dem, was sie im Sommer und Blütenduft allhier gesehen.

Tschiep! Zwei Menschen hatten sich lieb. Blüten und Schnee und Herzblut darauf. Weiß und rot kommt der Tod. Tschiep! Tschiep! Zwei Menschen hatten sich lieb.

Und als einmal das Spazzenlied in einen hellen Wintermittag klang, schickte Franz dem Peterchen eine Taube ohne Bettel. — — — — —

„Man muß für die Wenzgen sorgen,“ sagte man in der Murrgrasse, „sie verfällt.“

„Und wenn man die Wenzgen totsagt, ich glaub's nicht!“ Es gab auch etliche, die sagten:

„Unser Herrgott hat die Wenzgen vergessen.“

Aber sie gingen doch alle und sprachen ein gutes Wort und ein tröstendes. Da klagte die Wenzgen nicht und weinte nur still in die Kissen. Das war verwunderlich. Man kopfschüttelte:

„So kann das Schicksal den Menschen ändern!“

Mathias Wenz band die Küchenschürze um und kochte Erbsen und Kartoffeln. Das hing in dem alten ver-schrumpften Magen wie Kieselsteine. Da trank er Wach-holberschnäpfe und wurde fröhlich.

„Alte, so ein Tröpfchen!“ schmalzte er und setzte sich auf den Bettrand, „man vergißt dann alles.“

Sie drehte sich nach der Wand und murrte:

„Es gibt noch 'was besseres zum Vergessen.“

„Was könnt'st Du meinen?“

Sie antwortet nicht. Seine knochige Hand tastet nach ihrer Schulter, will sie schütteln. Da fährt sie herum, setzt sich starr und aufrecht und sagt hohl: „Der Tod!“

Dem alten Mann schleicht eine Eiskälte den Rücken herauf.

„Franz!“ ruft er und schurft hinaus „Franz!“ und als der aus der Werkstatt herausstürzt, fragt, da greift er sich an die Stirne und hats vergessen.

An der Wenzel Bett stehen mitleidige Menschen und stützen sie, wenn der Husten sie schüttelt. Sie stecken die Köpfe zusammen und raunen:

„Für sie wär's eine Erlösung — für den armen Alten auch. Den könnt' man ins Armenhaus schicken.“

Der Greis kauert im Sessel und läßt verschüchtert die fremden Menschen walten. Sie fragen ihn nicht, was er esse und trinke und wie er die Nächte hinbringe. Und still vor sich her sinnt er und lächelt nicht mehr. Nur einmal, da die Nachbarsch herüberkommt und Suppe für die Kranke bringt, sagt er leise:

„Heut' werd' ich siebzig.“

Er sitzt vor dem Kartoffelkorbe und schält. Die alten zitternden Finger halten kaum noch das Messer. „Kommt her, Mathias, das will ich Euch tun.“ Sie nimmt ihm den Kartoffelkorb vom Schoß und er starrt sie mit rotglühenden Bäckchen an. Seine Finger suchen auf dem Tische. Da findet er alte Ansichtskarten in einem Kistchen und wühlt fieberhaft darin, reißt sie auf, tippt mit der Fingerspitze auf diese und jene, lispelt törichte Worte und wirft den ganzen Plunder wieder zusammen. Die Nachbarsch stußt, wirft das Messer in den Korb und steht auf.

„Mathias, was macht Ihr denn?“

Der hört nicht, krallt die Finger und greift weit und suchend aus über den Tisch. Seine Augen leuchten. Seine

weißen Haare kleben an den Schläfen. Die farblosen Lippen zucken und stammeln.

„Franz!“ kreischt sie auf. Die Frau im Bette zuckt in den Rissen.

„Franz! Franz!“ und die Nachbarsch stürmt hinaus.

Aber die verschneiten Dächer schlüpft ein Sonnenstrahl und schimmert in den Fensterscheiben. Da leuchtet's wie funkelndes Gold und streut den blanken kalten Schein über den Fußboden und weiter über den breiten Tisch und auf den Sessel. Das goldene Licht glänzt auf dem weißhaarigen Kopfe. Die starren Augen öffnen sich weit dem letzten Erdenglanz. Und dann lächelt er wieder, kauert zusammen, faltet die Hände im Schoße.

Sein Heimgang war Licht und Friede.

Als sie zurückkehren, hörte er ihr Rufen nicht mehr. Sie haben keine Zeit, ihm die Augen zu schließen. Die Not der Kranken, die aufrecht im Bette sitzt, die Arme entsetzensvoll ausstreckt und dumpf röchelt, hält sie im Banne der Lebenden. Der stille, kalte Mann lag auch im Tode vereinsamt. Aber die offenen gebrochenen Augen riefen die Gefährtin seines armen Lebens zum Hochzeitsbette des Todes. Sie hat ihn geliebt, sie hat ihn gequält, sie haben sich beide ertragen. Nun stand er an den Grenzen der Ewigkeit und wartete, ob sie kommen würde?

Das armselige Flackerleben wollte nicht aus der Welt voll Leid und Sonne. Die Pulse schlugen und das Blut verrann. Gebete, leise Seufzer und knisternde Kerzen. Um Mitternacht war der heiße Kampf zu Ende, und sie, die bleiche Verzehrte, war die Besiegte. Um Mitternacht weinte Franz an der Doppelbahre.

Und zweie, die mit der Lebensnot herb gerungen, überschritten friedlich mitammen die Grenzen der Ewigkeit.

Treu und arm im Leben und zwei arme Tote!

In den Frübmorgen fiel ein Schneegestöber und verschüttete mit hartem Körnerschnee die Murr-gasse. Es waren viele durch den Schnee gegangen, und alle Spuren führten zum Wenzhause.

Einmal muß ein Mensch zu Ehren kommen, zu den letzten Ehren, die keiner neidet.

Und so konnte man auch in der Murr-gasse zu Ehren gelangen.

In dem Lämmchenhause waren Türen und Fenster fest verschlossen, als der Weihrauch duftete. Die Begräbnis-luft in der Murr-gasse setzte dem feisten Manne zu. Es gab Leute, die von dem Lämmchen sagten, er trinke jetzt des öfteren ein paar Gläser über den Durst und dann brülle er ein Hurra auf das andere, und trinke ein Glas auf das andere und so weiter. Aber — wie gesagt — so erzählte man sich in der Murr-gasse, und keiner sagte: Nein! und keiner schüttelte den Kopf und alle meinten:

„Es ist noch nicht aller Tage Abend.“

Die Leidtragenden für zwei Tote waren drei Männer. Peterchen blieb bei Franz und mußte kochen. Alex trank wieder zum Zehnuhrbrot die süßen Liköre. Die liefen ihm wie starkwirkendes Gift durchs Blut, und an den Schläfen ergrauten seine Haare.

Eine heiße Angst drängte ihm zum Herzen. In wirren Träumen erschien ihm ihr Bild in schrecklichen Wahngebilden. Das blasser Gesicht in tiefen Linien. Das glatte Haar in schlichtem Knoten — und den schlanken Leib, den er einst an der Jasminhecke glutvoll umfangen, in der Gefängnisjacke.

Und er trinkt süße Liköre!

Da weiß er, daß er fliehen muß, um ihr den letzten Freund zu erhalten, den Mann ihrer jungen, geknickten

Liebe. Nach der Stadt reißt er, von der Sehnsucht aufgerüttelt; da wird es ein erschütterndes Wiedersehen, er hüben, sie drüben, das Gitter zwischen ihnen — — — und der Jasmin duftet nicht.

Durch die Gitterstäbe küßt er ihre schmale, bleiche Hand und stammelt für die Zukunft ein neues Glück und weiß zuversichtliche Worte und geht unglücklichselig.

„Alex, hast Du Dein gutes Essen?“ fragt sie und sieht liebevoll in sein mageres Gesicht. Er meidet ihren Blick und beruhigt sie. Bald würde sie wieder für ihn sorgen können.

„Ja, bald.“ Und mit langem, leidvollem Blicke schaut sie ihm nach.

Alex geht langsam durch die Straßen. Die Menschen hasten an ihm vorüber. Arbeit und Beruf fordern ihre Kräfte. Seine Arbeit und sein Beruf ist freudlos und bringt Gnadenlohn ein. Warum soll er hasten?

Er könnte so immer weiter gehen und die Leute anstieren und ihnen die Arbeit neiden. Und weiter geht er, und wo Menschen stehen bleiben, steht auch er. Wenn jetzt sein Interesse für irgend etwas erwachte, könnte es ihn befreien. Er steht eingekleidet in einer Gruppe von Männern, die starren auf die an einer Hausmauer angeklebten Zeitungsblätter. Er blickt auf und sieht die Aufschrift „seiner“ Zeitung. Da blitzt ihm ein Gedanke auf. Er überlegt nicht lange, tritt ein, und da steht er.

So hat noch kein Mann von seiner innern Not geredet — so nicht, als da er herkam von seinem Weibe, das hinterm Gefängnisgitter stand und sagte: „Ja — bald!“

Eine Zukunft, einen Ausblick, ein neues Daheim! Um der Seele eines Menschen willen, man möge ihm helfen!

Ob er stenographiere?



Ja!

Ob er am Telefon „arbeiten“ könne?

Ja! Ja!

Respektive, ob er die abendlichen Parlamentsberichte entgegennehmen könne?

Lieber Gott, ja! Er kann alles! Er kann Sonne, Mond und Sterne in Bewegung setzen! Er kann das Himmelsblau herunternehmen und zu Anilin buttern! Er kann alles! Alles! — — Alles!

Er muß sein Weib wieder glücklich machen. — — —

Man überlegt und sagt, er soll wiederkommen.

Und als er wiederkommt, schüttelt man ihm die Hand. Am Redaktionstisch steht schon sein Stuhl. Man möchte ihm sogar einen Titel geben. Volontär? Hilfsredakteur?

Und sie lachen. Der triste Bursche soll bei ihnen „auftauen“. Aber dichten darf er nicht mehr — höchstens, wenn einer von ihnen sein Redaktionsjubiläum feiert, einen Festprolog. Sie heßen ihn von den Versammlungen der Textilarbeiter zu den Vereinsitzungen der „Vereinigten Chemiker“, der weiblichen Ladengehülfsinnen, der Veteranen, der Kreisverbände der Turner, Fußballkämpfer, zum Panoptikum und zur Geflügelausstellung. Da ist er mürbe und läßt die Poesie aus seinen Berichten. Sein Stil wird trocken, nüchtern, korrekt. Jetzt kann er Prosa schreiben.

Sie schicken ihn nach der neuen Talsperre. Da soll er sehen, hören, fragen und eine Feuilletonnummer schreiben. Dahinter setzen sie sein Redaktionszeichen. Er ist ein Kamel.

Und einmal schreibt er wie im Rausche, vor seinen leuchtenden Augen schwimmen die Redaktionswände rosenrot. Die Füllfeder wird zum Füllhorn Fortunas und überschüttet ihn mit goldschimmernden Gedanken. In

seiner Brust wogt ein Sturm, der die Perlen aufwühlt, die auf dem tiefen Grunde lagen. Flirrende Lichter vor seinen trunkenen Blicken. O, wie die Welt so warm und liebend und schön war, die milde, weiße, winterliche Welt!

Und morgen holte er sie heim in drei warme Räume!

Morgen! Morgen!

Die Feder fliegt. Die Pulse fliegen. Fliegende Gedanken, und die reißen den nüchternen, trockenen Stil in Fetzen. Die zerren ihm das landläufige Alltagsgesicht ab — und nun stehts da und hat ihn befreit und hat ihn selig gemacht.

Da ändert man sein Redaktionszeichen und setzt hinter diese Arbeit einen Schützen.

Er hatte mitten ins Schwarze getroffen!

Was er nun fürs Feuilleton schrieb, honorierte man ihm, schickte es auch als Zweitbrude an andere Zeitungen weiter. Zum Frühstück las man dergleichen gern; es war immer ein Sonnenblick für den langen, grauen Alltag darin. Man sagte:

„Wie glücklich der Mann sein muß!“

Einige auch:

„Wie gut er sein muß! — Ob er schon verheiratet ist?“

Das waren meistens Frauen. Die Männer kannten ihn von Versammlungen her und hatten ihn wohl schon hie und da bei Militärkonzerten mit seiner jungen, bleichen Frau am Arme gesehen. Die sagten:

„Der Mensch ist drei Jahre verheiratet und noch in seine Frau verliebt.“

Da hielten die Frauen bei Militärkonzerten fleißig Umschau.

Das war aber ein Nachtigallenpaar, und wo Menschen und neugierige Blicke sie umdrängten, flohen sie.

Er fragte:

„Was wollen diese?“

Sie fragte:

„Sie werden es doch nicht wissen —?“

Und dann drückte er ihren Arm und ihre Hände glitten warm ineinander.

Wenn sie nur glücklich waren — — — — —

Die Geschichte hat keinen Schluß, weil sie *w a h r h a f t* ist. Es gibt lebende Zungen, die davon erzählen. Es gibt ruhig gewordene Herzen, deren Narben aufbrechen, wenn sie davon lesen. Wenn ich den Schluß schreibe, so wäre es das einzige aus der Phantasie des Dichters.

Ich bitte euch, so nehmt die Wahrheit hin, so wie das Leben sie gibt — bitter, unversöhnlich!

Wenn diese Lebenswahrheit einmal Klarheit bringt, schreibe ich dieser Geschichte den Schluß. Er könnte uns alle befriedigen:

Nach Jahr und Tag eine glückliche Hand, die den Schein zwischen Pult und Theke eingeklemmt findet.

Nach Jahr und Tag ein Fazit des Lämmchen-Kontobuches, das nicht die Summe von sechshundert Mark ausgleicht.

Nach Jahr und Tag ein Mann, der nicht mehr feist ist und über schlaflose Nächte klagt. Einhundert, zweihundert, vier-, fünfhundert und keinen mehr!

Fünfhundert und keinen! — Und nie einen mehr!

Und dennoch ein Irrtum! — — — Eine falsche Anklage und ein Schwur!

Wenn dieser Schwur nicht wäre — dieser Schwur  
im schlechten Glauben! Der frivole, leichtfertige Schwur!

Und nächtlich kichern die Gespenster um ihn: „Du  
wirfst Dich selber doch nicht des Meineids zeihen!“ —  
Nein! Er wird's nicht!

---

Da wird einmal eine Stunde kommen . . . . .



## Bauernlieb.

Ganz still ist die Eifelstur und grau und verschlafen.

Die Berge hocken um die Bauernhäuser und haben grüne Häupter. Unter dem stumpfen Wolkenhimmel schwillt der blaue Dunst herauf. Mit gellem Schrei stoßen die Krähen hinein. Zwischen morschen Gartenzäunen klettern die grünen Ranken durch.

Und überall die blißblanke bäuerische Sauberkeit. Und die Stalltüren rot und die Fensterläden grün und der Hahn auf dem Kirhdache in Gold.

Und überall ein Gähnen hinter Krummethausen.

Das letzte Sonnensimmern zerknittert über dem Wald. Die durchsonnten Felber dehnen mit einsamen Spreiten im Abenddämmer. In die milchweißen Wolkengehänge quallt die schwere Würze der Heublumen.

Vom Fensterbrett herab klatscht ein Blumentopf in die Dorfstraße.

Und Abendstille.

Ganz feierlich und verwunschen. Nur von einsamen Höfen her das spiße, dünne Dengeln der Sensen.

Die blauen Dächer leuchten in Gold und Purpur.

Zwei stapfen heim vom Felde. Die Rechen über der Schulter. In Hemdsärmeln beide — er, sie. Die Abendschwüle preßt ihnen den Schweiß aus. Die Gesichter sind naß und glühen. Er bläst die Backen auf. Er brennt. Rotbraun die Haut bis an die Stirne. Die ist weiß. Seine

Blicke glosen nach ihr, die neben ihm trampft. Morgen ist Kirchweih. Der Hummemattes denkt dran. Er knufft sie in die Seite:

„Tring!“

„Hä?“

Weit auf stößt der Mund, und sie besinnt sich. Der Hummemattes kommt grad' von den Soldaten heim, der weiß jetzt, was sich gehört, fügt also hinzu:

„Wät gelehft?“

„No, Tring, do donn mer jewesß ens dangse. Ech verangageere Dich schon for den Trippler, gell?“

„Dat ehs mer all' rächt, Mattes. Glau werd' mol widder en Gejubels em Döppche. De Fischpitter well aach komme. Mit dem moß ech aach all' eromsprenge.“

Dem Mattes läuft das dunkle Blut unter die verbrannte Haut.

„Warom moßt Dou mit dem Fischpitter 'eromsprenge? Esu 'n Schmachtlappes! Deh röcht schon noh de Schöp!\*\*) De werd ooch all bald rips sin!\*\*) Esu eener!“ Er spuckt aus, wirft seinen Rechen von der Schulter rechts auf die linke. Tring humpt schwerfällig neben ihm. Sie schläft fast im Gehen. Deiwel! Die Müdigkeit.

„De Fischpitter? De woll mer 'n Schenkahsch mache, dodrom!“

„Kann ech der net en Schenkahsch mache, hä? Dou flabbisch Mensch moßt net meene, dat onfereens net lei got Konduitten hot.“ Er steht, holt aus der Topppe, die über dem Rechen hängt, die Branntweinflasche, nimmt einen Schluck:

„Bogott! Tring“, hält auch ihr die Flasche hin.

---

\*) Der riecht nach der Schaufel des Totengräbers.

\*\*) R. J. P. S. auf Kirchhofkreuzen.

„Zogott! Mattes.“

Sie wischt den Mund mit dem Handrücken. Er stößt ein Behagen aus, daß ihr der Alkoholatem ins Gesicht flutert. Er sieht sie an. Um seine Augen blinkert eine täppische Verliebtheit.

„Tring, gef mer ens en Schmaß?“

„Dä sei mer net gedisch! En Tachtel (Ohrseige) kannste krije!“

„Su! Du Dou wellst en Schenkahsch von mir?! Gleich v'rede well ech, wennste en Fegeldche von mir kriest.“

„No, dann brouch ech aach keen Dankes ze gän.“

„Biste verredt? En Schmaß eß keen Dankes.“

„Nee loß mech, et eß zo wärem.“

Sie trampfen weiter. Die Schweißperlen stehen erbsengroß in ihren Gesichtern. Er kaut einen Grasstengel. Die Schnaken stechen. Der Boden klappt dürr.

„Tring!“

„Wät gelehst?“

„Wät biste uff eemol esu schaneerlich on esu ver-zickelt? Her mit Dei'm Moul on 'n Schmaß!“

Er faßt ihr um die dicke, pralle Taille. Sie sprengt faßt das Nieder. Da kreischt sie auf und krümmt unter seinem Arm durch.

„Net for alles! Ech löße mech net von jedem in't Gesicht flatsche. Abschied, nix for ongot!“

Sie will fort. Er wirft ihr die Rechengabel über den Kopf, hadt sie fest.

„Von jedem net, averst von mir!“

„Warom von dem Hummemattes? Ech weßt net warum?“

„Verredt Mensch, ech hon Dech gäre,“ sagt er süß.

Um Trings dicke und von der scharfen Luft zerrissene Lippen fällt ein wonniges Schmunzel.

„No v'reck ech gleich! Wer 't gläbt, werd' selig!“

„Gläbst 't net?“

„Nee, Mattes, nee!“

„Ech soll dech net gäre hon? Wät?! En Kreizge-  
widderdunnerfeil —!“

„Niewer Gott! wennste fluchst, eß et geweiß net woht.“

Und lacht breit und platscht sich auf die Hüfte und äugt ihn gläserig über die Schulter an. Da kocht dem Hummemattes die Lieb' heißer als der Schweiß heraus. Er wird zärtlich. Er reckt den sehnigen Arm hinter sich, holt weit aus, spreizt die grobqualligen Hände, prustet saugrob:

„Nau hau ech der in et Freß', dat der die Ziehn all' klappere! Su 'n Sawittel! su 'n Dreckmensch well net gläbe, dat ech ent gäre hon —,“ hält inne, reißt den Mund breit in frohseligem Grinsen. Tring schupst ihre Schulter an seine. Und schämig und glücklich:

„Jes'! Marie! Zussep! enau eß et woht! Reß mech, Mattes! Reß mech!“

Der Abend duftet. Ein Geruch von welchem Gras und Dunst und Schweiß.

Ein Schmaßen in die Feierstille. Es schmeckt gut. Aber es muß schmaßen.

Bauernlieb'.

Morgen ist Kirnmes!





## Der Schreier.

Guten Morgen! Er ist da! Noss' d'jöne!\*)

Unser Jüngster! Eine Stunde fünfzehn Minuten hatte er das Licht der Welt erblickt, da schrie er schon.

Und mitten in der Ernte! Nom di m' gatte!\*\*)

Und wie gesagt, er schrie schon. Das war im Wallonendorfe Florheid, im Hause des Sohnes vom alten Dihan-Hub.

Man hat ihn gewogen. Er wiegt, ausschließlich der Windel, der rotwollenen Wiedelschnur und des blautuchenen Mützchens, zwölf Pfund. Die Cusenne Garitte kommt und sagt:

„Ah mon diu! Er ist schwer. Er wird vor dem zwanzigsten Monat nicht laufen, voss' d'jöne.“

„Und wenn er läuft,“ sagt die sédje dame, die Hebamme, „eijeiei! Dann kriegt er krumme Beine. Ich will nie unsern guten Gott sehen, wenn's nicht wahr ist. Er ist zu schwer, voss' d'jöne!“

Und Bübchen steckt in der Bettwärme, schleckt mit suchendem Mäulchen, schlampft das Büngelchen unter die Nase. Schweiß läuft ihm aus allen Poren. Herrgott! am ersten Tage schon schwitzen. Und knittert das Gesicht. Es ist fürchterlich. Der junge Vater Djean-D'Josèf reißt den Mund breit, sagt:

---

\*) Unser Jüngster.

\*\*\*) Fluch: Name meiner Biege.

„Louk vola! Er lacht, noss' d'jône!“

Und alle sagen's. Und alle staunen. Und die Frau schmaßt die karminroten Kinderbäckchen ab, nickt:

„Aie, aie, pol amour du diu! — Er lacht!“

Da ist noch der Michi, der Hütjunge. Der drängt bis zum hochgetürmten Bett vor, platscht das aufbauſchende Bettzeug nieder, reckt den Hals, grinzt:

„Hihijahaha! er lacht, lu d'jône!“

Und Bübchen öffnet schnittbreit die Augen, rundet das Knopflochgroße Mäulchen, wulst es rechts, links, oben 'rauf, — 'runter, stiert die Staunenden an. Und wenn Bübchen sprechen könnte — — — — —

Himmel Donnerwetter! Kamillentee!

— Bläh! kreischt's wieder.

Eufenne Garitte sagt:

„Houtôz! (Hört) Man muß mit ihm nach Pont gehen!“

Und man geht mit ihm nach Pont. Da ist das Kapellchen. Dem lieben Heiligen bringt man die Säuglinge, auf daß sie wachsen und gedeihen. Der liebe Heilige wird ein Einschen mit dem Jüngsten vom alten Djean-Hub haben, der mitten in der Ernte kam.

Sie pilgern an einem Sonntage, die Eufenne, die Frau und Michi, der Hütjunge. Die Rosenkränze schlenkern in ihren braungebrannten Händen. Dreie müssen sie beten. Sie beten laut und leiernd. Anderthalb Stunde weit ist's. Sie dürfen nichts essen. Sainte Mario, mère de dieu —

Michi schielt nach dem Eßkorb der Frau. Der baumelt ihr am Arm. Sie hastet, sie schwitzt. Der Hut sitzt ihr schief. Die Sonne sengt. Droben stehet die Kapelle. Da ist's kühl. Die Bäume rauschen.

Die Cusenne hat das Kind im aufgeschürzten Rock eingehüllt. Jetzt wuschelt sie es heraus. Der liebe Heiland soll es sehen. Sie beten. Hölzern prallen die Stimmen. Drei Vaterunser. Ein weißer Falter wirbelt herein, lautlos um den stummen Heiligen, in die verblichenen Papierrosen. *Ainsi soit-il.*

Die Frau steht auf, holpert aus der Bank zum Opferstock. Klingklang! Zwanzig Centimes, mehr nicht. Ein Knix, Weihwasser, ein frommer Blick zurück. Adjus, guter Heiliger!

Und man darf essen. Im Cabaret bitte, für einige Pfennige Kaffeewasser. Den Kaffee bringt man gemahlen im Lütchen mit; das Essen auch. Es schmeckt. Auch dem Bübchen. Mit feisten Baden schläft er gesättigt an der Mutter Brust ein. Und heim hasten sie. Man betet nicht mehr. Man kann noch essen. Aber Bübchen schreit sich das Gesicht blaurot, o ganz jämmerlich! Lieber Gott, was ist's mit Bübchen?! Und schreit morgen und übermorgen und alle Tage. Und — Jesus, Mater! — mitten in der Ernte! Es ist schlimm. Es ist sehr schlimm. Es ist nicht mehr zum Aushalten. Der Sohn vom alten Dihan-Hub, der doch ein junger Vater ist, schlägt die geballte Faust auf den Tisch, und schnaubend und fuchswild: „Brayard!!“ (Schreier.)

Und die Knechte sagen's und die Mägde und Michi, der Hütjunge. Die Cusenne kommt und sagt: „Wenn's so weiter geht, schreit er sich 'n Bruch. Wir müssen nach Bellevaux zum St. Brayard.“

Der liebe Heilige von Bellevaux hat ein Einsehen, wenn Kinder schreien und hilft. Man weiß seinen Namen nicht und nennt ihn kurzweg den Saint Brayard, den heiligen Schreier. Wie gesagt, weil er allda hilft, wo schreiende Kindlein sind.

Und gehen nach Bellevaux: Die Frau, die Cusenne und Michi. Und beten und gehen. Eine gute Stunde lang. Sie essen nicht. Die Rosenkränze klirren. Sainte Marie, mère de dieu — —

— — Die Sonne sticht. Daß der liebe Heilige sie erlöse von allem Übel. Ainsi soit-il!

Und opfern und essen. Und gehen und schwitzen. Und Bübchen schreit! Morgen und übermorgen und alle Tage.

O Saint Brayard! was ist los mit dem Bübchen?

O Saint Brayard! hab' ein Einsehen! Mitten in der Ernte! Jesus, Mater! Eijejei!

Michi, der Hütbube sagt:

„Mam', es wär' besser, wenn ihn die sêdje-dame nicht gebracht hätte.“

Die Frau sagt:

„Abin, er ist nu einmal hie.“

Michi soll wiegen. Haus und Hof ist leer. Im sonnbeschienenen Felde schuften sie mit gekrümmten Rücken. Feindselig sitzt Michi. Elf Jahre ist er alt geworden, aber so 'was ist ihm noch nicht vorgekommen! Er muß sitzen und schaukeln. Wenn man schaukelt, schreit's nicht. Es könnt' sich schließlich jeder in die Wiege legen und schaukeln lassen. Man möcht' auch manchmal losschreien, aber man wird nicht geschaukelt. Man wird klatscht, daß die Ohren gellen. Warum das nicht?

Hai-la! will das noch schreien?!

Michi stößt die Wiege, daß Bübchen wie klossiger Brotteig hin- und herschwappt, und daß er den Bauch herausbäumt und die Beine einzieht und die Backen voll Geschrei und Zeter und Mordio nimmt.

Ei, was ein Brayard! Er stellt den Hof auf den Kopf, er macht die Ernte kaput. Es war nicht recht von

der sêdje-dame, so einen Brüllantes mir nichts, dir nichts ins Haus zu bringen. Es ist keine Hilf' nirgendwo, nicht beim lieben Heiligen in Pont, nicht beim heiligen Schreier in Bellevaug. Also mag ihn die sêdje-dame nur wieder zurücknehmen. Sie mag ihn lassen, wo er hergekommen ist, die dumme Person. Man hat keine Zeit. Man ist in der Ernte. Fort mit dem Brayard!

Berrt das Kind aus der Wiege, läuft. Einen schönen Gruß, wird er sagen, und da bringen wir ihn wieder zurück. Und Bübchen schreit nicht mehr, plötzlich. Es ist ihm, als würde es auf einem holpernden Karren tausend durch die Luft gefahren.

„Louf!“ denkt Michi „es kreischt nicht mehr. Es will zurück. Es hat's besser, wo's hergekommen ist! Ei no, wenn's da besser hat!“

Ein Mann kommt des Weges, ruft:

„Hai-la! wohin?“

„Ich trag's zurück!“

Läuft. Das Haus der sêje-dame ist leer und unverschlossen, wie alle Häuser hier herum. Er steckt Bübchen ins Bett, deckt's zu bis unters Kinn. Kleine Kinder müssen schweizen. Und geht froh. Draußen rennt die sêje-dame vom Felde her gegen ihn los.

Ihr steifer Rock planscht um die Knie.

„Was hast Du mit dem Kind angefangen? Ah busai do diâle! Ah, Du grindiger Gauner! Ah, ich schlage Dir Deine Knochen heraus und mag der Teufel Messerstiele draus schnitzen! Ah sicola! sicola —!“

Da steht Michi mit gespreizten Beinen.

Na, die soll ihm kommen!

„Aie! Aye“, keift er „den Brayard hab' ich Euch zurückgebracht. Ihr bringt die Kinder zur unrechten Zeit! Grad' wenn man sie nicht brauchen kann! Wir haben

Ernte! Ihr kommt immer ungelegen in die Häuser!  
Und wo schon viele Kinder sind, da bringt Ihr noch eins.  
Grad' wie bei uns. Da waren schon sechs, und dann habt  
Ihr mich noch gebracht. Darum muß ich jetzt Küh'  
hüten. Und darum gibt's Streit in der Familie. Ihr  
bringt zu viele Kinder! Und Ihr bringt sie immer un-  
gelegen! Tins! Vasse à diâle!“\*)

\* \* \*

Und nun sage einer, daß Michi, der Hütjunge, Unrecht  
hat!

---

\*) Geh' zum Teufel!



## Babys Lebenslauf.

Guten Morgen! Die Welt ist schön. Sie hat vier Wände und eine Türe. Der Papa kommt herein. Mein Papa. Eine Mama liegt neben mir. Meine Mama. Ich habe keine Leibschmerzen.

Die Welt ist wunderschön. Sie hat jetzt auch ein Fenster. Etwas Blankes guckt herein. Ich weiß nicht, was das ist. Ich habe manchmal Leibschmerzen.

Die Welt ist sehr groß. Sie hat keine Wände mehr. Ich erschrecke und muß viel schreien. Ach Papa! wenn die Welt nicht so groß wär' . . . . .

Papa, lieber Papa, schlag' mir die Welt mit Brettern zu!

Sie weinen auf mich. Die Mama haben sie fortgeschickt. Sie liegt nicht mehr neben mir. Wenn ich träume, ruft sie mich. Wenn ich aufwache, ist niemand da. Es ist schöner, wenn ich träume. Die Welt ist zu groß. Papa, lieber Papa, schlag mir die Welt mit Bretter zu!

Ich habe keine Leibschmerzen mehr, und ich weine doch. Ich möchte wissen, wer nach mir ruft, wenn ich träume. Es ist die Stimme, die mir „Guten Morgen“ sagte, als ich die Welt sah. Wenn ich aufwache, höre ich die Stimme nicht. Ich will schlafen und die Stimme hören. — — — Guten Morgen, Baby! — — — Ich will immer schlafen. — — Die Welt ist — — — — —

zu — — — — — groß. Schlagt — sie mir — mit Bretter  
zu! — — — — — Guten Morgen, Baby! — — — —  
Hei! wunderschöne Welt! Guten Morgen, Jesulein!  
Kannst Du schon laufen? — Ich nicht. — — — — —  
— — — — —

„Gute Nacht, Papa!“

\*

Nun schlägt ihm die Welt mit Bretter zu!

\*

Vier Bretter und zwei Brettchen!

Sagt Papa.

Armer Papa!





## Die Männchen.

Sie sitzen und trinken. Drei Wallonen im Cabaret.

„Auf Euere Gesundheit, Klümpchen!“

„Auf Euere Gesundheit, Dji-Djitt!“

„Euer' Gesundheit, Gut-Göttchen!“

Ein alter, klein, dick und gedrungen, kurze Beine, lange Lenden. Ein tiefsinniger Alter — ein Sterngucker! Er schreitet gemessen und brummt Kirchensänge. Wenn man ihn nach der Uhr fragt, sagt er:

„Soviel wie gestern um die Zeit!“

Wenn er sich verwundert, sagt er:

„Was eine Affär' in Lüttich, und 's ist doch nichts!“

Und von ihm sagen Wallonenleute:

„Seine Rodschöße wachsen nach unten wie der Ruchschwanz.“

Und kurz und gut, so ist er! Ein brav'-homme ist er. Man sagt's. Und er hinkt. Und das ist schab'. Er hat das Malheur nicht von anno 70 her. Aber — — beinahe! — wäre er „dabei gewesen.“ Wie das kam? Ei, so so! Man soll hören. Eijei! eine Affäre!

Er erzählt's seit anno 70. Und an jedem Donnerstage der Woche! Frei-Donnerstag für arme Männlein. O, arme, alte Hospizmännlein, greise Väterchen, Runzelmännchen! Ein Frei-Froh-Donnerstag! Ein einziger für arme, alte Greisenmännlein! Man muß profitieren und trinken. Ein fröhlich-einfältiger Suff, der sie um das

Restchen Menschenverstand bringt, der sie kinderfelig und kinderlaunig macht. Steinalte Kindlein! Säuglinge mit Bartstoppeln!

Und wenn sie heimwanken, schlagen sie lieben Männchen das Mobilar entzwei.

Liebe Männchen müssen blutige Köpfe verbinden.

Und wie gesagt, Klümpchen erzählt, was sich begeben hat anno 70 im schrecklichen Kriege.

Ein Alterchen hört zu, ein hageres mit langgestrecktem Halse, den Kehlkopf baumnußdick herausgebrängt. Ein buschig schneeweiß gekrauter Kopf. Bis zum halben Schädel läuft die glänzende Stirne in den weißen Wust. Er hatte einmal heiraten sollen. Da genierte es ihn, daß er eine fremde Person ehelichen sollte. Sein Vater hatte seine Mutter geheiratet! Ja, der Schlaue!

Aber nun will er heiraten. Er sagt: „Es ist an der Zeit.“ Eine Aristokratin, ein Gerbersfräulein, die feine Reiche! U! Er schreibt ihr dringliche Briefe. Er schreibt dem Bürgermeister. Der soll sich der Sache annehmen. Der soll ihm Anschluß verschaffen. Wallonenleute stacheln ihn:

„Hepp! Dji-Djitt! Du kannst Ansprüche machen.“

Er lacht. Er kratzt sich in den Bartstoppeln. Er wird auf ewiger Freite gehen und sich freuen bis ins Grab. Seine Briefe drängen nicht auf Antwort.

Und ein ganz Alterchen ist noch fast gottselig. Zweiundachtzig Jahre. Er war anno 1864/66 dabei gewesen. Seine Hakennase krümmt dem faltigen eingesunkenen Munde zu. Aus dem zernitterten Gesichte leuchten hellhimmelblau die lebendig geliebenern Augen — wie schon aus der Ewigkeit heraus.

Wo ein Sonnensträßchen hereinglutet, rücken sie in das Blenden und Flimmern. Es soll ihnen den Rücken warm brennen.

Dem Alten hocht die Raue auf dem Knie. Ei sicola! Mimett! Dem Alterchen trippelt ein Huhn an den Stuhl, pickt, gürkt. Altes Hühnchen, Gaderchen! Picp pickpick! Dem ganz Alterchen laufen die Fliegen über das Runzelgesicht, und er spürt's nicht. Wenn ihm eine Mücke ins Glas fällt, fischt er sie mit dem Finger heraus und läßt sie laufen. Er würde gichtig und steif aufstehen und eine Raupe aus dem Wege forttragen, auf daß sie nicht zertreten werde. O, so ein ganz Alterchen, ein narrißches! Das liebe, stille, wunderliche „Gut-Göttchen“.

Ja, was er sagen wollte, der „Klumpchen“!

„Ah, meine Gevatters, das hätte eine schöne Affär' werden können. Ich mit dem Herrn Kaiser und König selig! Ich bin mit 'm gezogen. Und ich hätt' auch dreingeschlagen. Ja, denkt mal, ich hätt' dreingeschlagen, rechts, links! rechts, links! Hepp! Hepp!“ Sein Arm schwenkt, führt wuchtige Schwertstreich. Sie werfen ihn fast um.

„Hier ein Kopf ab, da ein Kopf ab! Hepp! Hepp! Denkt mal!“

Dji-Djitt' verrunzelt die Nasenwurzel, schluckt, daß der Kehlkopf wie eine Billardkugel rollt. Ein Wallonenwitz steigt ihm. Er lacht einfältig und still.

„Hörst! Was wird der gedacht haben, der mit dem Kopf ab! Hörst! Der wird gesagt haben: ‚Abin! da bin ich aber mal staats ohne Kopf! Hehehe!“

Über dem Tischrand erhebt sich das winzige Greifenkörperchen, und ganz einfältig:

„Ddadas ist ein sehr schöner Witz, hihih!“

Klumpchen spricht:

„Wenn man bedenkt, daß man ja doch n i c h t s mehr sagen kann, wenn der Kopf ab ist! Hahaha!“

Und nickten sich zu und lachen. Platschen auf den Tisch und lachen. Stieren sich in die Gesichter, reißen den

Mund auf. Das Lachen zetert heraus, es rollt eintönig, es tanzt auf den Nervenbändern, es überläuft den Körper wie eine Gänsehaut. Und ist so blöde, daß man aus dem Lachen zum Weinen kommen könnte. Aber so seelengut und lieb und dumm ist's.

Und *Dji-Djitt'* sagt:

„So einer — nicht wahr? — so einer könnt' sich nicht mehr auf den Kopf stellen, *sicola!*“

*Dhohaha! Hehehe! Hihih!* Abin! ist's denn nicht wahr? Gewiß ist's wahr. Ei no denn! Ah, *sicola!* *sicola!* Duff, lala!

Sie trinken, stoßen die Schnapsgläschen auf den Tisch. *Mossieu Massai* soll noch einen Tropfen bringen. Guter *Pétét*. Ah! Famoses Gläschen! Sie schlecken mit wulsenden Lippen. Sie tupfen mit dem Finger in die feuchten Abdrücke der Stengelgläser auf der Tischplatte, schlecken. Kostbares, einziges Tröpfchen. Man hat nicht viele Pfennige. Man erbettelt ein paar Gläschen. Ah arme, alte Männchen, die ihren Donnerstagsfuff mit heimnehmen müssen!

*Klumpchen* beginnt ernsthaft:

„Ich bin nicht in die *Bataille* gekommen; zwar nicht, meiner *Treu!* Aber wenn ich wär gekommen in die *Bataille* — hai? — ich wär' *blessiert* worden! verlaßt Euch drauf. Ich hätt' jetzt meine *Invalidenpension*. Kann ich dafür, daß ich nicht in die *Bataille* 'neingekommen bin, hai? Nein, ich kann nichts dafür, nicht wahr? O nein, o nein! Ich kann nicht verwundet sein, wenn ich nicht in die *Bataill'* gerufen bin. Ist's nicht wahr, *Gebatters?*“

Sie nicken. Sie liegen über dem Tisch. Eine nachdenkliche Wichtigkeit strafft ihre Gesichter. Und *Klumpchen* stößt den Zeigefinger auf:

„Ich wär' wahrhaftiger Gott *blessiert* worden!“

„Und 'm Pensionsschein! ganz richtig!“

„Zehn Mark fünfzig, Dji-Djitt!“

Greisenmännchen haspelt auf, hält die Hand ans Ohr, sperrt den Mund auf:

„Wie viel?“

„Zehn fünfzig!“ kreischt Dji-Djitt'.

„Oho!“ tauert zusammen, nestelt an den gichtverkrümmten Fingern und zischelt sein halblautes Zählen. Ein Stimmchen dünn und spitz:

„Wißt Ihr, Gevatters! Ich bekomm' fünf Mark mehr. Ich! An Kaisers Geburtstag. Ich! Ich — Ich hab' 64 und 66 mitgemacht. Ich war in der Bataill', o ja sicola! Ich — Ich hab' Gicht gekriegt. Gicht! Ja! Das ist mal so. An Kaisers Geburtstag kriegen wir fünf Mark, ja.“ Denkt und weiß nichts mehr und sagt wieder: „ja.“

Klumpchen dröhnt hinein:

„Ich bekomm' nichts! Nichts! Und ich bin mit dem Herrn Kaisers und Königs von Hogenzollern gezogen mit Gott für König und die Waterland —!“

Da ruckt Greisenmännchen aus seinem Denken auf und weiß wieder 'was.

„Ich — Ich hab' bis Dänemark und die Süblad mitgemacht. Ddada war ein Haus, ja, und ddada haben sie uns Klöße gekocht, ja, ja, ja, Klöße, ja.“

Weiter reichen seine Kriegserinnerungen nicht.

Dem Klumpchen stößt der Kopf vornüber. Die verstränkten Arme legt er auf den Tisch. Und mit herausgewulsten Lippen tiefsinnig:

„Der verstorbene Kaiser und König Wilhelm seelig hat mich und die andern mitgenommen bis Sondarbur. Das war eine famose Bataill'! Ich hab'n die Schuhe geflickt.“

„Habt Ihr die Schuhe geflickt? Eins!“

Und das spitzige Altmannsstimmchen:

„O, Ihr habt die Schuhe geslickt! Eins!“

Dji-Djitt' sagt:

„Abin, ich will Euch sagen. Ihr müßt Euch melden beim Burgümeice. Mossieu Burgümeice, müßt Ihr sagen, ich bin sozusagen ein Veteran, ich bin ein gute Kamerade.“

Greisenmännchen klammert sich mit den verknöcherten Fingern an die Tischkante, haspelt auf:

„Jaja, d — das müßt Ihr sagen: Mossieu Burgümeice —.“

Dji-Djitt' redt mit langem Oberkörper vor, schneidet ihm das Wort ab.

„Der Burgümeice — hein? — der schickt's ans Landrat, Und's Landrat — wißt Ihr? — schickt's ans Königlich Regierung. Und dann — paßt auf! — Das Königlich Regierung schickt's ans Ministär. Und dann nimmt's der Herr Kaiser und König für seinen verstorbenen Herr Vater in die Hand. Stimmt! So ist es. Das ist der Monstranzentweg. Klümpchen, nun weißt Du's. Man muß das wissen, wenn man schreibt an die Leute von Kaiser und König. Ich schreiben immer an die Leute von Kaiser und König, wißt Ihr. Ich bin ein Untertan. Ich hab' das Recht.“

Klümpchen sagt:

„Das sind viel Chipoterien. Der Kaiser und König ist ein Vater für die ganze Waterland. Dafür bezahlt man ihn. Wenn ich zwölfhundert Mark Einkommen hätte — abin, ich müßte ihm bezahlen sechs Mark Steuer. Ich kann nichts dafür, daß ich habe kein Einkommen von die zwölfhundert Mark. Ich wollte gern, hai, ist's nicht wahr? eh bin! ich werde schreiben direktament an Herrn Raizer und König, Magestä à Berlin.“

Steht auf, trinkt aus. Es kunkst ihm hinunter.

„Abin! Abjüs, Dji=Djitt'! Abjüs Gut=Göttchen!“

„A torät'!?) Klümpchen-Gerson!“

„A rvey,\*\*) Mossier Massai!“

„Abjüs! Abjüs! A torät'!“

„Mamzell' Massai und Euer Gesellschaft, abjüs!“

Klümpchens Kopf dreht durch die Runde des Zimmers. Ob da noch ein Mensch sei, der noch zu grüßen wäre? Greift umständlich die Türklinke, scharrt den plumphen Körper herum und geht rückwärts hinaus. Mamzelle Massai schließt die Türe, die ihm aus der Hand geflogen ist.

Geht und trampft, ganz tiefsinnig und verloren. Große Gedanken wälzen, himmelstürmende. Dem Kaiser und König, der ein Vater im Vaterland ist, wird er 'mal schreiben. Ja, wird er 'mal! Einen schönen Brief, einen feinen. Man soll ihn nur gewähren lassen, der Bur-gümeice, der Landstrat, der königlich Regierung, der Mini-ster! Wenn der Gerson-Klümpchen 'was macht, macht er's famos. O!

Sie sollen mal aufpassen. Sie sollen mal sehen, wie er an den Vater vom Vaterland schreibt.

Es kommen Schulmädchen mit Saß und Paß. Höh! Schulmädchen! Er sagt, er braucht Papier, ein wichtig' Papier. Sie sagen: Aufsatzpapier! Ei jawohl! Klümpchen soll's haben.

Ritsch! Ratsch! aus den Schulheften flattern die Bogen. Vola! Vola! Klümpchen, wenn's gefällig ist! Schön glitzeglattes Aufsatzpapier mit blauen Doppel-linien; in der Falte, wo's geheftet war, ausgerissen. Aber sonst schön und bequem. Er kann die Linien sehen. Er braucht keine Brille.

---

\*) Auf gleich.

\*\*\*) Auf Wiedersehen.

Also kann er anfangen.

Und er fängt an:

X., 13. Juin 1897.

Cher Empereur!

D' après l' année 70 je n'ai reçu aucun nouvelle et maintenant me trouvant dans la néccité je vous demande scolement un petit soudient et je suis toujours â votre disposition je suis venu l'année 1870 pour feu votre père â Sonderbourg Schlesewigh Holzetein Daneimak Jüblad und ich hab' noh nicht erhalßen.

Seien so gut her

Käpers König ud

Börster und

mit uns was freund seind

ich grüß sie die ganz familie in

Berlin.

Wilhelm Gerson-Noquette in Malmedy

1. Klassekapreferf 1870 in Sondenberg

Mein adresse

Guillaume

Gerson-Noquette.

Tins! Vola! Fertig. Er hat's gemacht. Fein hat er's gemacht. Französisch und deutsch. Sie werden's verstehen, da in Berlin, wenn nicht das eine, so das andere. Doppelt ist besser. Guillaume II wird die Hände überm Kopf zusammenschlagen: Jesus! Mater! Den Herrn Gerson-Klumpchen haben wir ganz vergessen, den tapfern Mann, der nicht zur Blessur kommen konnte mit Gott für König und Vaterland, der brav-homme! Salut! Herr Gerson-Klumpchen, wir werden an Sie denken.

Und Klumpchen streckt die kurzen, stumpfen Beine unter'n Tisch. Ein unendliches Behagen schmalzt aus ihm. Lieb Rönncchen! Arme, kleine Schwester! Ob sie ihm



um der Liebe Gottes willen ein Couvert schenke? Ei ja, ei gewiß.

Hospice Saint Nicolas, steht aufgedruckt. Ein reiches Couvert, es macht 'was aus. Klümpchen tunkt die Feder ein, stellt sie fast senkrecht. Die Federbeinchen sträuben sich und spritzen ihr schwarzes Gift. Sie wollen diesen Tanz nicht mehr mitmachen. Es ist fast Majestätsbeleidigung. Kritiktanz! Schabt Klümpchen. Wie gesagt, ein schönes und reiches Couvert. Es macht viel aus. Hier ist's!  
Hospiz St. Nicolas.

An

Kaiser u. König Majestät  
alias Hogenzollern-Börster

Berlin.

Und die Post nahm das Schreiben auf ihre Hermesflügel, und es flatterte weit, ganz weit. Es kam unter viele unfreundliche Gesichter. Die wurden heiter. Es kam in eine beringte Hand. Die war blaß und verküchert. Ei: war nicht die Kaiserhand.

Und zurück flog auf Hermesflügeln das Blatt, das ein brav-homme dem Vater im Vaterlande schrieb. Nach X! Wo ist X? Was ist X? Es ist im Elsaß, es ist ein Nest. Ein Regierungspräsident im Elsaß schüttelte den Kopf. Es ist kein Nest. Es ist nicht im Elsaß. Wo ist das Land, das solche Sprache spricht?

Drunten in der dunklen Eifel. Ein schönes Land zwischen Waldhöhen! Ardennenstadt, du feine!

Es wohnt allda ein Gerson-Klümpchen, ein brav-homme. Eine Invalidenrente könnte ihm aus dem Hospizkittel heraus helfen. Ei, armes, altes Männlein.

Er sei kein Armmännlein. So wie er sei an Ehren reich! In die Briefecke haben sie's ihm hingeschrieben, oben rechts neben die Journalnummer 24721,

1 Militärpaß.

1 Kriegsdenkmünze (70/71).

14. Juni 1897.

3 Anl.

Und auf der Rückseite:

L. 14./7.

K., 23./4. 1897.

ad acta

D. Kgl. Erbth.

Der Schluß war ein Schnörkel. Punktum, streu Sand drauf.

Da sagt Gerson-Klumpchen am Frei-Froh-Donnerstag im Cabaret:

„Gebatters, ich will Euch sagen, man müßt' warten, bis der Kaiser König kommt auf den Camp nach Eisenborn. Man wird mal warten, hai?“

Alterchen schwenkt den hageren Kopf auf dem langen Hals.

„Man wird mal warten, ja!“

Ganz Alterchen kringelt zusammen, und ruckt nicht auf und nicht nicht und lacht nicht. Zusammengeschrumpft hocht fein winziger Greisenkörper.

Wenn der Empereur kommen will — — — —

Greisenmännchen zählt 82 Jahre —. Die Ewigkeitsaugen leuchten.

Aber der Empereur wird kommen! An einem Frei-Froh-Donnerstage soll er kommen.

Sie werden sitzen und warten. Und trinken und warten.

Ein Alter.

Ein Alterchen.

Ein ganz Alterchen!

Drei Männchen! Gott habe sie selig.

## Die Hängelampe.

Er steht in der Türe des Lampengeschäftes. Sie auch.

Die kalte Zigarre klemmt er zwischen die aufwulsenden Lippen. In der linken Hosentasche die zur Faust geballte Hand. Die rechte Hand vorgestreckt, den Stoc aufgestemmt. Hier bin ich. Ich! Ich, der Mann! Ich über alle Maßen! Und ohne mich nichts mehr — es sei denn das Etwas, das für mich kochen muß.

Die Uhrkette liegt schwer und bäftig, von Silber überflossen und voll unlautern Wettbewerbs auf seinem gothisch herauswölbenden Bauch.

Hinter ihm etwas in grüner Bluse mit verpuschten japanischen Ärmeln; im übrigen Exterieur romanisch, Rundbogenstil. Im März des Jahres 1907 wog sie 80 Kilo. Sommers schwißt sie ab.

Das ist sie!

Sie starren zur Decke. Sein Sinn schwappt. Ihres auch. Seine grauen Hosen strippen auf.

Hängelampen, Hängelampen, Hängelampen . . . .  
Wo man hinsieht —! Wo man hintritt —! Wo man anstößt —! Wie Daßgeigen am illusorischen Himmel! Wie westfälische Würste in einem Metzgerladen! Wie alle möglichen Untaten aus einer Pandorabüchse, die herabträufeln auf zwei stiere Gesichter! Runde Hängelampen mit grüner Perlsranse, mit gelber, mit roter. Dyra-

formen mit Milchglöden, mit Wasserglöden, mit Kristallglöden, mit mattem Glas, mit sanftgrüner Ampel, gemustert und ohne. Hängelampen mit Messingreifen oder schwarzen. Hängelampen, Hängelampen in die weite Tiefe des Ladens hinein.

Er fragt:

„Haben Sie Hängelampen?“

Der Ladenjüngling steht steil mit hängenden Armen und hört. Seine Mundwinkel zerrn zu einem Lächeln herab, ganz unverschämt mitleidig. Eine Handschwenkung zur Decke hinauf.

„Bitte scheu — n! Von den eenfachsten bis zu den deuersten. Welches Schenre wünschen die Herrschaften?“

Vorgeneigt, abwartend. Aus dem Bauche des Kunden herauf ein hohles Getöse, schwerfällig, schleimig.

„Na — so 'n Hängelampe.“

Ganz steinern. Die Hand noch in der Tasche, die Zigarre noch in den wulsenden Lippen.

Der Ladenjüngling steht wieder steil, hört, und schwenkt ab in den Laden hinein. Der hängende Arm faust kerzengerade in die Höhe.

„Vielleicht so eene?“

Sie starren. Lange. — — — — —

„Ja, so eine.“

Die mit der grünen Perlenfranse, Messingstreifen und der ausgeschweiften Milchglöde. Der Jüngling beginnt:

„Prima Kristall, garantiert doppelt gefühlter und doppelt verschmolzener Zylinder, Firma Mischke u. Co., der Brenner ist 'n Venusbrenner; g o a n z o u s g e z e i c h n e t e s S y s t e m —!“

„Was kost' die?“

„Sehr preiswert. Fast Ausverkaufspreise! 35 Mark.  
Soll ich sie Ihnen 'runterholen?“

„Nöö! — Kein' so Firtlesanz dran. Einfacher!“

„Bitt' scheu — n! Können Sie haben.“

Er voran. Er, sie hintenach. Sie schieben mit schurfenden Schuhen. Es ist 2 Uhr 5 Minuten nachmittags. Die Mäuden surren an den Schaufenstern.

„Wie gefällt den Herrschaften denn diese?“

Keine Perlenfranze, aber eine massive Petroleumglocke, fast Majolika.

„Mm!“

„Auch eine vorzügliche Ware. Marke „Selekta“. Wir verkaufen die ungeheuer. Ein riesiger Absatz!“

„Mm!“ Er dreht nach ihr, nickt. Sie nickt auch. Ins Lebendige übersetzt heißt es: das wär's!

„Was kost' die?“

„Auch enorm preiswert. Mit 10 Prozent Rabatt bei Baarzahlung nur — warten Sie mal — auf 1 Mark macht 1 Groschen, auf 30 macht 3 Mark — netto also 26,25 M. Wie gesagt, fabelhaft billig“

Sie starren. — — — — —

„Soll ich den Herrschaften die 'runterholen?“

„Nöö! — Viel einfacher!“

„N o ch einfacher?“

Steht steil mit hängenden Armen, ein holder Jüngling wie der mythologische Prokos, der darauf wartet, in eine Blume verwandelt zu werden.

Aber die andern gehen und stellen sich unter die illustre Lampenkorona am Eingange. Ihnen nach staßert der Jüngling.

„Diese da können Sie schon zu 12 Mark haben. Und hier ist eine, bitte scheu — n! zu 6,50 Mark.“

Da zieht „er“ die Hand aus der Tasche, die Zigarre aus dem Munde. Da streicht sie mit gespreizter Hand an ihrer Hüfte herunter. Und Beider Gesichter erhellen sich. Blicke kreuzen in tief schweigendem Einverständnis.

„6,50 Mark,“ sagen sie beide sehr befriedigt. Er dreht nochmals zu ihr, nickt einige Male, blinkert mit den Augen:

„Sechs fußzig!“

Und sie nickt. Sie zwinkert auch. Dann klemmt er die Zigarre wieder in den Mund. Hand tief in der Tasche. Die diversen Schlüssel klinkern darin!

„Ist die Leuchtkraft gut?“

„Ich bitte Sie! Bei dem Absatz, den w i r haben! — Selbstverständlich!“

„Mm! Worin ist da der Unterschied zwischen der von 12 Mark und der von 6,50 Mark?“

„Der Unterschied ist derjenige; passen Sie mal auf. Erstens im Material, das können Sie sich doch denken, und dann hat die von 12 Mark 'n Goldbrenner, einen echten Salvatorbrenner!“

„Einen Goldbrenner, so!“

Sein Mund wölbt respektvoll. Er dreht zu ihr. Sie tuscheln. Es dauert lange. Ein Lehrling schleppt eine Schicht Emailletöpfe herein. Es riecht nach Ofenlack und Kitt. Es dunstet Gas. Ein Fräulein mißt Lampendocht.

Sie tuscheln nicht mehr. Sie starren. Er hebt den Stöß, zeigt.

„Wenn Sie nun den Goldbrenner von d e r da auf d i e da setzen, was kostet denn d i e da?“

Der andere fuchtelt die etwas unklaren Schwengungen nach. Es ist knifflig. Man könnte daraus das heimtückische Wunderkästchen der Porzia konstruieren.

„Wenn ich den Goldbrenner, also den Salvatorbrenner, von d e r da auf d i e da schraube, wie hoch dann

die da kommt? — Tja! Ich will Ihnen mal 'was sagen. Ein Goldbrenner kostet allein schon 2,50 Mark, dann wird die da also um so viel deurer. — 9 Mark netto!"

„Neun Mark!“ Sagt er.

„Neun Mark!“ Sagt sie.

„Neun Mark!“ wiederholt der Jüngling.

Und Schweigen. Und Beklommenheit. Vom Hofe her flutern die Dämpfe aus geschmolzenem Blei. Die Frage des Jünglings pocht an steinerne Menschen:

„Ich hole Ihnen die Lampe 'mal 'runter.“

„Nöö! Nöö! Nöö!“

„Wollen Sie sie denn noch einfacher?“

Ganz peinvoll verzagt, ganz exaltiert verärgert. Herrgott Mensch! Kunde! Sei angelächelt mit tödlichen Pfeilen.

Sagt der Kunde:

„Mm!“

Sie stehen im Zweifel und in starrsinniger Versunkenheit. Sie stehen wie eingefroren. Sie tupft ihn schüchtern an. Da schurft er schwerfällig herum, mustert die lange Länge des Ladens ab, sagt:

„Wir möchten 'mal Stehlampen gucken.“

Es ist 2 Uhr 55 Minuten. Draußen rattert der Sprengwagen vorbei. Am nordwestlichen Sonnenrande bildet sich eine Calciumwolke. Wer Zeichen und Wunder deuten kann — — —

Sie schurpfen in die dämmernde Tiefe des Ladens.

Die Bleidämpfe schwelen gegen die Hoffenster. Ein Lehrling soll helfen. Sie schleppen Stehlampen. Batterien formieren sich auf der Theke. Stehlampen, Stehlampen in allen Preislagen, in allen Qualitäten, in allen Fassons, auch in den undenkbarsten. Kisten und Kasten und Schubfächer gähnen leer. Und es dehnt sich unzählbar.

Notglocken, Grünglocken, hochfüßig, Säulenständer, Bronzefußel, Bullen, Tulpengläser — o, schön! O, wunderschön! Man könnte in den finstern Orkus Lichtfontänen hinabsenden. Man könnte die Sonnenfinsternis im Augenblicke der Totalität mit einer Korona umleuchten. Und kurz und gut, das dunkelste Afrika ließ sich erhellen.

Er und sie sagen nichts. Lange nicht. — — — — —

Und dann schurpsen sie zum Eingange zurück, wieder unter die Hängelampe zu sechs fußzig, mit Goldbrenner 9 Mark.

Ihnen nach der Dritte im Bunde. Und wenn sie ihm die Nervenbänder zu Nähseide zwirnen, er läßt nicht loder.

„Na sehen Se! Sie kommen doch wieder auf die Hängelampe zurück, meine Herrschaften.“

Er fragt:

„Funktioniert sie gut?“

„Tadellos!“

Die Rolle schwirrt, rollt, auf — ab; auf — ab. Man expliziert, experimentiert. Man ist in Schweiß. Himmel-donnerwetter! wer nie sein Brot in Tränen aß — — —

„Darf ich sie Ihnen 'runterholen?“

„Sie müßten sie uns aber zuschicken. Wir wohnen auswärts.“

„Zuschicken! So! Gewiß, machen wir. Adresse bitte. Und natürlich 50 Pfennig Porto.“

„So!“

„Ja, ohne die Verpackung!“

„Mm!“ Er dreht nach der Frau: „fußzig ohne die Verpackung macht 9 fußzig ohne Verpackung!“

Sie stehen steinern. Sie sagen nichts.



Da zupft ihm die Frau verstohlen an den Rock und schleicht zur Türe. Er scharrt herum, sagt:

„Dann wollen wir uns das noch überlegen.“

Der Ladenjüngling sucht nach Worten. Er stottert, er stockert. Spitz und gellend spricht ihm die Geschäftsverzweiflung heraus:

„Aber ich bitte Sie, meine Herrschaften! Nirgends bekommen Sie's preiswerter! Wir sind das größte Lampengeschäft am Plage! Wir haben ja auch noch billigere Lampen —.“

Von der Türe aus sagt die Frau:

„Ja wissen Sie, wir wollen zuerst noch vergleichen, ob wir's zu Haus nicht grad' so billig bekommen.“

Und hinaus.

Draußen sucht er nach seinem Notizbuch.

„In der D=Straße soll noch ein Lampengeschäft sein, und in der K=Straße und in der B=Straße. Komm, Frau!“

So werden noch — vergleichen. . Ihr Zug geht erst um 9,15. Der letzte!

\*

Wenn ich ein Lampengeschäft hätte. — Aber ich habe keins! — Ich müßte mich ja neben meine Lampen hängen!



## Der Brummeufel.

¶ Eine Schneewolke geht nieder und verdunkelt den weißen Winternachmittag.

Aus dem Warenhause flimmert das elektrische Licht hinein. Eine gleißende Strähne in dem weißen Wirbel.

Die Menschen drängen in die spiegelnden Flügeltüren. Sie haben rotgefrorene Nasen und fahle Gesichter. Das blanke Licht in den hohen Verkaufsräumen macht sie noch blasser. Aber drinnen ist's warm und schillernd und so ungeheuer anheimelnd.

Blendender Weihnachtsputz füllt die Hallen bis zur Decke hinauf. Der Widerschein malt Märchenbilder in die Kristallscheiben an den Säulen und spiegelt darin die auf- und abwogende Menge. Fröhliche Gesichter, die sorglos staunen, und Menschen, die laufen können. Verstörte Gesichter, denen der Glanz wehe tut, und scheue, die zusammenzucken, wenn hinter der Theke her jemand nach ihren Wünschen fragt. Sie wollen nur staunen — — staunen! Nachher würgt ihnen die Erbitterung zum Halse hinauf. Macht nichts! Die Augen sind gesättigt, wenn der Magen dabei auch nicht voll wird.

Wo eine Lücke in die Menge kommt, schlüpft ein Weib hinein. An ihrem Halse hängt ein gliederkrankes Kind. Seine stoßmagern, leblosen Beinchen baumeln an ihren Hüften herunter. Der dünne Kopf mit den welken blassen Wäckchen liegt ihr auf der Schulter.

Und die kranken, verschatteten Augen stieren. Blöde Blicke seitwärts über die Menge, und lauernde hinauf in die kunterbunte Pracht.

Die spitzen Finger graben in das geblümete Schultertuch. Es möchte die närrische Welt da vor ihm in diese kleine, knochige Hand zusammenfassen, um sein leeres, trauriges Herz damit auszufüllen.

„Mame!“ Die Frau bleibt stehen und dreht das schmale Kinderköpfchen den langen Regalen zu, wo der bunte, gleißende Tand sich aufbauscht.

Ein wenig Glanz kommt in die kranken Augen. Das sieht wie ein Märchen aus, aber das Kind denkt altklug wie die Großen; es weiß, daß Märchen erlogen sind — was kann ihm also die ganze Märchenpracht nützen? —

Etwas bleibt in ihm haften — ein Wunsch, ein Sehnen, das ärger als Feuer brennt. Mit den matten, verlangenden Augen starrt's auf den häßlichen, schwarzen Kerl mit dem Woll Leib und den Leberhänden. Der sitzt in dem Flitter wie ein Ausgestoßener, aber seinen Platz behauptet er breit, behaglich, frech. Der gefällt dem Proletarierkind.

„Mame' — der Brummeibei!“

Das scheue Geflüster weht an ihrem Ohre vorbei in den Weihnachtsglanz. Es knistert in dem Menschengewühl wie die unechte Seide der Harlekinröcke oder das Richern der Pierrette, — eines armen, kranken Kindes stilles Verlangen!

„Jawohl, Edchen,“ sagt sie herb, „den kriegste, den Brummeibei,“ aber sie weiß noch nicht, ob sie am Weihnachtabend Brot haben wird.

Ungestüm drängt sie weiter. Des Kindes Blick hängt an dem Schwarzwollenen fest. Der war noch häßlicher als es selber; und niemand kauft ihn. Feine Leute wollten so etwas nicht. Darum hat es den häßlichen Brumm-

teufel noch lieber. Wenn man dem auf den aufgedunsenen Leib drückt, geberdet er sich ganz unsinnig und brummt — brummt — — so konnte nur die Plebs knurren, wütend, ungesittet, also paßten sie zusammen.

Ein Fünkchen Lebensmut kommt in den Krüppel; vielleicht ist's auch nur der Starrsinn des kranken Kindes. Es kostet ihm einige Anstrengung, aber es stemmt sich gegen die Schulter der Mutter, um aufrecht zu sitzen. So kann es weit über alle hinwegsehen, und wenn es sich ein klein wenig redt, sogar bis zur Türe hinüber, die weit hinten bei den Konserven ist. Ein Schild baumelt daran: „Expedition“. Laufmädchen hasten mit gefüllten Korbwannen dort hinein. Ihnen entgegen drängen die Pader und Hausknechte. Jeder hat Eile. Die Ressortchefs sind hinter den Ladenjungfern her:

„Fig, Fräulein!“ Von den Ladentischen herüber ein Ruf:

„Kasse!“ Der Zahlautomat rasselt, die Münzen rollen.

Neue Käufer — andere Gesichter; aber das Weib bleibt, wo es steht, unbeweglich, stumpf. Das große Schild klappt wider die Türe. Nun geht diese weit auf. Ein Mann in kurzer, blauer Leinenjoppe schafft sich Bahn. Auf seinen Armen zwei hochgetürmte Reihen Konservenbüchsen. Er leuchtet darunter. Der Mann ist nicht stark und sieht elend aus.

„Achtung!“

Durch das Körperchen des Knaben läuft ein Zittern. Er redt sich auf, seine Augen dehnen sich weit, und dann streckt er über die Köpfe hinweg seine Armchen aus. Der Mann sieht's und nickt und lächelt und drängt weiter. Man ruft schon nach ihm.

In dem kranken Kinde pridelst's wie ein elektrischer Strom. Es späht und sucht und lauert, bis es die blaue Zoppe in dem Gewühl wieder erblickt. Dorthin schlängelt das Weib und läßt sich stoßen und anschreien.

„Gottlieb! Hier sind w'r, — ich und der Ede!“

Der Mann sieht ganz glücklich aus. Mit der schwieligen Hand streicht er dem Kinde durch's Gesicht. Die ist rau, und es verzerrt den Mund.

„Wann biste daheim, Gottlieb?“

„Vor zehne nich'!“ Er küßt das Kind und will gehen, aber die dünnen Fingerchen krampfen sich an seinen Schnurrbart fest. Der warme Kindermund liegt ihm auf der Wange.

„Vadder, gelt — der Brummbeibel? — — schön is't n'ja!“

Da sieht er wirt zu seinem Weibe hin. Dem stehen die Tränen in den Augen.

„Vielleicht geben sie Dir Vorschuß,“ flüstert sie.

„Gibt's hier nich' — keiner hat Zeit.“

„Vadderchen, der Brummbeibel — gelt?“ jammert leise das Kind.

Nun ist alles Glück aus ihm heraus.

„Geda, Gottlieb, fix!“ ruft ihn die schnarrende Stimme des Ressortschef an.

„Sollst ihn haben!“ nickt er dem Kinde im Fortgehen zu; er beißt die Zähne aufeinander „sollst ihn haben, jawoll,“ dann leise, fast knirschend, „und müßt ich 'n stehlen!“

Er verschwindet hinter dem großen Schild. In der Expedition wartet man auf ihn und schimpft. Von allen Enden her ruft man nach ihm. So ein Hülfspader, der ein paar Wochen aushilft, wird ausgenutzt.

Unwirsch fährt der Geschäftsführer an seinem Pult herum.

„Galanteriewaren müssen herbei, Lager A 1 — nicht so schlapp, Gottlieb.“

Ehe er dahin kommt, ruft ihn ein Packer an den Leimtopf. Da soll er Etiketten aufkleben. Ihm ist ganz wirr; seine Gedanken sind noch draußen bei seinem Kinde. Einen Brumnteufel — ja so, den mußte er herbeischaffen. Neben ihm haucht sich der bunte Flitter auf. Der sollte mit dem Stadtwagen verschickt werden. Zierliche Attrappen waren darunter: ein Wettrenner mit Velociped, daneben ein musizierender Clown, und dann der gitarrespielende Frosch, ein Kinderorchester und das Hündchen mit Fellüberzug, das im Kreise laufen und den Kopf possierlich drehen konnte! Und in dem scheinbaren Lebendigwerden dieser Miniaturwesen lag so viel Komik; zum Totlachen wär's für den Ede! Aber für den war's eben nicht. —

Er sucht zwischen den aufgehäuften Sachen nach dem Rabattmarkenzettel.

Herrgott, da stak er ja mitten zwischen den grellen Velours und den Schellenkappen, der schwarze Plebejer mit dem grinsenden Gesicht, den ein Druck auf die Feder zum Possenreißer in den Weihnachtstagen machte!

Der Zettel knistert in des Mannes Hand.

„Kronprinzenallee 4“. Da wohnten Kommerzienrats. Die würden den häßlichen, schwarzen Kerl in dem gleißenden Land nicht einmal vermissen. Vielleicht war's nur eine Laune, vom Augenblick abhängig, jetzt schon vergessen — für sein Kind war's ein heißer, brennender Wunsch.

Seine Hand langt danach — der Wollkörper liegt flaumweich zwischen seinen derben Fingern — wenn er jetzt zum Dieb wird um seines kranken Kindes willen —

„Gottlieb!“ Er zuckt zusammen. Der Schwarzwollene fliegt in die Korbwanne zurück, mitten unter's Kinder-

orchester. Daraus schnarrt ein Rasseln und Klinken wie aus einem alarmierten Uhrwerk. Dem zwischen zwei Stühlen turnenden Clown wird sogar der Spizhut verbogen.

Gottlieb gibt wirre Antworten. Vor seinen Augen kreist ein Wirbel. Die grellen Plakate an den Wänden ver-schwimmen zu einer ungeheueren, tausendfarbigen Masse. In seinem Kopfe hämmert's, als würde jedes einzelne dieser Riesenbilder dort festgenagelt; zuerst das mit Luhn's Waschseife, und das vom Kindermehl und ganz zuletzt das vom „Heureka“ — es war ebenso fraßenhaft wie der schwarze Bissenreißer in dem Stadt-Collé für die Kron-prinzenallee.

Sein Blick bohrt sich in diesem Weihnachts-Lustteufel fest — wenn er ihn k a u f t, müssen sie am Brot darben. Wenn er ihn s i e h t!! — — — — — Er spürt, wie es heiß in ihm wird — heißer kann die Hölle nicht sein — er sieht nichts mehr — seine Hand tastet — — in den Ohren kling't's ihm hohl, als sei er allein in der großen, großen Halle — er ganz allein, und alles ringsum ihn nebelhaft! Und nur ein krankes, leises Jammern weht in die Stille hinein:

„Schön is'r — der Brummdeibel!“ Da könnt' er zum Verbrecher werden — aber auch an den Himmel denkt er. Wenn der Herrgott „Unser Vater“ ist — — — lieber Herrgott! Er ist ja auch Vater — Vater des armen, kranken Edchen, der nicht hungern darf und der den Brummteufel haben mußte — ohne Erbarmen, er mußte!!

---

Die Glocke am Eingang kündigt Ladenschluß. Die schweren, eisernen Rolläden rasseln herunter. Durch die weiten Hallen drängt das Personal zum Separat -Aus-gange.

Ein Knacken — das Licht erlöscht, und aus dem Weihnachtsflitter kriecht das tote Dunkel. Draußen in den Gängen ein Gefurr von Stimmen; ab und zu ein Ruf:

„Fröhliche Weihnacht allseits!“

Das klingt nicht froh. Sie sind alle müd' und gähnen.

Am Ausgang steht der Portier und hält Musterung. Kapes und Pelerinen werden nicht geduldet. Was könnte da nicht alles ausgeschmuggelt werden — und so viel zweifelhaftes Hülfspersonal an flotten Verkaufstagen! Der Portier hatte weitgehende Befugnisse.

Und da rennt einer schon verdächtig genug gegen ihn an. Der ist wie ein Verheßter, oder sagen wir, wie einer, der etwas zu fürchten hat.

„Holla, Schafskopp, stoß' dir keene Verzierung aus'm Gesicht.“

Der Portier faßt mit der groben Hand zu — just an die Brusttasche, wo der schmale Gottlieb allzu aufgeplustert erscheint. Und dann däumelt er an dem weichen Päckchen herum, das hinter dem Leinenrock fest sitzt und gröhlt sein hämisches Lachen heraus.

„Wat is't denn nu, Gottlieb“? Der wird weiß wie Kalk und stemmt sich gegen die Wand. Das Gewühl stobt. Des Portiers Stimme schnarrt wie ein Trompetenton über das Gewirr hin.

„Nu pack 'mal aus, Männeken!“

„Ich hab' nix — laßt mich durch um's Himmels willen!“

Sie ringen miteinander. Fest wie ein Schraubstock schließt sich des Portiers Hand um das wollweiche Ding — da berührt er die Feder, und nun bricht der Tumult in der Brusttasche los — wie ein Bienenschwarm tost's heraus — ein Summen und Surren — hurrrup! hurrrup!



Der schwarze, verräterische Kerl möcht' vor Ungeberdigkeit aus dem Rockfutter heraus.

Da knickt der Mann zusammen und weint. Aber er flucht dabei. Die anderen drängen vorüber. Wieder ein Dieb ertappt — weiter nichts.

Weil's der Gottlieb ist, wird in dem Gedränge eine Gasse. Da mag er durchschlüpfen. Der nahm's ja nicht zum Trunk.

Durch die Reihen zwingt sich der Geschäftsführer. Mit beiden Armen winkt er von weitem schon.

Nur keinen Lärm, keine Tragik! Ein Warenhaus hat eine empfindliche Ehre. Das ist seine Geschäfts Ehre. Ertappte Diebe sind überhaupt keine. Da lächelt man und nennt's ein „Versehen“. Die Plebs dankt's ihnen und — kauft!

Ein Warenhaus muß auch mit dem vierten Stand rechnen. —

Durch die verschneiten Straßen stapft Gottlieb heim. An der Normaluhr holt ihn ein Kessortchef ein und tippt ihm auf die Schulter:

„Hören Sie mal, Sie verdammter Gottlieb. Solche Lappalien stiehlt man doch nicht!“ und als ihn der Mann verständnislos anstiert,

„— Die bittelt man!“

Da dehnt sich der Proletarier:

„Nein, ich bitt'le nich!“

Und er geht stolz.

Zwischen seinem Rockfutter holt der Brummeufel zum letzten Knurren aus.

Ja, sie paßten wirklich zusammen, er und die Plebs; — aber Edchen wird sich freuen.



# Am Heiligenhaus.

## 1.

Die Frösche sprangen ins Wasser. Die Sonne brannte die Äcker dürr. Überall der weiße Himmel und die durstige Erde und die schimpfenden Kleinstädter und die lachenden Bauern und der stille Herrgott, der für eine gute Heuernte sorgte.

Zum Walde herauf führt ein steiler Pfad über ver sandeten Boden, sehr halbsbrecherisch im Winter, sehr verschwiegen im Hochsommer, wenn zu beiden Seiten die Ahrenfelder schwankten mit dem leuchtenden Mohn darin und mit der blauen treuen Blume, die dem Sohne des Landrichters, und das war Damian Brämer, schon verschiedene Protokolle vom Feldschützen zugezogen hatte. Aber Damian Brämer mußte an gewissen Tagen Sträuße von blauen, treuen Blumen pflücken — und kurz und gut: drunten in der Mühle wohnte eine . . .

Dieser Pfad war der Römersteig. Den leucht Damian Brämer hinauf, dreht sich auf dem Waldplateau zur Talmühle zurück, Gut im Nacken, perlenden Schweiß auf der niederen Stirne und einen Grassalm im Munde.

„War die heut' wieder 'n nette Maus, was Ferd?“

Ein schräger Schatten den Pfad herauf und ein Wust schwarzen, kurzgewellten Haars. Ein langer Schritt herüber und über die schmalen Schultern Damians ragt ein anderer, einer, der an dem Hunsrücker Kleinstadthimmel

ein Stern war, ein leuchtender; aber seine Mutter hatte ein zerfahrenes Geschäft und brauchte eine reiche Schwiegertochter — irgend eine. Und sie könnte auch drunten aus der Mühle sein.

Ferd Hart schüttelt sich.

„No die. Die müßte den Mund nicht aufmachen. Dann ist sie schön. Man möchte sie andichten. Und wenn sie dann mit einem Male einen Mund voll Worte herausknarrt, weißt, Damian, so'n gestreiftes Hochdeutsch, das einem die Zähne stumpf macht, — ja und dann hol' der Henker die schöne Müllerin. Im übrigen hat's mir drunten gut geschmeckt, ich hab'n paar Wiße steigen lassen, sie kann lachen, Damian, schön breit und ausgiebig, man hat was für seinen Wiß, — und das ist alles, Damian Brämer, total alles.“

Er stapft lachend weiter. Damian dicht hinter ihm, knuspert erhoft an seinem Grassalm, versucht mit Freund Hart Schritt zu halten, holt weit aus, die kurzen Hosenbeine strippen auf, — die Frau Landrichter hat vierzehn Bubenbeine zu versorgen — und dem Ferd Hart hängt etwas am Arme. Das ist Damian Brämer, sehr entrüstet, sehr rot, aber er sagt nur:

„Mir gefällt sie so.“

„No gut. Ich habe nichts dagegen, Ich räume Dir das Feld. Wenn Du, so wie heute, einen brauchst, der Dich anstandshalber einführt — so lange es mir schmeckt, gehe ich mit.“

„Hör' mal, Du bist ein ganz gewöhnlicher Kerl, schlimmer als ich. Zu meiner Ehre kann ich doch noch sagen, daß ich in meinem Leben nie hungriger aus einem Hause ging als heute. Jawohl, zu meiner Ehre. Pfui Teufel, Ferd.“

Der pfeift gellend in den Lannenschlag.

„Aber natürlich, Damian, Du mußt hungern. Hast Du schon je von einem Verliebten gehört, der sich satt ißt?“

„Du bist so einer.“

Da bleibt Ferd Hart vor dem Freunde stehen. Aus seinen Augen glitzert eine große Herzenskälte.

„Ja, Damian.“ Dann besinnt er sich. Er hält's der Mühe wert, eine Erklärung zu geben. „Verliebtsein ist Luxus. Unfereins gönnt sich das nicht. Bei uns daheim ist viel faul, Du weißt. Wenn ich auf der Orlamünder Mühle Wiße verzapfe und die mich zum Lachen nötig haben, dann sehen sie auch durch die Finger, wenn ich mal wieder Olfuchen und Salz und ein paar Kannen Salatöl auf Borg haben will. Ich habe das Ehrgefühl für unbezahlte Rechnungen verloren. Es kommt also nur darauf an, daß ich mir die Türen offen halte und mich angenehm mache. Jawohl, Du. So niederträchtig kann man werden. Du bist natürlich anders. Du liebst wie ein Troubadour, läßt deine feine Familie wehklagen und tröstest sie damit, daß sie Dich nächstes Jahr zu den Soldaten verschicken kann. Du brauchst keine fälligen Wechsel einzulösen, weil es niemand beifallen würde, Dir zu borgen. Und so zehrst Du Idealmensch an der Liebe der schönen Müllerin, bis man Dich eines Tages dort hinauswirft und somit Deiner Frau Mutter zurückgibt.“

Damian pickt aus der langen Rede nur einen einzigen Gedanken auf.

„N'Donner. Haben die Orlamünder das Geld so — so verdammt, meine ich?“

„Sieh mal, wie Dir jetzt der Hunger nagt. Es ist doch besser, wenn ein Verliebter sich satt ißt, nachher kommt ihm sonst eine Gier, — no! Die ist schlimmer als mein Sattsein. Paß auf! Ich will Dir's vorrech-

nen. Es ist ein Dezimalbruch: eine hypothekensfreie Kornmühle — Komma — eine Verkaufsniederlage in der Stadt. Merkst Du was? An dem, was an dem Bruch das Zehntel ist, bröckle ich ab.

„N'Donner“, sagt Damian wieder, und sie gehen weiter. Der Waldpfad läuft in die Landstraße ein, weit, weiß, schlängelnd in dem heißen Sommernachmittag. Eine Staubwolke quirlt ihnen entgegen, mitten darin ein vorüberrasendes Gefährt. Ein lauter Ruf vom Wagensitz.

„Gute Tag, Ihr Herren.“

Die Schwenten die Hüte. Scht. — Vorbei das Kattern und Stäuben.

„Sieh ihm nach, Damian, so fährt ein reicher Mann. Alles über den Haufen, und blanke Pferdegeschirre und rote Wedel am Kummer. Und den auf dem Hintersitz? Kennst Du ihn? Der die Verkaufsstelle in der Stadt hat, der Schmittinger. Der müßt' mir nicht zwischen Tag und Dunkel im Wald begegnen. —“

Aus dem schönen, lachenden Gesichte rinnt die schäumende Leichtfertigkeit. Ein Lächeln noch, aber das scheint in die Mundwinkel eingefroren. Damian rückt zur Seite der Landstraße in die Baumschatten. Von da aus sagt er:

„Wie der Herr, so der Knecht. Was nach Deiner Ansicht der Orlamünder mir einmal antun wird, hat dieses Schmittinger Zuckermännchen Dir schon längst „pour aqui“ gegeben. Als Du an der Liebe seiner Amie (Anne-Marie) zehren wolltest — rausgeworfen oder — wenn Du so willst — Dich Deiner Frau Mutter wieder zurückgestellt. Dja, dö's hat er. — Nun komm 'rüber und schlag mir das Dach ein.“

Aber Ferd Hart kommt nicht, stapft mitten in der Sonnenlinie weiter, knirscht:

„Mich rauswerfen? — Der wär's!“ Dann steht er, steift den Kopf, lacht stoßweise. „Damian, so 'ne Unverschämtheit. Fragt mich rund heraus: Heirat oder nicht? Das Zudermännchen! — Ja denk' mal.“

„Die Antwort bist Du ihm schuldig geblieben.“

„Daß' ich mir die Pistole auf die Brust setzen? Sag' Du.“

„Wenn nicht abgedrückt wird — warum nicht?“

Da geht Ferd verärgert weiter.

„Wer so einer wäre wie Du, Damian Brämer. Mir erdrücken die Geschäftszorgen die Liebeszorgen. Schließlich kann ich ja noch froh sein, meiner Mutter Käse, Seringe und Syrup verkaufen zu dürfen. Ja, Damian, so ganz anders hätte es werden sollen.“

Jetzt macht er ein paar weite Schritte auf die Landstraße hinüber zu dem Freunde und geht langsam neben ihm her.

„Ich habe einen Unstern über mir, — und das ist Amie. Ich hab immer geglaubt, etwas Liebes könnte einem nicht unlieb werden, jetzt weiß ich das anders. Herrgott, Damian, ich bin so voll Haß gegen das Mädchen.“ Und schluckt an seiner Erregung. „Ich hätte jetzt den geistlichen Rock, wenn alles so gegangen wäre, wie es hätte gehen sollen. Da kam mir die Amie Schmittinger ins Herz, und die hatte ebensowenig Glauben zu meinem Beruf wie ich. Das gleiche Feuer brannte in uns. Und dann ließ der Pastor mich abfallen, und das, was hängen blieb in mir, war gerade gut genug, um meiner Mutter, die eine reiche Frau war und eine arme Witwe wurde, die Matjeshäringe zu verkaufen und Kellameschilder zu schreiben. Damals war ich im Rausch. Ich hätte mein Glück als Straßenlehrer versucht, Amie zu Liebe. Jetzt liegen so viele Jahre dazwischen. Ach Gott. Zwischen

Gangen und Bangen, Lieben und Streiten. Ich bin jetzt so furchtbar ernüchtert. Was soll man da sagen? Von unserer Liebe haben wir den besten Teil abgeschöpft. Wenn ich sie jetzt heiraten wollte, hätten wir uns nichts mehr zu sagen. Wir müßten ja ersticken in der Arbeit und Sorge. Hol's der Henker. Ich habe es satt."

Damian geht dicht am Wegrain. Die Baumstämme sind zwischen ihm und dem Freund. Aber es ist ihm, als könne er den heute nicht „Freund“ nennen. So sagt er stachelnd:

„Dös Ding hat seine zwei Seiten. Einmal war die Amie Schmittingen dein Stern, jetzt — Unstern. So oder so, zum Schwarzrod paßt deine Fasson nicht. Man macht doch den Vock nicht zum Gärtner, oder den Teufel zum Küster, oder den Ferd Hart zum Pfarrer. Streiche die Amie Schmittingen aus deinem Schulbuche, die ist bloß Dein notwendiges Übel geworden, oder, wenn's besser klingt, das letzte Mittel zur Klärung deiner Gefühle. Wenn Du Dich heute nicht in die süße Amie verliebt hättest, wär's morgen eine süße Andere gewesen. Irgend eine mußte es sein. Dös ist es, verlaß Dich drauf.“

„Red' weiter, Damian.“

„No, der besten Mühle kann einmal das Wasser ausgehen.“

„Ist Deine Weisheit alle? So kann man sie groschenweise kaufen. Hast Du auch einmal darüber nachgedacht, was aus mir geworden wäre, wenn ich weiter studiert hätte, auch ohne die Protektion vom Pfarramt, so wie hundert Andere es machen, die als Untersekundaner schon wissen, daß ihr Kopf nicht für die Tonsur ist? Die büßeln auf eigene Faust weiter, und wenn die Nachhilfestunden für freie Belöstigung auch Keinen bis zum Minister befördern, bis zum Philologen reicht's doch. Ja, Damian,

so etwas denkt ein gesunder Menschenverstand, aber die Armie verfügte nur über den Kleinstädterbegriff, der keine andere Bestimmung weiß, als den Schuster bei seinem Leisten zu lassen. Eine Geschäftsfrau — mehr wollte sie nicht. Vor dem andern, das über sie hinausreichte, hatte sie die Scheu, und da kam ich heim und stellte mich hinter die Theke und bediente die Stadtherren am Stammtisch und wurde der fehlende Mann im Stat.“

Seine Stimme erstickt in der zugepreßten Kehle. Er spricht so leise, daß Damian hinhorchen muß.

„Und dann erlosch die Liebesglut in mir wie ein Feuerwerk, ganz allmählich, ich hab's nicht gemerkt, aber plötzlich konnte ich nicht mehr zu ihr, nach Jahren zum erstenmal nicht mehr. Ich fühlte etwas wie langgenährten Groll, der nun aus mir herausquoll und mich von ihr abstieß, so als sei sie meine Feindin, und das habe ich all' die Jahre nicht gewußt, und das sei mir mit einem Male klar geworden. Da brach unser Unfriede los. Es ist schon zum Stadtgespräch geworden. Zuletzt trieb mich die Gewohnheit noch zu ihr, und ganz zuletzt auch diese nicht mehr. Und nun kann mir meinetwegen der Schmitterger zwischen Tag und Nacht im Walde begegnen. Ich drücke ihm die Hand, ich danke ihm. Er hat mich freigemacht.“

Sie sind auf der Brücke, die über den Wallgraben der ehemaligen Festungsstadt führt. Über das Holzgelande lehnt Ferd Hart und starrt die steile Böschung hinunter. Ein Steg führt in das Wasser hinein. Darauf lauern die Waschfrauen, schlenkern Laten heraus. Damian steht hinter dem Freund, drückt beide Hände in die Hosentaschen und hat den „Trumpf“ auf den Lippen, den er nicht auszuspielen wagt. Leise pfeift er vor sich hin, und da sagt Ferd Hart über die Schulter zurück:



„Nur zu, Du könntest dran ersticken, wenn's Dir im Munde bleibt.“

„Das Stadtgespräch,“ sagt Damian und pfeift wieder, „das Stadtgespräch geht um, deine Mutter brauchte eine reiche Schwiegertochter und der Ferd hätt' dafür ein ver-teufelt rasches Verständnis, und so sei es gekommen, daß er nun ein guter Sohn geworden wäre, aber ein schlechter Liebhaber, und die Amie eine unglückliche Braut.“ Und da Ferd noch unbeweglich hinunterstiert: „Wenn Du in den Graben springen willst, Lieber, hier ist es nicht tief genug, Du hast lange Beine.“

Ferd reckt sich auf, dreht sich um, schwer, ungelent, als ob ihm die Glieder steif wären. Vor dem blutleeren Gesicht erschrickt Damian. Da langt ein Arm über dessen Schulter.

„Dahinten wohnst Du, Damian Brämer, die Stadt hinauf wohne ich. Das liegt weit auseinander, und es ist gut so.“

Schnell wendet er und geht. Ehe Damian begreift, ist er schon mitten auf der Straße.

„Dös — dös“, der Sohn des Richters schlägt sich auf's Knie, „dös ist 'n Problem,“ und heim trollt er. Der andere stapft mit gedankenleerem Kopfe weiter. Die Unruhe reißt und zerrt in ihm und bringt seine wohlaufgeschichteten Grundsätze in Unordnung. Er war mit sich im Klaren, nun ist in ihm alles verwischt, und ein Lärm von tausend Stimmen bricht los. Wenn er sie unglücklich weiß, so paßt das nicht in seine Pläne. Sie war immer die wohlgeratene Bürgerstochter. Wenn seine Liebe stürmisch wurde und zu Gedichten anschwoll, dann kam ihr das Lachen. Er dachte, nun würde sie auch so der enttäuschten Liebe Leid auffassen — so alltäglich praktisch. Aber sie machte schon zu ihrer Aussteuer das zweite Duzend Leib-

wäsche, und damit hatte er nicht gerechnet und auch nicht damit, daß auch — eine liebe Gewohnheit sich nicht schmerzlos abstreifen läßt.

Es ist ein Samstag. Die Ruzeimer raffen vor den Türen. Das schmutzige Wasser rieselt die Straßenrinne herunter. Aus dem Kirchengäßchen lösen sich eilige Gestalten, die vom Gotteshause kommen. Den näheren Gang über den Kirchplatz nimmt auch Ferd, macht einen langen Schritt über die Rinne. Ein Wasserguß fliegt ihm zwischen die Beine, und mitten im Kirchgäßchen steht er. Kaum so breit ist es, um zwei Menschen aneinander vorbei zu lassen, ein schmaler feuchter Gang, der das Erdgeschoß eines altertümlichen Hauses durchbricht. Er läuft auf den weiten Kirchplatz, und von dorthier fließt das helle Sonnenlicht in ihn herein.

Ein Schatten fällt in den Ausgang. Da steht Ferd und kann nicht mehr weiter. Er möchte umkehren, da steht auch sie und kann nicht mehr zurück. Zwei fahle Gesichter und ein drückendes Schweigen. Ihre Augen flackern. Er kennt sie nicht mehr, — die hellen, nichts-sagenden Augen, die jetzt tiefer sind wie ein Abgrund und voll funkelnden Hasses. Er weiß kein Wort, lüftet den Hut und will vorüber. Sie steht und starrt ihn an. Langsam läuft ihr die Röte ins Gesicht. Das färbt sie dunkler und paßt zu dem schwarzen, stumpfen Haar.

„Laß' mich vorüber,“ sagte er heiser. Da krampft sie die Hände in die helle Fierschürze. Zwischen den verzerrten Lippen blüht die Zahnreihe. Das Weinen beb't ihr herauf, aber die Wut ersticht es.

„Weiter weißt Du nichts? Du — Du! Unser Herrgott muß es Dir heimzahlen!“

Da hat er seine Fassung wieder.

„Laß' nur den Herrgott aus dem Spiel. Wenn Du vernünftig wärest, würdest Du unter diesen Umständen selber keine Heirat wünschen.“

Sie lacht ihn an: Der Hohn spricht.

„Meinst Du denn, ich wünschte noch eine Heirat mit Dir, mit so einem? Hätt' ich meine Jahre zurück, die ich an Dich hing, — jetzt habe ich keine Jugend mehr. Was hab' ich denn dafür? Nicht einmal eine schöne Erinnerung. Du hast mich ja gequält, zuerst mit Deiner Lieb', dann mit Deiner frechen Gleichgültigkeit. Jetzt gehst Du und hast keinen Schaden gelitten, und ich kann Abschluß machen. Wer kümmert sich um ein altes Mädchen, das dem Ferd Hart zu viel wurde! Siehst Du, das ist's, was mich aufbringt, und darum geh' ich Dir nicht aus 'm Weg und darum haben wir zwei noch nicht abgerechnet miteinander.“

Sie steht dicht vor ihm. Ihr flammendes Gesicht redt zu dem seinen hinauf.

„Ich heirate Dich, Ferd Hart, und wenn's eine Hölle für mich wird. Ich heirate Dich! Ich laufe Dir bis an den Altar nach. Ich muß Dich ja heiraten, um meine verlorenen Jahre zu retten, um mit 27 Jahren nicht alt zu sein.“

Sie klammert sich an seinen Arm, drängt ihn gegen die feuchte Mauer, jammert leise in sich hinein und beschwört ihn.

„Tu's nicht, Ferd, trag Dich nicht mit andern Heiratsgedanken! Laß Deine Mutter reden. Heirate mich und stelle mich hinter die Theke. Die Hände will ich mir blutig schaffen. Denk doch, daß ich meine Jugend an dich gehangen hab, Ferd, denk dran.“ Und dann schnellt ihr Kopf zurück. Ihre tränenlosen Augen hängen an seinem

Gefichte. Sie liebt Ekel darin. Da drückt sie seinen Arm nieder und wiederholt in halber Verzweiflung:

„Denk' dran, Ferd. Du hast mich doch einmal gern gehabt, und wie gern! Soll das alles aus sein zwischen uns? Ich könnt' wieder warm werden an Dir, wenn Du nur wolltest, Ferd, denk' dran.“

Auf dem Kirchplatz hallen Schritte, er fährt auf, stößt blindlings mit beiden Armen um sich, als müsse er die Netze zerreißen, die ihn von neuem einspinnen. Ein Wischeln sprüht ihr ins Gesicht.

„Aufbürden willst Du Dich mir? Psui Teufel! Nun ist's ganz aus! ganz aus! Du bist mir zuwider!“

Das Entsetzen schreit aus ihr. Ist das denn so? Och Göttdchen! Zuwider?! Er war doch 'mal ein Verliebter, ein ganz närrischer. Er hat ihr die Jugend abgeküßt, Er hat eifersüchtig geweint. Er hat verlangt und gefordert. Da hat sie alles dran gegeben. Eins nach dem andern. Was er wollt'! Wie er wollt'! Wenn er nur zufrieden war! Wenn seine eigennützige Liebe gesättigt war! Och Gott! die wahnsinnige Lieb'! Die kann doch nicht verstorben sein! So 'was Liebgehabtes kann einem doch nicht zuwider sein!

Ihr Arm reckt um seine Schulter. Sie möchte ihn küssen und ihn würgen, ihn anspeien und um ihn weinen.

Er drückt ihr den Arm nieder, schleudert sie zurück. Mit einem weiten Schritt ist er aus dem Gäßchen.

An der Mauer bricht sie zusammen. Schwindelnd kurbelt sie. Von ihrer Stirne tropft Blut. Näher kommen die Schritte. Sie rafft sich auf. Eine breite Altmutterstimme fragt:

„Ist Dir ebbes, Amieche?“

Da streicht sie langsam über die Stirne. Das Blut rinnt ihr zwischen die Finger; hebt das Gesicht und lächelt.

„Nä, mir is nix. Wer seid Ihr denn?“

Die Frau klopfte ihr mit der verknöcherten, abgearbeiteten Hand auf den Arm, begütigend, und wie man jemand beruhigt, der aus bösem Traume aufschreckt.

Und in rauher Gutmütigkeit:

„Amieche, Dou närrisch Mensch, kennste denn die Schule=Was nit meh'? Jerrem! Dann muß et als weit mit Dir arm' Mensch sein.“ Bringt ihr Gesicht nahe, zwinkert vertraulich mit den Augen, — „hörste, Amieche, wat ich geseh'n hon, brauche annere Leit nit zu wisse. Warum denn aach, gelle?“

Über Amies Gesicht reißt ein wehes Lächeln.

„Es is jo ganz egal, wann man't weiß, Schule=Was.“ Und geht heim. Über den weiten Kirchplatz, still und zertreten. O, wie ein Wurm! Aber ein Wurm krümmt sich. Amie Schmittinger wird ein Wurm sein, der zertreten ist.

Die Kirche auf dem Berge hat inmitten eines Gottesackers gestanden. Da dämmte man über den alten Toten die Erde ein, und die neuen begrub man vor die Stadt ins blühende Feld. Da wurde ein weiter, leerer Umkreis um das gewaltige Gotteshaus. Die Häuser umschlossen ihn in dichter Runde; nur nach dem Markte zu die breite, offene Passage. Ein Eckhaus hüben und drüben. Sic Schmittinger! Sic Schut! Gute Nachbarn vis à vis, freundliche und gefällige. Nachbarn voll neugieriger Anteilnahme. Und leihen einander Kartoffeln oder Waschkörbe, oder die Raße zum Mäusen, oder derlei. Topfguder. Kleinstädter. Die Kirchturmspitze und das Rathausstürmchen stützen den Himmel, sonst fiel er über ihnen zusammen.

Wenn Amie Schmittinger am Herdfeuer steht, sieht sie die Kirchgänger vom Markte her am Fenster vorüber-

gehen. Das hat sie zu einer Zeit gefreut. Da kam auch der Ferd Hart vom Markt her. —

Jetzt ist seit langem das Fenster verhangen. Sie scheut die Kirchgänger. Man könnte fragen. Dies und das und warum der Harte Ferd nicht mehr am Küchenfenster stehen bleibt —

Ja, man könnte fragen und an ihrer Pein stacheln, daß da ein Schimpfen würde —. Verlassene Bräute müssen schimpfen.

Sie steigt vom Kirchplatz aus ins Hinterhaus. Ihr Blick jagt dem Schatten nach, der über den versonnten Marktplatz wirrt. Ein düsteres Leuchten darin. Man könnte auf den Grund dieser aufgepeitschten Seele sehen. Wie die geduckt und verworfen lauert. Aber zum Sprunge bereit.

Die schreckliche Erregung zerrt ihr in den Muskeln. Ihre Hände beben. Die Türe fliegt ihr zu. Der Schall hallt in die Mittagsstille und weit über die blendende Sonnenfläche des Marktplatzes. Und wie ein Hammerschlag auf Ferd Hart. Der fährt zusammen, schießt zurück. Seine Brauen rücken zu gerader Linie. Verbitterung und Heftigkeit und Scheu und Erschrecken pulsen in ihm herauf. Mag sie toben. Was könnte man anders von ihr verlangen! Amie Schmittinger! Aus dem Gewöhnlichen heraus. Essen, trinken, sorgen, schlafen und heiraten, um versorgt zu sein. Er dankt für's Vergnügen und geht. Mag sie auch gehen und den Mund halten. Sie hat's gut gehabt mit ihm. Er hat sie lieben gelehrt. Und wie! Das feine Lieben! Das, was mit der Leidenschaft auf goldenen Flügeln davonsegelt! Die Kleinstädter wissen davon nichts, die Hunsrücker, die auf der Höhe wohnen und von eisigen Winden zerblasen werden und das bißchen Warmsein in ihren Herzen nicht auflösen lassen können.

Mag sie also schweigen und gehen. Zum Kuddud! Zum Teufel! Weit genug, um ihm, Ferd Hart, den Weg frei zu machen.

Er eilt um die Marktbrunnen. Zwei sind's, rohgezimmerte Häuschen mit verschlossenen Läden. Eines ein paar Schritte vor dem Harte-Haus. Dort steht an dem offenen Brunnenladen die Pollarden, rollt den Eimer in die Tiefe. Unter dem emporgeredten Arme nickt sie Ferd Hart zu. Die Gicht reißt ihren Mund zur Seite. Da zieht sie das Kopftuch über die schmerzende Gesichtshälfte, nickt, knodert, und das Seil rasselt:

„Der vun der Roh' (Nahe) is e do, Ferdche! Jo, denk 'mol aan, er is e do. Uffgedunnert wie 'n Bobegei, ore wie 'n Brautvatter! Hu! ejo, so wat werd's sein. Paßig is de Mann, uch! Mei Alter soll'n im Schäsche zericfahre. En Dunner um 's Wetter! De hot et Geldche wie hei, Ferd. Mach' Dich an sei Weibsbild eraan!“ Ein Schmunzeln verliert sich in den verzerrten Linien ihres alten Gesichtes. „No, wie es et 'm? Dem Sankt Christophorus an Eirem Haus wird m'r jezt bald 'n Strauß aansteche misse, einer mit rote Bändercher draan. No guckste mol, wie de Kerl sizerot wird! Och Du schwere-notse Gauner, uhähähä!“

„Seid Ihr verrückt, Pollarden?“ geht und ärgert sich über das kollernde Lachen hinter ihm her. Der Sankt Christopherus — freilich, der verdient's, aufgefrischt zu werden. Er macht sich gut in der stattlichen Hausfassade, etwas verwittert, etwas arg defekt. Was Wunder? Das Haus stammt aus der Zeit der badischen Herrschaft, war eine Badenser Herrlichkeit, öffentliches Gebäude, prunkvoll. Ob's danach noch einen Anstrich erfahren hat — wer weiß? Was braucht's zu paradien mit feiner Farbe! wenn's

nur festgefügt ist und steht. Hauptsache. In der Hunsrücker Kleinstadt denkt man so.

Und über dem frommgesenkten Heiligentopfe reihen sich die Riesenlettern:

„Hotel Hart und Kolonialwarengeschäft.“

Der Regen hat die Aufschrift verwaschen. Verspülte Linien quirlen zu dem Heiligentopfe herunter, sprengeln ihm Schmutzfarben einen Glorienschein.

Kam da einer von der Nahe, sah auf den verblühenen Glanz, sprach:

„Man müßt' ihn vergolden.“

Man müßte ihn vergolden, denkt auch Ferd Hart, als er die Treppe hinaufsteigt, die einige Steinstufen nach außen hat, die andern laufen breit und wuchtig ins Hausinnere, das sich zum Geschäftsladen weitet.

Vor der Theke ein Bauernweib mit Körben. Käse stinkt. Sie zerrt an der Schelle, schimpft in sich hinein. Sie kann zahlen, sie kann verlangen, daß man sie prompt bedient, anderswo —. Da springt an ihrer Schulter vorbei der Sohn des Hauses über die Theke, und gleichzeitig geht von der Stube aus die Türe auf. Verwirrt trippelt die kleine, runde Witwe heraus, ein mütterlich gediegenes Frauchen, das Haar über die Ohren geschüttelt. „A'la Cléo," sagt ihr Sohn, der Bescheid weiß. Knirzt verbindlich.

„Och sieh mal! die Schmollen. Was wünschen Sie denn, Schmollen?“

Der große Sohn steht hinter ihr, möchte sie bei der Schulter packen. Mutter! sie soll hineingehen. Sie soll dem schimpfenden Bauernweib nicht zu Diensten sein. Früher war's anders. Da standen Ladendiener hinter der Theke. Und die kleine Witwe war die „Madam“. Jetzt — „Hartebäschen," kugelrund, freundlich, mild, eine



Geschäftsbäse, Allerweltsbäse! Herrgott! Herrgott! es sollte wieder anders werden.

In der Kleinstadt sagen sie: „Den Ferd sticht der Sichel!“

Was ging's ihn an — was Teufel?! Erinnern muß er sich, daß der Regen den Glanz der stolzen Fassade abgewaschen hat. Und daß jetzt drinnen einer saß, der zum Vergolden kam.

Mutter Hart hängt ihm am Arm, tuschelt ihm zu, schließt die warme Hand um seine Finger und drängt ihn in die Stube.

„Er ist do, Ferdche. Mach's scheen, mach's gut. Es hängt alles davon ab. Zeig' ihm, was Du fir einer bist, einer, auf den er stolz sein kann. Wenn er heut' w i e d e r unverrichteter Sache abgeht —.“

„Ja, Mutter,“ und geht, gibt sich einen Ruck, ordnet die Krawatte.

„Holla, Herr Grindel, 'n Tag! 'n Tag! Sieht man Sie auch 'mal wieder? Sie sehen prachtvoll aus,“ beide Hände zum Willkomm'. Grindel saßt zurückhaltend nur eine, — „Zu Haus ist's immer noch beim Alten, was? Mit der Ernte auch so ziemlich zufrieden da an der Nahe, was?“ Hält inne, der proßige Mann hinter dem Wirtstisch könnte nun auch einmal ein Wort sagen. Rittlings setzt er sich auf einen Stuhl.

„Ja,“ sagt Grindel steif, drückt das Doppelfinn heraus. „Zawoll ja!“ schlenkert das Glas mit dem Rest Bier, gießt den Schluck herunter und reicht das Glas über den Tisch. „Nu gehschte mir noch eens fülle, Du! aber gut spüle, Bub.“

Ferd scharrt auf. Der Arger schwillt ihm. Herr! die Behandlung —? Proß! Bauer! Stinksack von der Nahe!

„Sofort, Herr Grindel.“

Na schön, so 'was läßt man sich v o r dem „Ja“ und „Amen“ gefallen! Nachher —. Na schön. Abwarten.

Im Keller stößt er den Kranen auf, daß das Bier überbrodeln. Eine Lache am Boden. Er stapft hinein, daß es aufspritzt. Der stud. phil. könnte er sein, wenn alles nach Recht und Gewissen gegangen wäre. Jetzt — Schenkbub! Herrn Grindels Bub'! So ein Schmalzbauch! Weil er's Geld hat! Weil er das saftlose Geschöpf daheim hat! Kurz und gut, er wird's heiraten, aber nachher —. Er macht mit ihr, was er will. Sie ist eine Gans. Ohne eigene Meinung. Wenn man sie anbläst, fällt sie um. Bequem für einen Mann, der nach Talern lieben muß. Sie wird ihren Geldsack hinstellen, und man wird sie dafür gut behandeln. Himmel und Erde wird an dem Bund Wohlgefallen haben.

Er füllt gleich zwei Gläser, auch für sich eines. Und kehrt in das Gastzimmer zurück, wo seine Mutter schon dicht neben Grindel sitzt. Der darf ihr kameradschaftlich auf's Knie klopfen. Zwischen hochgezogenen Schultern wippt ihr runder, glänzend gestrahlter Kopf, in größter Hingebung und allerhand Hochachtung, ganz Ohr auf die herausgewürgten Redebroden des guten, besten Herrn Grindel. Das freundliche Gesicht mit den etwas verblaßten roten Wäddchen strahlt dem Sohne entgegen.

„Wir beraten eben, auf welchen Tag wir die Brautschau festsetzen. Der Herr Grindel meint, auf die nächst' Woche. Ich meine auch so, Ferdchen. Also wie gesagt, Herr Grindel, so ist's Ihne ja recht?“

Ferd stellt die Gläser hin, rückt den Stuhl aus der Reihe, stellt den einen Fuß darauf und stützt den Arm auf's Knie. Er denkt, daß er imponiert.

„Auf jeden Fall möchte ich doch vorerst über die näheren Bedingungen informiert sein, Mutter. Ehesache ist Wehesache. Es muß überlegt sein.“

Begwerfen will er sich doch nicht, dem da nicht aufdrängen. Wenn's ihn nicht täuscht, scheint der auch Eile zu haben. Also mag er zu Kreuz kriechen. Ferd Hart verkehrt mit Amtsrichters. Seine Frau wird's wahrscheinlich auch, seine Frau von der Nahe! — gehöchte zum Kuckuck! — hrr!

„Ja,“ schnalzt Grindel, dreht die dicke Uhrkette um den Daumen, wirft den feisten Kopf zum Harte-Bäschen hin, „Ist 's neetig, daß mer'ich d e m noch emol auseinandig lege? Ich meen' abgemach' isch abgemach'.“

„Nicht so ganz, Herr Grindel!“ wallt Ferd die Empörung heraus. „Wer ist denn in dieser Angelegenheit die Hauptperson? Wer zum Henker? —“

„Ferdchen!“ wimmert die kleine Witwe, zieht die Schultern bis zu den Ohren herauf und kauert in sich hinein. Die feste Hand Grindels liegt mitten auf dem Tisch.

„Ich!“ nickt gelassen beiden zu, sagt wieder: „Ich! Ich hab's Geld! Ich werf's nit weg. Wenn ich jetzt gehe, komme ich nicht mehr widder, also kurz!“

„Ja, kurz und gut,“ lächelt ihm Harte-Bäschen freundlich in die Rede „kurz und gut, bringt treue Gut, nicht wahr, Herr Grindel?“ Ein ängstlich wehender Blick zu ihrem Sohne. „Man kann doch schon mal zur Brautschau gehen. Das ist ja unverbindlich, nicht wahr, Ferd?“

Grindel schlenkert wieder sein Glas, schulpst den Rest hinunter, reicht es Ferd.

„Da, Bub! hol'schte mer noch eens. Schlag 'n frisches Faß an.“ Und vertraulich zu Frau Hart:

„Die Lausbuwe schickt mer fort. Die have nix dreinzerede. Und dann abgemach', streu Sand druff.“

Als Ferd zurück kommt, hängt sein Kopf voll Blut. Schwere Augen und schlappe Beine. Er hat die heraufkochende Wut hinuntergetrunken. Die Bäckchen seiner Mutter glühen. Sie ist voll Güte.

„Und der Ferd kann dann gleich den Ehevertrag mitbringen. Der kann's aufsetzen. Im Schriftlichen is er durch wie 'n Avokat.“

„Ehevertrag —. Nm.“ Grindel legt sich in den Stuhl zurück, faltet die Hände überm Bauch: „Ihr wißt doch, daß ich Gitertrennung beanspruche; hörste, Bub?“

Ferd verblaßt bis in die Seele hinunter, aber er lächelt:

„Darüber läßt sich noch reden, Herr Grindel.“

„Aee, nee! nig werd weiter doriber geredet! So isch es und so bleibt es, Gitertrennung!“

Die Erregung spaltet Ferd die Stimme.

„Das tut man hierzulande nicht, Herr Grindel!“

„Was mer hierzuland' tut oder nicht tut, isch mer ganz Wurschtikuß.“ Platscht auf den Tisch und dröhnend: „Ich geb's Geld! und ich will's sicher gestellt have! Is es Ihne so recht, können Se ivernächste Sunntag riwer komme.“

Er stemmt die Fäuste auf den Tisch, hebt sich schwerfällig empor. Vor das Haus rollt ein Gefährt. Rrrr! Schrill eine Stimme. Ein mageres schnaufendes Gälchen. Der Mann auf dem Kutschbock redt gegen das Gasthausfenster, klopft mit dem Peitschenstiel dawider. Breit und schrill und mit lästig beredter Höflichkeit:

„Wollen das Herrche gefälligst insteije? Det Geilche is parat, det Schäsche aach; awer nur bei Unbequemlichkeit. Wenn't Herrche en Glos Bier traakteert, waarte ech bis Brottag. Rrrr!“

Grindel drückt die Pfeife zwischen den herauswulsenden Lippen, winkt Ferd, dem Pollarden ein Glas Bier hinauszureichen. Ferd steht verärgert in der Mitte des Gastzimmers. Der Bierdunst aus seinem Halse trocknet ihm die Zunge ein. Fort rast er zum Keller. In das Rascheln des Bierfrans dröhnt sein Fluchen.

Um Grindel trippelt die kleine Witwe, dem Galloh auf der Straße entgegen. Eine Schar johlender Buben um die Kutsche. Pollarden ist populär. Die Jugend hat eitel Wohlgefallen an ihm. Wie er knigt, knigen sie. Wie er kreischt, kreischen sie. Heh, Pollarden! Züpp! Wo sein Chaischen rasselt und sein knochiges Gäulchen klappert, schwirrt das kleine, tobende Volk.

Steht an der Wagentüre und steift die schlappen Beine stramm.

„Wünscht das Herrche Errrab, Galopp oder Schritt? Alles e i n e Preis —.“

Grindel winkt mürrisch ab, plumpst auf die harten Polster. Harte-Bäschen streckt ihm noch die Hand herein, lächelt, nickt, lächelt, lächelt — — — — —

Und durch's Wagenfenster gloßen die Bubengesichter. Späße fliegen. Bläh! reckten die Zunge heraus.

Pollarden im langschößigen abgetragenen Rock schrillt die Leute zusammen. Man soll sehen, daß der Pollarden wieder einen fährt, daß die Postkutschen ihm keinen Abbruch tun, daß man mit Pollarden immer noch mit Grandezza weiter kommt.

Jemand zupft ihm am Rockschöß. Da fährt er herum, zum Schläge ausholend. Freche Buben! Roßbuben!

„Och Flabbes! i ch sin et jo, dat Male.“

Die Pollarden wirft ihm den Futterbeutel auf den Arm. Das Kopftuch hängt ihr im verheulten Gesichte.

Mit dem Armel wischt sie die nassen Spuren. Mann Pollarden kräht sein spitzes Lachen.

„No, dat Doorig Malche! Wat heulste denn? Mei Herrche, sehn Se, wat ich en närrisch Malche hon. Et kann seine alte Willem noch nit fahre losse ohne Schmätzche. No komm her, Malche, kriegste aach en Schmätzche!“

Bums! ein Stoß gegen seine Brust.

„Schlächter Hund, Dou host mich jo gehau!“

„Jüpp!“ kreischt Pollarden, ist schon auf dem Kutschbock. Seine fahlhellen Augen drohen. Na, warte! Wenn er zurückkommt!

Das Pollardengäulchen stemmt die dünnen Beine ins Pflaster. Die struppige Haut strafft über die Rippen. Die Hufeisen klappern. Die Räderreifen schlottern. In losen Gelenken schockelt die alte Kutsche.

„Jüpp! Jüpp!“ schwirrt's um den Wagen, vielstimmig, hellstimmig. Vor, neben dem Gäulchen in tollen Sprüngen hopft die Straßenjugend, gibt das Geleit bis vor's Tor hinaus. Suppla! Holla! Jüpp! Jüpp! Pfliffe gellen. Die Fensterreihen der Straßen füllen sich mit neugierigen Gesichtern. Der Willem Pollarden fährt einen Reisenden. Wen? Ist's ein Hiesiger? Ein Fremder? Woher? Wohin? Och Dunnerschlag! der Grindel. Der Reiche von der Nahe! Wird's was mit denen da am Heiligenhaus? Wer's Glück hat, führt die Braut heim. Der Harte Ferd wird's Glück haben. Jawohl, Glück! Proste Mahlzeit! Es kann ihm nicht gut gehen. Er hat dem Amiechen das Eheversprechen gegeben. Es hat schon zwölf Hemden und eine Rolle ungebleichte Leinwand parat liegen. Das arm' Mensch! Es hat ihm noch nicht geflucht. Närrisch' Mensch! Warum nicht? Verlassene Bräute sprechen Fluch. Er geht in Erfüllung. Immer! Man kann Beispiele nennen. Der Lambj!

Sechs blühende Kinder sind ihm an der galloppierenden Schwindsucht gestorben. Der Fluch war: Dein Samen soll nicht aufkommen!

Och Gott! Der Harte Ferd hätte alles Glück von der Welt, wenn das Amiechen ihm nicht fluchte! Dummes Geschirr! sie soll ihm fluchen!

Und murren dem Gefährte nach. In einer Staubwolke verschwindet es über der ehemaligen Festungsbrücke.

Am Eckhause des Kirchplatzes wird der Vorhang am Küchenfenster gehoben. Ein verbundener Kopf drängt an die Scheibe. Gegenüber reckt Nachbarin Schut aus dem offenen Fenster.

„Amieche! Herschte? Die Geschicht' mit dem vun der Koh' soll in Richtigkeit sin. Der Ferd nimmt dat Mensch, der Kujon!“

Die Vorhangsfalte fällt zurück.

In der Küche wird's totstill. Eine Maus knuspert am Holzkasten.

Im Gange ein schleppender Schritt. Da zuckt Amie Schmittinger zusammen, steht auf und schiebt in gedankenloser Arbeit die Geschirre auf dem Topfbrett.

Mann Schmittinger kommt abgehetzt herein, ein schwächliches Männchen in schlotternden Kleidern. Bartstoppeln in den tiefen Furchen des Gesichtes. Fiebrisch glänzende, hyperfreundliche Augen scheinen rastlos auf ängstlicher Suche. Seine Stimme ist unsicher wie die eines erschreckten Kindes. Eine graue, spärliche Bartkrause um's Kinn.

Er streckt seine Hände, die im Hochsommer noch kalt sind, in den Kochdunst über den Töpfen.

„Amieche,“ sagt er leise, kopfschüttelt sie an. Sie sieht es nicht und will es nicht sehen. Da sagt er wieder:

„Amieche!“ Seine hangen Blicke hängen an ihr.  
„Man müßt' das doch einmal bespreche.“

Er hüstelt und rückt weit von ihr weg. Ihre Augen stieren ihn an mit gleißend schrägen Lichtstreifen. So etwas hat er nie gesehen. Diese Anne Marie Schmittinger war nicht seine Tochter. Wer war sie denn — jetzt?!

Sie zieht die Lippen zurück und lächelt, — — aber so könnten die Zähne auch zum Beißen stehen.

„Was wär' da noch zu besprechen? Ich bleib' bei Euch, Vater, und aach bei Dir Mudder“, sie nickt der Frau zu, die mit vorgebeugtem Kopf hereintapft, „ernährt mich, bis Ihr dot seid, nachher weiß ich nicht, was geschieht, — vielleicht nehme sie mich auf Gemeindekosten.“

Sie setzt sich auf den Holzkasten und schrillt ein Lachen heraus, aber so lacht man nicht in der Kleinstadt. Die Frau tastet zu ihr hin.

„Zu guterlekt könntst verrickt werde, Amie.“

Die faßt den Arm der Mutter und drängt sie nach der Anricht'.

„Der Schemel steht da, setz' Dich, Mudder, und — daß Ihr wißt, verrickt werd' ich nit.“

Die Frau sieht zu ihr hin aus verschwommenen Augen.

„Weswegen auch, Amie, so ebbes passiert alle Tag'.“

„Ja, Mudder, so 'was passiert alle Tag'.“

„Und is't einer nit, is't der annere.“

„Es braucht nicht mal 'n anderer zu sein, Mutter.“

„Und Geschäftsfra kannst de immer noch werde, zum Beispiel beim Alois.“

„Ja, Mudder.“

„Wenn der aach 'n Simpel is, Du kannst ebbes aus ihm mache.“

„Ja, Mudder, vielleicht versimple ich mit ihm, dann is mit geholfen.“



„Schmittinger, wat sagste dozu? Unser Tochter läßt ihn laufe, hast Dir wieder unnetige Kopfverbrechens gemacht.“

„Unser Tochter,“ wiederholt der Mann; das Frösteln läuft ihm in die Zähne hinein, „es is gut, daß de so schwach siehst. Ich weiß nit, ob Du't vertrage könntst, wenn man Dir in't Gesicht lacht.“

„Sie lacht mir in't Gesicht? — Oh —“ die tastende Hand greift mit fünf krallig gekrümmten Fingern nach dem Mädchen. Da faßt es diese, drückt der Alten nahezu die Knöchel ein und meint so obenhin:

„Laß mich nur lache, Mudder, geweint hab' ich genug. Man wird dat aach satt. Euch kann't ja nur lieb sein, wenn ich lache und nit heule.“

„Ja, und et wär' gut, wenn Du nach Kastellaun gingst, bis sie — mit der Hochzeit an unserm Fenster vorbei sin. In Kastellaun ist jeß Markt, do tanze se. Dem Scherer'sch Vetter kimmste dann gerad gelege. Der hat's Tanzzelt. Ja, das wär't.“

Die welke Altershand fliegt in den Schoß zurück. Der Holzkasten knackt. Neben ihrem Gesichte ist ein anderes. In die verschwommenen Augen sticht ein flackernder Blick.

„Wo werd' ich denn das, Mudder? Grad' d a r a u f freu ich mich, auf den S u c h z e i t s z u g, der uns am Fenster vorüber muß!“

Sie geht mit dem Eimer an ihr vorbei und hinaus zum Marktbrunnen.

„Loß sie in Friede, Kat,“ sagt der Mann Schmittinger, „wir kenne ihr nit helpe. Sie wird's allein machen, was sie will. Vielleicht schreibt sie der Braut. Die weiß von allem nix. Vielleicht tut sie überhabt nix und nimmt doch noch den Alois. Laß sie gewähre. Ich hab' dem Ferd meine Meinung gesagt, ehrlich raus, — ich sin doch

ihr Vadder. Da hat er's krumm genommt' und kam nit meh'. Er hat 'n Grund gesucht, und et war ihm gelegner, mir alles in die Schuh' zu schiebe, mir! — du liewer Gott, Kat, Du weest doch, dat ich mit alle Mensche in Friede lebe möcht."

Die Alte erhebt sich und schlurft an der Anrichte entlang nach der Tür.

„Weißt Du wat, Schmittinger, ich geh' in die Andacht. Außer dem Pastor is doch kei Menscheseel do als der Kister und die Rechin. Wenn er die Litanei abbetet, muß ich for das „Bitt fir uns“ dabei sein. Ich hab's so im Gemüt, dat dat uns helfe könnt' fir die nächst' Zeit.“

Als hinter ihr die Türe, die zum Kirchplatz führt, zuklappt, kommt Amie durch die Vorderstube vom Marktbrunnen her.

„Is sie fort, Vadder?“

In ihre Frage dröhnt mit dumpfem Klingklang die Kirchenglocke. Das Geläute wächst zu einem Tonlärm, der die enge Küche zum Brechen voll anfüllt. Man hört seine eigene Stimme nicht mehr. So gehen die paar dünnen Worte, die Schmittinger wiederholt über den dampfenden Herd hinspricht, in der prallenden Tonflut unter. Aus seinem hilfeseuchenden Blick drängt es nach einer Aussprache. Es lastet ihm etwas auf der Seele. Das möchte er herausprechen. Wenn er es zurückhält, bedrückt es ihn, und bis zur Stunde hat er nichts zurückbehalten, nichts vor seiner Tochter. Die hatte Geschäftsverstand, einen nüchternen, praktischen, so einen, den er jetzt braucht.

Das Tongebimmel stürmt aus dem Ruchendunst heraus über den weiten Kirchplatz, irr und wirr um den Glockenturm und flüchtend da hinein zwischen das enge Gemäuer. Noch ein tiefes Ausholen — ein- zweimal. Und dann

nach langer Pause noch ein verspäteter truziger Klang, ein summender Singsang hintennach — ein Bröckeln in dem Turm — Stille.

Quer über den Platz eilt ein Kirchgänger. In das Goldgefieder des Kirchenhahnes rinnt der Abendhschein. In das leere Kirchenschiff tinkt die Altarschelle.

„Das wird 'n dumm Geschicht“, spricht Schmittinger hinter der flutternden Dampfsäule am Herd. „Der Orlamünder is reingelegt, der sitzt drin, und dem ist jetzt miserabel. Amiechen, bist Du heit noch zum Zuheeren aufgelegt? Ich wißt nit, zu wem ich sonst geh'n sollt.“

„Nur zu, Badder, ich hon jetzt viel Zeit. Do is Zuhereen besser als Nachdenke. Mit dem Orlamünder stimmt's natirlich wieder nit?“

„Et steht sogar schlimm mit 'm, und natirlich aach mit uns.“

Sie rückt den Schemel mit dem Fuße her, setzt sich darauf und rührt in der dickschlampernden Kartoffelsuppe.

„Das verstehst er, der Orlamünder. Dir in den Ohren liegen, Dich fir den ganze Quark verantwortlich mache. Geht ihm was danebe, gleich ist der Schmittinger schuld dran. Wenn er den Amboß nicht hätt'. Badder, Du host lei Figelche Kurasch. Vor dem Orlamünder sitzt Du wie'n Schulbub. Und Du hast ihn doch in der Hand, Du kennst's Geschäft!“

„Du kennst's Amiechen.“

„Kurzum, Du host ihm die Geschäftsbücher in Ordnung gebracht. Dat verstehste — ich mein' dat Praktizeere hiner'm Pult. Dat weiß der Orlamünder, aber es fällt ihm nit ein, daß er's sich merke läßt.“

„Er bezahlt mich gut, das is die Hauptsach'.“

„Nä, Badder, das is nit die Hauptsach'. Es muß auch einer was aus seiner Stellung mache. Du sitzt Dag

und Macht über Bisher und simulierst und marterst Deine arme Kopp, und wenn der Orlamünder dann kommt und Dich beim Kaffeetrinke antrifft und sagt: ‚Schmittinger, Ihr habt ja soviel freie Zeit, Ihr könnt mir noch da und dort behilflich sein,‘ dann läßt Du Dich mitschleppe, und der weiß nit, daß Du Deine Nachtruß geopfert host und abgehert bist wie’n Jagdhund. Ja, Badder, wenn Du’s nit zeigst, der Orlamünder wird es fein bleibe lasse, Dich danach zu frage.“

„Amieche,“ betont der Mann leise und mit Nachdruck, „er bezahlt mich! Fir Geld kann man noch en bessern kaufe als mich. Du weißt, Amieche, wir misse jetzt auf’s Geld sehe.“

Sie stößt den Löffel ein, daß die Suppe herausschlampft.

„Zawoll, wir misse jetzt auf’s Geld sehe. Ich kann Dir die Last nit abnehme, Badder. Aber vielleicht bleib ich doch noch an dem Alois hänge, dann sin ich Dir aus der Kost, Badder. Und jetzt, was ist’t mit der dumme Geschicht?“

Dem alten Mann steigt ein flüchtiges Rot in das ver-runzelte Gesicht. Aber bis zur Entrüstung reicht es nicht. Zum Widerstande hat er sich nie aufraffen können, und so geht er denn ohne weiteres auf die Frage seiner Tochter ein.

„Du weißt doch, daß der Orlamünder und der vun der Nah’ Stiefbrider sin?“

„Der Grindel? Aber die sind sich seit langem doch spinnefeind.“

„No gewiß, schon im Elterehaus. Sie sind Stiefgeschwister zweierlei Namens. Der Orlamünder wurd’ mitterlicherseits mit in die Eh’ gebracht. Das taugt nit, nä! Amieche. Der alte Grindel hat so wat gehant, und da schrieb er ein Testament, so ein knifflisches, so eins, das man seiner zweiten Frä zulieb tut, ohne den andere

Rinner zu schade. Du weißt, Amieche, so was, das nix Ganzes und nix Halbes is, so was, dat eine Dummheit is, — siehste Amie, nachher gibt't dann Streit.“

„Seß Dich, Badder,“ sagt sie und schiebt ihm den Schemel zu, „nu verzähl mir die Geschicht' im Zusammenhang. Der Orlamünder, sagste, ist 'n Stiefbruder, ein angeheirateter von dem Grindel, der jetzt der Schwiegervadder im Gasthof und Kolonialwarenlade wird? Aber nu existiert da wat Kniffliches zwische ihne? Dat sag mir jetzt.“

Er setzt sich. Er eifert; aber halblaut und verängstigt im eigenen Hause.

„Herschte jo, Amieche, die erste Frä vom alte Grindel, die hot Finanzje gehatt; aber'n geizig Mensch war't. Sie hot ihrem Sohn das Vermeege zusammengehall, und hots ihrem Sohn sicher gestellt. Nu kam awer die zweit' Frä, die hot das Geld nit grad' so gehatt. Awer sie hot gesorgt, dat i h r e m Sohn dat Mühlche (Mühle) hierorts testamentarisch zugesproch' wurde. Als dann de alt' Grindel ans Sterwe kam, ging ihm die Sach' im Kopp' 'rum und er hot dem Testament noch'n Klausel beigefügt. Dornoch soll dat Mühlche zu g l e i c h e Teil an die Stiefbrider falle, also an de Orlamünder und de jezige' Grindel. Wenn awer die Rinner vom jezige Grindel ohne Nachkomme bleibe, dann fällt dat Mühlche wieder an die Orlamündera zurück, verstehste?“

Amie nickt.

„Und for die Nachkommenschaft soll eweil die zukünftige Jungefrä Hart sorge.“

Ihre Stimme bringt scharf in den dunstigen Raum. Er hält erschrocken inne, sieht sie an, reibt das Kinn.

Hat er denn Furcht vor ihr?

Sie stößt den Löffel in das steife Suppenmus. Mit dem Rücken legt sie sich an die Wand und verschränkt die Arme.

„Ich kann mir's denke, wie's dem Orlamünder ungelege kommt. Der aach! Der paßt auf die Hochzeit uff. Der aach!“

„Wat meenste, mei Kind?“

„Sag' ich denn was?“

Und dann scheint sie nicht mehr auf den alten Mann zu hören. Aber ihr Atem geht leiser, als dürfe sie nicht das winzigste Geräusch verraten und ganz stille müßte sie sein. Und lauscht.

„Der Orlamünder hot gemeint, dem Grindel seine Anteil ausbezahle zu kenne; awer der Grindel is reich, siehste. De brauch das bische Lumppegeld nit. Dem is't schon ganz recht, den Stiefbruder tichtig zu zwiebeln. Och! Dat gitt en Maneewer! Paß mol uff!“

Amies Kopf schlenkert nachdenklich nach vorn.

„Und nachgebe werd' der Orlamünder nit — liewer sichts er sein Mihilche in Brand.“

„Jo, jo, der Orlamünder — weefste, Amieche, der hot 'was anneres gehofft.“

„Gehofft? so!“

„Jo, weefste, dat Grindels Mädche hot so die Griße in't Kloster zu geh'n. Et is'n Betschwester.“

„So wär't dem Orlamünder schon recht?“

„Awer uff emol sieht dat Zule Grindel de — och Gott! Amieche — de Harte Ferd. Der kam mit en paar feine Herre, ich glaab' et waren Simmerscher, zur Appelernte —.“

„Und da hot der Harte Ferd dem Grindels Zule so gefall! Nateerlich!“

„Und soll uff der Stell' gesagt hon: Den oder keinen! Sie hätt' wahrhaftig'n Gott Woort gehal', sie wär' Nun n geworden.“

„Nu zuguterlezt hot der Grindel nochgeb' und hot sich uff die Been' gemacht' und is zum Harte-Bäsche gang. Er mußt' jo nochgebe — schon wegen der Nachkommen-schaft! Dofor is der Sohn vom Harte-Bäsche gut genug. Weiter, Vadder!“

„Weiter nig.“

Sie steht auf. Sie holt tief Atem. Die Teller stellt sie auf.

„Seg' Dich jezt an de Tisch, Vadder. Die Supp' kocht iver und aus de Andacht seh' ich die Mudder komme. Schwäg' ihr nit de Kopp dovon voll. Sie versteht's doch nit.“

Schmittinger öffnet die Türe, um der Frau die Treppe heraufzuhelfen. Ihre Augenlider zuden erregt über den trüben Augen. Sie ruft hastig in die Küche hinein:

„Wißt Ihr, wer eweil aach in die Andacht kimmt? Die Frau Richter! Die werd' eweil alle Dag frommer, und nit stolz is sie! Denkt Eich emol aan, sie helft mir in die Kerchebank, mir gewehnlische Frâ!“

Hinter ihr fällt die Türe ins Schloß.

Sie steht noch, die Kirche auf dem Berge, wie immer so heute, wuchtig und getüncht und interessant. Vieledig nach außen. Ein gewaltiger Turm, dem sie vor zwanzig Jahren weisagten, er stürze. Heute steht er noch, massig und truzig in Hochlands Stürmen. Die Kirchberger Kirche auf dem Berge! Vielgestaltig nach innen. Gothisch. Was in spätern Zeiten mangelte, hat man angebaut. Mittelalterlich gut und bedächtig und traditionell. Einer begann im dunklen Mittelalter, richtete sich ein mit Gefellen und Handlangern. Und baute Hütten. Richtete sich viele Jahre ein und hatte Brot und Unterhalt. Er baute. Stein auf Stein die Kirche auf dem Berge. Und ging zur Ruhe ein, da noch nicht vollendet war sein Werk. Ein Anderer

kam, zog in die Hütten und sah das Werk, und es war gut und schön. Ehre dem Werke des Toten! Aber derweil ist ein anderer Stil. Und was romanisch war mit Rundbogen und schweren Mauern, spitzbogig, gothisch, mit hohen Fenstern und stolzen Strebebeylern ward's vollbracht. Es blieb ein Stein auf dem andern. Ehre dem Werke des Toten! Aber gothisch wurde es vollendet. Und es war stolz und schön.

Neue Zeiten wurden. Es wuchs amphitheatralisch die riesenweite Empore. Stufenweise, rangweise. In der ersten Galerie die Bauernburschen der entfernten Dörfer, die mindere Rechte hatten. Gedrückte Bauern mit magern Höfen. Hinter ihnen aufwärts fette Bauern mit schweren teuern Tuchjoppen und weißseidenen Halstüchern. Prozig flattern ihre Enden. Und weiter um die Orgel in entfernte Winkel und verstaubte Ecken die Lausbuben.

Da ist noch eine Galerie vor der Orgel für die Sänger, die Städter. Bierstimmig rauschen die Choräle. Donnernde Sänge. Sie könnten das breite Schiff sprengen. Auf der Windhöhe funktionieren der Menschen Lungen gut.

Aber getrennte Geschlechter im Gotteshause. Die Frauen im Schiff; auch eine Handvoll Männer, Stadtherrn. Für diese ist an der Seitenwand ein Kasten angebaut, hübsch mit Schaltern versehen. Man kann die Jalousien zurückschieben und sich vor dem Volke der Anbächtigen unsichtbar machen. Und noch viel merkwürdiges Gestühl.

Wer katholisch ist, darf durch's stockwerkhohe Gitter in's Chor hinein den Hochaltar schauen. Ein Vorhang rollt vor, wenn evangelischer Gottesdienst ist. Altmodern haben das Schiff zur Mitbenutzung an Protestanten verkauft. Zwei Konfessionen und eine Kirche! Wenn die einen aus der Kirche drängen und die andern hinein, gibt es blutige



Köpfe. Man freut sich darauf. Man kann sich gegenseitig beweisen, wie frummb man dreinzuschlagen versteht.

Aus dieser Kirchberger Kirche auf dem Berge trippelt die wohlproportionierte Frau Richter, trippelt, trippelt in das Kirchengäßchen immer eilig, immer in tiefen Gedanken. Ein strenges Aristokratengesicht mit grauem Scheitel, schätzbare Eleganz der Kleidung, eine Seidenmantille und zerrissene Schuhe, ein freundliches Kopfnicken für alle und besonders für solche, die Frau Amtsrichter Brämer im Schulbbuche stehen haben. Aber sie ist eine gute, glückliche Frau und hofft, ihre häusliche Misere aus der Welt zu beten.

Mit kleinen, laufenden Schrittschritten haspelt sie über das schlechte Pflaster, ist mit ihren hastenden Gedanken schon zu Hause bei den lieben Buben, die sie ins Hinterzimmer eingesperrt hat, wo sie aus dem Wege sind und keine Schalkstreiche anfangen können, keine Fensterscheiben mehr zertrümmern, weil allda sämtliche schon eingeworfen sind; und sperrte zu allem Überfluß den Damian auch zu ihnen. Und da durfte sie ganz beruhigt sein. Ehe Damian mit allen Sechsen sich geprügelt hatte, konnte die längste Andacht zu Ende sein.

Sie schlüpft ins Parterre, an dem Uhrenladen vorüber zur ersten Etage. Drei Türen vor ihr auf dem halbdunklen Gang, links eine zur Küche, rechts zu den Schlafzimmern, in der Mitte zum Salon und weiter zum Wohnzimmer. Sie ist die ansehnlichste. Was ihr über der Durchschnitthöhe fehlt, vervollständigt eine Draperie aus rotem Viber mit Goldbesatz. In dem Halbdunkel könnte man auf die Vermutung kommen, es wäre Blüsch. Viber hielt die kleine Frau Richter insofern für praktischer, als man im Notfalle Unterröcke daraus machen konnte.

Dieser Notfall war eigentlich ein Glücksfall oder, wenn man will, ein Sterbefall — auch zweie. Es waren zwei Schwestern Brämer. Die lebten in der löblichen Gewißheit, daß sie beide zusammen sterben würden. Sie hatten bis in ihr Greisenalter die Schicksalschläge paarweis erhalten, und das kam so: Sie nahmen beide den Schleier, gründeten eine klösterliche Gemeinschaft, wurden von dem Klostersturm des Kulturkampfes hinweggefegt, lösten die Gemeinschaft auf und blieben in klösterlicher Zurückgezogenheit auch ohne den Schleier zusammen. So war's ihnen angenehm und lieb, und den amtsrichterlichen Verwandten war's noch lieber, weil die gute „Obermutter“ und die ebenso gute „Untermutter“ ihre sieben Sachen hübsch beisammen hielten, zum Heile und Wohl aller derer, die von dem Namen Brämer allein nicht leben konnten, nicht einmal der Damian, dem sie auf einem Gymnasium einmal fürchtbar Unrecht taten. Er sprach nicht gern darüber. Doch wenn man nach seinen Examina fragte, mußte er weit ausholen. Es war einmal ein Lehrer, der den Damian nicht leiden mochte — o! ein ungerechter Lehrer und so weiter.

Die kleine Frau Amtsrichter lebte ihre meiste Lebenszeit von der Ehre. Sie hatte Aussicht auf die Justizrätin. Und das verlängerte den Kredit.

Leise huscht sie in die Küche, legt den Flitter ab, wickelt ihre Körperfülle in eine breite, blaue Küchenschürze, und so trippelt sie lautlos ein und aus, schmunzelt, weil sie so pfißig ist, weil die Bande unter gutem Verschluss ist, weil Damian erst den vierten in der Reihenfolge prügelt, und weil sie noch möglichst viel von dem Zeitraum ihrer Andacht profitieren will.

Die Kessel und Töpfe brodeln auf dem funkensprühenden Herd. Auf den langen weißgeschuerten Tisch stellt

sie die Tassen auf — und dann ein lautes Brüllen durch's Haus.

„D—wja.“

Der Hilferuf eines Asthmatischen.

„Baterchen“, sagt sie leise und gütig. Er ist keiner von den Geduldigen. Wenn er leidet, sollen sie es wissen — in allen Ecken des Hauses. Es war ein ständiger Appell an ihr fühlbares Mitleid. Das fordert er, das befreit ihn.

„D—wja“.

Er schnellst mit dem Oberkörper vor, reißt die Zigarre aus dem Munde, und Grete, die am Fenster sitzt, sagt „Baterchen“. Und in den Lärm der Kinderstube sagt es Damian, und die kleine Amtsrichtersfrau spricht es in lieber Gewohnheit wie einen Gebetsseufzer vor sich hin. Da scheint Damian sich darauf zu besinnen, daß alles im Leben ein Ende nimmt, auch eine Abendandacht. An dem Guckfensterchen neben der Türe drückt er sich die Nase platt. Da huscht Frau Brämer vorüber und lächelt noch. Damian wütet und trommelt wider die Tür.

„Dam“, wispert sie durch das Schlüßelloch, „halte mir die Buben noch e i n e n Augenblick vom Hals!“

„Nach auf, Mutter“, telephonierte er auf demselben Wege, „auf alle Fälle muß ich heraus. Die andern sperren wir wieder ein.“

Der Schlüssel rattert im Schloß, ein ohrenbetäubender Lärm wogt durch die Türspalte. Sie ist für den Damian eben weit genug. Ein Schlag in's Schloß, eine Opposition polternder Fäuste jenseits von Ruhe und Ordnung, und Damian geht der voraneilenden Frau nach in die Küche. Sie drückt ihm Messer und Schmirgel in die Hand.

„Da, reibe!“

Und Damian reibt und hält inne und reibt wieder. Zuletzt fragt er:

„Mutter, was wollt Ihr eigentlich aus mir machen?“

„Was Gott will, Jung'. Jeder Mensch muß doch eine Bestimmung haben, also auch Du. Nur Geduld.“

„Die Bestimmung, zu heiraten, haben wir ja alle. Nach den Soldatenjahren ist man reif dazu, das Weib jedenfalls auch, nicht wahr, Muttchen?“

Sie kauert hinter der Schranktür und sagt es ihm von dorthier.

„Geduld, nur Geduld, die Reise zum Heiraten hängt mit der Ernährungsfrage zusammen.“

Da schleudert er Messer und Schmirgel zu Boden, springt auf und ruft ihr über die Schranktür hinunter:

„Muttchen, die Ernährungsfrage ist gelöst, sie ernährt mich!“

Sie brüdt die rundlichen Hände wider die Ohren, läuft zum Wasserstein.

„Laß mich mit Deiner Müllerin in Frieden. Eine Meßalliance ist es auf alle Fälle. Auch wenn ich von bürgerlichen Anschauungen ausgehe. Komme dem Vater nicht damit. Ich habe schon Sorge genug im Hause. Wenn er jetzt Justizrat wird, kann er doch keine Müllerin akzeptieren, auch wenn sie eine s c h ö n e Müllerin ist.“

„Muttchen, rede, was Du willst, ich liebe sie wahnsinnig.“

Ein Kniefall, den Kopf im Nacken, die ausgespannten Arme wie lahme Flügel hinterrücks.

Da steuert sie mit der dampfenden Kartoffelschüssel an ihm vorüber, lächelt und nickt.

„Gott noch! Ich war auch einmal wahnsinnig in das Vaterchen verliebt —“ schwer plumpst die Schüssel auf den Tisch nieder. „Nachher —“

„Nachher?“ wiederholt Damian, steht auf und gräbt die Hände in die Taschen.

„Junge, die Hände aus den Hosen! — nachher reißt die Naht. Ich glaube, das wollte ich gesagt haben. Übrigens, lieber Dam', Deine Hose ist nicht mehr rein. Wenn Du früh schlafen gehst, kann ich sie Dir noch waschen. Morgen ist sie trocken.“

Wenn die Frau Amtsrichter ihren Sohn vom Abendbummel abhalten will, wäscht sie ihm die Hose. Auf diese Art hat sie schon viel verwaschen. Damian opponiert, streicht sich mißmutig vom Nacken aus über sein Kraushaar und wandelt hinter der trippelnden kleinen Frau wie ihr Schatten her.

„Dam',“ ruft sie außer sich, „Du liegst mir auf den Nerven.“

„Am 26. ist ihr Namenstag, sie heißt Anna,“ sagt er in halber Verzweiflung.

Frau Amtsrichter, in dem gleichen gequälten Stimmfall.

„Dafür kannst Du mich doch nicht verantwortlich machen.“

„Muttmchen, Du mußt etwas für sie tun.“

„Dam',“ sagt sie nur und nichts weiter.

„Bade ihr einen Kuchen, Muttmchen.“

„Dam',“ sagt sie wieder.

„Eier brauchst Du keine hinein zu tun, sie gibt nichts auf Eier. Sie haben einen Hühnerhof — wie der Marktplatz so groß.“

Er hascht nach ihr, schließt seine zwei Arme um sie.

„Muttmchen, ich muß ihr etwas zum Namenstag schenken.“

„Jung', sei nicht einfältig. Gehe an dem Tage in eine Messe. Bete für sie, bete für sie und für Dich, daß Du die Kraft hast, Dich loszureißen.“

„Mutter, — ich stehle Dir Deine Hochzeitsbrosche!  
Ich tu's!“

„Jung', laß mich in Frieden.“

„Ich laß Dich nicht! Den Kuchen! Ja, Mutterchen?“

„O—wha, Frau!“

Da fahren sie auseinander, sagen „Waterchen“, und Damian ist allein. In die plötzliche Stille knarrt ein Geräusch von draußen her. Jemand klettert die Treppe herauf. Damian geht mit Licht und leuchtet über das Geländer. Ein feister, roter Kopf. Aus dem Hautgefältel zwei graue Augen, und dann ein wohlgenährter Körper auf zwei kranken Beinen. Die Kniescheiben reiben aneinander, verkümmert und verkrüppelt der ganze untere Mensch. Schwer humpelt er mit dem Stocke herauf, ein Keuchen und Rasseln.

„Pff. — 'n Abend, Herr Damian, bald haben wir's. Pff. Einmal, zweimal und dreimal, — hoppla. Pff. —“  
Nun steht er im Lichtkreise auf dem Gange.

„Ist der Herr Amtsrichter zu Haus? Wichtige Sache. Pff.“ Er häkelt den Finger in Damians Knopfloch, zieht ihn zu sich herunter und wispert: „Komme in der Angelegenheit Orlamünd kontra Grindel. Der Alte aus der Mühle hat Ihnen ja wohl davon erzählt. Kann ich herein?“

„Aber gewiß, Herr Specht.“

Damian reißt die Türe unter der Biberdraperie auf. „Aber gewiß, streichen Sie den Orlamünder mal bei meinem Vater heraus. Reicher Kauz. Gentleman — so was, Sie wissen, Herr Specht.“

Der kollert ein vielfagendes Lachen heraus.

„Ja, ich weiß, Herr Damian. Hähähä,“ und schlürfend hinein, „Pff.“

Dieser Mann war einer der wenigen der Kleinstadt, die sich Visitenkarten drucken ließen, und darauf stand:

„Peter Specht, Agent in Gerichtsfachen und dergl.“  
Die Kleinstädter sagten, mit dem „dergl.“ sei er fett geworden.

2.

Die Dunkelheit wallt gespenstisch in die engen Straßen.

Ab und zu an den Häusern ein Laternenarm, eine Leiter steht dawider, ein Mann klettert hinauf, füllt die Behälter der Lampe mit Erdöl, pußt den Zylinder, und eine trübe Flamme fadelt und schwelt auf dem Docht.

Abendliche Spaziergänger durchqueren den Lichtkreis am Boden. Kleinstadttypen, Bürgermädchen in Laßschürzen, Arm in Arm zu langen Reihen, und hinter ihnen her schäkern die Burschen, und vor der Stadt an der Brücke sammeln sie sich zu dicken Haufen. Einer wirft sich auf die Landstraße, drückt das Ohr an den Boden und — wump, wump, pulst es aus der Erde heraus. Ein rollendes Gefährt, ein klatschender Hufschlag.

„Meiner Berechnung noch sind se eweil am Waldbleich,“ sagt er den Andern. Eine zusammengedrängte Gruppe löst sich.

„Spannt dat Seil, sie kommen!“

Die Buben, die rittlings auf dem Brückengeländer sitzen, steigen ab, den andern nach.

„E Dunnerkeil. Die Harte-Braut!“

Die Kleinstädter halten an ihrem Volksbrauch. Die Braut wird „eingeholt“, und wenn sie den Hals darüber zerbricht.

„Die Harte-Braut!“

Der Ruf hallt wie Feuerlärm in die stillen Straßen. Eine feierliche Gruppe auf der breiten Ladentreppe des Gasthofs Harte. Die Haubenbänder der Nachbarinnen rascheln. Die den Empfangspruch alter Sitte gemäß her-sagen soll, postiert sich neben Frau Hart. Die Bäckchen

der kleinen Frau haben alles Blut aus dem Körper ausgefogen. Die Frauen schweigen, und das erhöht die feierliche Stimmung.

Vom Brückentor her ein Böllerschuß. Da schrecken sie zusammen, streifen die herausquellenden Schürzenfalten glatt, schlucken an ihrer Erregung und stieren in das dunkle Gewimmel von Frauen, Kindern und Hunden. Ihre Gedanken flüchten vor das Stadttor. Da herüber knallt und knattert und lärmt und jöhlt ein Menschenwust. Von 365 Tagen kann einer oder zwei oder drei sein, der den Feugeruch aus den steifen Knochen treibt und die wöchentlichen Lasttiere zu feierlichen Menschen und die Sonntagsmenschen zu Wilden macht.

Zwischen zwei Häusern läuft quer über die Chaussee ein Brunnenseil, etwas über zwei Fuß vom Boden. In einem Abstand von einigen Metern wieder eines, und ein drittes stärkeres am Brückengeländer. So will es der Hunsrücker Brauch. Der „außerhalbische“ Brautwagen muß die gestellten Hindernisse überwinden, ehe er mitten zwischen der Bürgerschaft hindurch auf städtisches Pflaster weiter raffelt. Es könnte ein Rad aus der Achse springen oder ein Pferd das Bein oder ein Mensch den Hals brechen. Aber ein Brauch ist ein Gesetz und streng wie dieses und unumgänglich wie dieses.

Aus dem toten Dunkel der Landstraße zwei blizende Lichter, zwei schnaubende Hengste und ein Wagen voll Gäste und das Brautpaar.

„Wie wird Zoll gezahlt, Hühhoh!“ schreien die Seilbuben das ratternde Ungetüm aus dem schwarzen Schatten an.

Zwischen den flirrenden Lichtern heraus ein Gefreische.



„Holt Euch beim Teufel den Zoll, hühoop, hühoop, hühoop.“ — — —

Einen gewaltigen Anlauf nimmt der Wagen. Die Hengste bäumen auf, ihre blankgewichsten Vorderhufe schlagen in die leere Luft. Der Schaum floßt, die Mähne fliegt, die Haut dampft. „Hühoop.“ Der straffgezogene Zügel reißt die Pferdeköpfe zurück. Aus dem geöffneten Maule ein schrilles Wiehern. Ein verwegener Sprung. Nieder prallen die Pferdehufe, rasseln die Räder, holpert der Wagen — Hühoop. Ein Triumphgeschrei im Brautwagen. Ein ängstlicher Frauenmund dazwischen, und ein neuer Anlauf.

Die Peitsche gleißt auf die dampfenden Pferde Rücken. Das blitzblanke Geschirr tinkt und klinkert unter dem Zusammenstoß. Ein Menschenlärm um das zweite Seil.

„Sie wird die Lieb' gepfändet. Hüjoh.“

Zwischen wehenden Brautsträußen heraus ein sonorer Männerruf.

„Hier ist heimlich Lieb', von der niemand was weiß.“

„Und die brennt wie Feuer und Kohle so heiß.“

Die Frauen an den Türen stoßen sich an.

„Dat steht d e r Jungesrä nit an. Die heimlich Lieb' hat er am Kirchgängelchen gelasse.“

Und ein Schredenruf.

„De Gaul stirzt.“ Und ein Tuscheln. „Dat bedeutet Unsegen in der Eh'. Nimmt's Wunder?“

Mit geschundenen Knien rafft das Handpferd sich auf, die Leine zerrt ihm fast das Maul blutig. Mit hinfendem Bein geht es weiter — wie toll weiter. „Hühoop.“

Es gilt die Brautehre. Pfiffe gellen und ein Triumphgeschrei der wogenden Menge. Die drängt jetzt zu dem Brüdengeländer. Knüttel sausen auf die schweißnassen

Pferdewänste. Funken spritzen aus den niederprallenden Hufen.

Grob dröhnen die Zurufe, wild die Schreie. In Staub und Dunkelheit versinkt der Brautwagen — und ein Ruck und ein Brall und ein Lärm die ganze lange düstere Straße hinauf. Die Seile sind entzwei. Die langen Enden schurfen über den Sandboden.

„Hühö——pp“. Über das kantige Pflaster rast das Gefährt, und um dasselbe stieben die Menschen wie aufgeschreckte Nachtvögel. Eine dichte lärmende Schar schiebt nach. Sie schleppen die Seilenden, Schuß auf Schuß knattert, Blumensträuße fliegen aus dem Brautwagen. Jeder greift, hascht danach. Aber dicht vor dem Hause prasselt ein Regen von Häcksel und Kartoffelschalen. Vereinzelt ein Ruf: „Amie Schmittinger“.

Die Nachbarnfrauen auf der Treppe öffnen den Kreis. Ferd Hart führt eine schmale, schüchterne Frau in den Lichtschein. Sie ist groß und ihre Schulter berührt die seine. Sie ist auch hübsch, aber das spitze Gesicht scheint krankhaft. Mit hilfloser Scheu klammert sie sich an seinen Arm. Für sie muß er auch den langen Empfangspruch erwidern, und dann möchte sie doch ein paar Dankesworte den Frauen sagen und sie zum „Trinkauf“ mit hereinnehmen. Aber mitten in ihrer Rede dröhnt der Ruf: „Amie — Amie Schmittinger.“

Das beengt sie, sie weiß nicht warum. Sie stammelt und schweigt verlegen. Da sagen die Frauen hernach, als sie beim Festwein sitzen:

„Et is schad, sie is scheen, aberst dumm!“

Der Wein rötet die Gesichter. Die Rede springt um den morgigen Hochzeitstag, den Frau Hart in ihrem großen geräumigen Festsaale feiern will. Sie liefert den Wein, Grindel das „Übrige“, und auf dieses sind die ge-

sprächigen Nachbarsfrauen heute schon heißhungrig. Der Grindel geizt nicht.

Von sechs Haubenfrauen duckt eine unter den Tisch, tastet in die Fußreihen, die am Kanapee entlang stehen, manipuliert einen Pantoffel heraus, — ein schwacher, verschämter Aufschrei über den Tisch, ein triumphierender unter dem Tisch, und über den Rand taucht der Brautpantoffel auf; und ein strahlendes Gesicht unter flatternden Haubenbändern. Aufstreichend die Frauen, die Stühle scharren zurück, und hinausstieben sie mit dem Raub. Morgen muß der Ferk den Brautschuh ansteigern und — sie tuscheln's sich zu — billig soll er ihn nicht haben. Wird das ein Festtag morgen! — Morgen! —

Am Eckhause bei Schmittingers brennt noch Licht. . . Wie wird dies enden? Na, nicht schlimmer wie andere. Für alte Jungfern gab's auch noch eine Versorgung, z. B. die Strickschule. Und man meinte, Anne-Marie Schmittinger sollte sich jetzt fein stille halten, weil der Ferk nun Geld wie Heu habe und — weil's ja doch immer so geht.

Die Schatten der Nacht fallen dicht in die Straßen. Zwei lichtgrelle Fenster am Gasthof Hart. Lärm und Gläserklang dahinter. Schwarze Menschenschatten huschen an der Fassade herauf und sprunghaft auf die herumstehende Grundmauer, und weiter hinauf in die Nische neben den Sankt Christophorus. Dort hocken sie und stieren in die Festtagsstimmung. Einer zerrt den anderen herunter. Ein Fluch und ein Schlag von oben. Da reden starke Arme nach den herabbaumelnden Weinen. Der Heilige kommt in's Wanken, und um ihn ein erbitterter Kampf.

Durch die lange dunkle Straße dröhnende Horntöne, ein gleichmäßiger Schritt und ein Mann in Schafspelzmantel und Schleppehäbel.

„Im Namen des Gesetzes! — erunner, Lausbuwe!“  
brüllt über den Markt herüber. Die Menschenschatten  
bröckeln wie Schneeflocken aus der Nische ab, und leer  
wird es im Lichtkreis der beiden Gasthofsfenster. Und  
mitten in den blendenden Glanz tritt der Wächter der  
Nacht, das Krummhorn am Munde, aufgeblähte Backen.

Tu — taat! Tu — u taat! Tu! huu!

Und seine knarrende Stimme in der Nachtstille.

Das Fenster klirrt schon. Ferd Harts breite Schultern  
füllen den Rahmen.

„Doktor Dchs!“ ruft er und schwenkt das volle Glas.  
Nachtwächter Dchs heilte die Gebrechen am lieben Vieh  
im Nebenamt. Er ist „Doktor Dchs“. Er soll hereinkommen  
eins auf's Wohl der Braut trinken. Hoch soll sie leben!

Mit rauhen ungeschulten Stimmen greift der Chorus  
den Hochgesang auf. Das Fenster knarrt zu und über die  
Ladentreppe rasselt der Nachtwächtersäbel. Aus der ge-  
öffneten Türe dröhnender Jubel, Weindunst und Tabaks-  
qualm — klapp! zu! und nächtliche Stille draußen.

Hinter dem Marktbrunnen ein vorgebeugter Kopf.  
Jemand schlüpft da hervor, scheu, zögernd, lauernnd, um  
die vollen Schultern ein eng gespanntes Tuch. Quer  
über den Markt, über die Straße und in den Schatten  
der Hauswand. Auf der Grundmauer kauert sie mit  
schlotternden Knien, die Brust pulst in schnellen Stößen  
gegen das Schultertuch. Ihre Arme streichen an der  
Wand herauf, und höher hinauf bis zu dem Stuck der  
Nische. Und ein Menschenkörper mit gekrümmtem Rücken  
lang und kriechend hinauf, mit aufgestemmtten Armen in  
die Nische. Neben die mächtige Heiligenstatue drängt sie  
in den schwarzen Schatten, ächzt leise und weint leise,  
und leise ein wilder Schwur. Ihre Blicke flattern wirr  
in dem gleißenden Schein. Die Vorhänge sind zurück-

gezogen. Das Licht des Armleuchters prallt wider die Scheiben. Ein weißer Dunst über erhitzten Köpfen. Flaschenhälse ragen zwischen den weinglühenden Gesichtern auf.

Einer redet und schwankt. Die andern brüllen ein Hoch auf die Braut. Die lächelt, und wie die Sonne ist ihr Gesicht. Ein Glanz bräutlichen Glückes.

Die Gestalt in der Nische redt vor. Das bräutliche Gesicht will sie sehen, und ob sie glücklich ist — die da an ihrer Stelle sitzt! Und ob sie schön ist, schöner als sie! — — Sie will ihr Bild auffaugen mit eifersüchtigen Blicken, und die lange Nacht sollte es sie quälen, und die Seele vergiften. Ihre Augen weiten sich. Ihr Herzschlag stößt durch den weitgeöffneten Mund. Herrgott! sie sieht's, sie fühlt's, ein Feuer rinnt ihr in den Adern. —

Sein Arm um der Braut Schultern. Sein gerötetes Gesicht dem ihren bleichen, glücklichen nahe. Das Blut sickert der Lauern den in die Augen. Die sind gläsern und starr, und leichenfarben ihr Gesicht und tot und grauenhaft, und das stumpfe schwarze Haar um die niedere Stirn wie ein schwarzer Kreidestrich um eine Totenmaske.

So drängt sie an die Scheibe und fühlt, wie ein Krampf an ihr heraufschleicht und sie erstarren macht.

Das Hoch auf das Brautpaar durchgellt den Raum. Die strahlenden Augen der glücklichen Braut schauen in die festfröhliche Runde und zu den Guirlanden über der Thür. Sie nickt wie in stiller Anerkennung, und zu den Blumenwinden zwischen den Fenstern — da schreckt sie zusammen! Die Glückseligkeit rinnt jäh aus ihrem Gesichte. Das Entsetzen packt sie eiskalt.

War das ein Blick einer Wahnsinnigen? Ein Totengesicht?

Sie stammelt erschrockene Worte. Ihr Arm weist nach dem Fenster, ihr Kopf birgt sich an Ferd's Brust.

„O Ferd, was ist das?“

Sie reißen die trunkenen Augen auf. Da ist die Scheibe leer, und die Nacht starrt schwarz herein.

„Jrgend so'n Dunnerkeil sitzt wieder in de Nisch“, knottert der Nachtwächter und packt seinen Säbel, läßt sich indessen noch ein Glas „aufdrängen“. Ferd scharrt den Stuhl zurück, stürmt nach dem Fenster, reißt es auf und redt mit dem Arm hinaus, tastet, tastet — schnarrt eine leise Verwünschung — Und tiefer duckt der nächtliche Spuk in die Nische. Der Heilige muß ihr Platz machen. Mit der Wucht ihres Körpers lehnt sie an ihn und rückt ihn. Und eine Hand schiebt sie um die Nischenecke langen, eine weiße, gepflegte Hand, eine Manschette mit blinkendem Goldknopf darüber. Diese Hand hat sie schon geküßt, die hat sie verehrt. Es war eine geschickte Hand — und die hat jetzt ihr Unglück geschmiedet. Sie stiert auf die tastende Hand und meint, sie müsse zugreifen und ihn herauszerren aus dem Festglanz, heraus aus dem Bannkreis des Hochzeitslächelns. Und wenn sein Blut da unten verspritzte, so war er doch ihr! — i h r gehörte er! Sein Schwur bindet ihn an sie, an ihre verlorenen, für ihn vergeudeten Jahre.

Und morgen geht er und schwört falsch am Altar! —  
Falsch schwören! — Meineidiger!! —

Der Atem rasselt aus ihr. Den Heiligen umfaßt sie und betet, er möge ihr helfen. Und schließt die Augen. Da sie ruhiger wird und um sich sieht, ist die Hand fort. Das Fenster ist noch geöffnet. Der Jubel schallt heraus. Der tut ihr weh. Sie schlängelt aus der Nische und lautlos herunter und lautlos fort, und lautlos, tränenlos, eine lange schweigende Nacht bis zum Hochzeitmorgen. — —

Der war früh auf und goldgelb und mit Sonnen-  
netzen verhangen. Und feierlich läuten die Glocken.

Am Marktbrunnen rasseln die Eimer an der Kette.  
Die Rede geht laut und fröhlich. Eine Hochzeit in der  
zweiten Heuernte, im Krummetmonat! Wer sich das  
leisten kann, ist ein „Gemachter“. Ferd Hart ist jetzt „ge-  
macht“, und darum kann er's sich leisten, und darum ist's  
für die ganze Stadt ein Ereignis und für die Brunnen-  
frauen insbesondere, und kurz und gut, um elf Uhr wurde  
der Kuchen am Hause verteilt. Jetzt war's zehn. Zylinder-  
hüte bogen um die Straßenecken aus den Nachbarhäusern —  
größtenteils solche alten Fassons und mit breiten Rändern.  
Ernste, feierliche Kleinbürgergesichter darunter. Zwischen  
ihnen her und hinter ihnen Bäckerjungen mit Riesenfladen  
und getürmten Buntkuchen. Und ganz zuletzt einer, den  
das gaffende Volk mit lautem Zuruf ankündigte.

„Do kimmt der Dam', der Dam', der Dam'!“

Der Zylinder hängt ihm im Kopf. Vor zwanzig  
Jahren war der auch einmal ein Hochzeitshut. In  
den Frack ist Damian derzeit mit der Kraft der Ver-  
zweiflung hineingewachsen. Die kleine Frau Amtsrichter  
brauchte nur an der Schulter die Armel etwas herauf-  
zunehmen. Dank ihrer geschickten Hand war ihr Sohn  
wieder standesgemäß.

An sämtlichen Etagenfenstern hingen die blonden  
Brämerköpfe und ergözten sich an dem schneidigen Da-  
mian. Der zukünftige Justizrat saß in der Sofaecke, schrie  
sein „O—wha“ über ihre Köpfe und fügte dem hinzu-  
„Sie sind komplett verrückt.“

Am Eckhause des Kirchplatzes liegt die Schuke-Bas  
breit im Fenster, äugelt zu den verhangenen Schmit-  
tinger Fenstern hinüber, hustet, ruft ab und zu „Amiechen“  
und dann denkt sie, Undank sie der Welt Lohn, denn sie

wollte der Anne-Marie Schmittinger noch schnell sagen, daß gestern der Polterabend etwas jäh abgebrochen wurde. Die Braut habe ein Unwohlsein über sich bekommen, die sei nicht stark, die werde dem Ferk schon im ersten Wochenbett dahinsterven und derlei. Das mußte dem Amiechen doch wohlthun. No also! Närrisch Mensch! Dumm Mensch!

Schmittinger hört den Husten-Appell der Schuke-Bas, wälzt das Olfäßchen durch den Hausgang und winkt seiner Tochter.

„Wenn Du mir helfe wollt'st, ja — willst?“

Sie packt zu ohne ein Wort. Er redet viel und sie schweigt, gehorcht ihm wie ein scheues Kind, und das ist ihm unheimlich. Zuweilen lächelt sie, und das ist immer, wenn er fast ängstlich versucht, sie im Keller festzuhalten. In der Ecke müßten die Olfuchen aufgeschichtet, die Fässer höher gelegt werden. Man könnte auch das Erdöl zum Verzapfen zurecht legen und dies und das, was man sonst nicht in der Mittagszeit tut, wenn das Essen am brodeln ist. Anne-Marie steht auf den Kisten, rückt sie, türmt sie. Wenn sie sich redt, reicht sie bis ans Kellerloch.

Der Mittagsglanz flutet herein.

Da verdunkelt ihn ein Menschenstrom. Trippelnde, eilende Füße, gemessene, feierliche Schritte, ein Seidenbausch schurpt vorüber. Ein zweiter und dritter. Blumen-duft und Hochzeitsflitter. Und Lichtgesprenkel auf allen Wegen. Ein viereckiger Ausschnitt vom Leben, was sie da sieht, gerade viel genug, um an dem Glanze zu versengen — die Unglückliche im Keller! Sie hätte ihre Schmach schrill herauslachen mögen, aber warum denn? Die Anderen lachten, zur Hochzeit lacht man immer.

Also mußte sie ihnen das Lachen nehmen.



Sie springt von den Kisten ab und will die Treppe hinauf.

„Amiechen,“ zittert die bange Stimme ihres Vaters hinter ihr her, „wennste mir nur noch an de Salzsäc' helfe wollt'st.“

„Derzeit kocht mir's Esse an, Badder. Heut' noch mittag is aach noch Zeit. Mir brauche jo nit zur Hochzeit.“

Sie ist schon zwei Stiegen hinauf.

„Amieche, nur noch dat Schmalzfaß, dat eine!“

„Dch Badder, geb' Dir kein Mih'. Warum muß ich denn in den Keller, wenn andere Hochzeit feiere? Jo, könnt't Ihr mich begrawe, gelt?“

Und langsam stapft sie hinauf.

„Ansehen will ich mir'n doch — und vielleicht — jo vielleicht muß ich wat, sage — 'wat, das er nicht vergesse darf. Er vergißt so schnell.“

Die Alte am Herd horcht auf.

„Wat is 'm?“

„Nix Mudder, setz' Dich an den Tisch, mir esse.“

„Du aach, Amie?“

„Jo, ich aach. Du weest, Hammelrippcher und gele Rive, dat is so mei Futterasch.“ und mit schwerem Tonfall, „et bleibe soviel Knoche zurid.“

Ein schriller Glockenschlag tinkt in die weiße Sonnenluft, die Trauung beginnt. Die Böllerschüsse knallen.

Da spricht Ferd Hart ein lautes „Ja“.

Die Fahnen rascheln an den Markthäusern. Wieder ein Linken und Klingeln im Turm. Da weiß man in der Stadt, daß Ferd Hart mit Jule Grindel getraut ist.

Die Kirchtüre fliegt zurück. Die Orgel bröhnt heraus, die Schallwellen wogen über den weiten Platz, und die Menschen laufen zu Gruppen zusammen. Kinder mit Engelsköpfchen und weiß gekleidet streuen Blumen

dem Hochzeitszuge voraus. Und stolz und glücklich ein Paar an der Spitze.

Ein Lächeln steht eingemeißelt in Ferd's Gesicht. Das soll glücklich und froh sein, aber es ist verzerrt. Er fühlt den warmen Druck auf seinem Arm, und er spricht ein freundliches Wort zu ihr, und dann wieder steif den Kopf und stolz und mutig, als müsse er jetzt durch eine Gefahr — dort an der Ecke, — — dort an dem verhangenen Fenster.

-----

Regten sich die Vorhänge? . . . Sieht er recht? — Ist da um — eine — Spalte — ist das — Fenster — offen? Eine eisige Kälte prickelt ihm den Rücken herauf. Ein Fluchtgedanke kommt ihm — — ein gräßlicher Gedanke, ein feiger Gedanke! Er fürchtet das Fenster, . . . . ihm schlottern die Kniee, und zurück bäumt er. — —

Da drängt die junge Frau ihn sanft vorwärts, und schnell biegen sie zur Ecke — — —

Und dann sieht er nichts mehr, als eine Nebelwand, die immer näher rückt, und er muß sich krampfhaft aufrecht halten und eilt und hastet weiter . . . . . Es klirrt ein Fenster! — Das Fenster — eine bleiche Mädchengestalt darin . . . in den ausgestreckten Händen eine Schüssel — Knochenreste darauf! Fezen Fleisch daran! — — Und diese Überreste der Mahlzeit, die man zur Fäulnis hinstreut, fallen vor den Neuvermählten nieder — Eine klanglose, öde, traurige Stimme sagt wie aus der toten Vergangenheit heraus.

„Ferd Hart! Halt an! So soll Dein Geschlecht faule! — So wie die Knochen —!! Meineidiger!!“

Die junge Frau bebt zurück. Gott dies Gesicht?! Dieser Blick! Die Wahnsinnige hatte ihn. Und gestern sah sie ihn, gestern an der Scheibe —.

„Ferd!“ schreit sie auf, taumelt, sinkt ihm in die Arme. Er greift sie auf, flüchtet, flieht mit ihr. Ihr Seidenrock schleppt über's Pflaster, ihr Kopf liegt schwer an seiner röchelnden Brust. So stürmt er die Ladentreppe hinauf.

Weiter hinter ihm her die wirren Hochzeitsgäste.

An der Tür zupft Grindel Frau Hart am Kleide und winkt ihr in den Laden hinein. Sein Gesicht ist blaurot.

„Was isch deß?“ fragt er anscheinend ruhig.

„Mein Gott,“ stöhnt die aufgebauschte Hochzeitsmutter, „eine frihere Liebschaft, weiter nix. Wenn jeder junge Mann seine erste Liebe heiraten mißt — aach Gott! Herr Grindel, sie wahrscheinlich auch nicht. — Ich auch nicht — wir alle nicht — aach Gott!“

Sie weiß nicht mehr, was sie spricht und liegt wider der Theke. Grindel betupft mit beiden Händen seine Taschen.

„Könnt' man se bezahle, dann wär' deß aus der Welt.“

„Och Gott, so sind das keine Leute — so niederträchtig grad nit.“

„Hat der Bub — Verpflichtunge?“

„Verpflichtunge? Grundgitiger Himmel, nein!“

„Also — so nix?“

„Nein, nein — so nix.“

„No dann.“

Er stapft ihr voran. Für ihn war die Sache erledigt. Der Hochzeitstrubel mochte losgehen.

Damian segelt auf ihn zu, streift die Handschuhe ab und stäubt damit den Hut.

„Dös — dös ist grad hirverrückt.“

„Wo sein sie,“ schnarrt Grindel, geht geradewegs mitten durch eine Gruppe lauter Gäste.

„Nebenan auf dem Kanapee. Tränen hat's noch keine gegeben. Dös ist ein sehr vernünftiges Menschenkind.“

Als Grindel die Thür zum Nebenzimmer öffnet, sieht er das Paar am Fenster. Es hört ihn nicht. Sie drückt des jungen Ehemannes Hand an ihre Brust, sieht ihn treu und lieb an, und ihre Stimme zittert in der Stille.

„Gelt, Ferd, und schlecht hast Du nicht gehandelt? Es kann keiner was für sein Herz. Ich hätt' ja auch soviel Leid gehabt, ohne Dich.“

Grindel schlägt weit die Thür zurück.

„Kommt heraus, die Supp' isch scho aufgetrage.“

Die junge Frau zuckt zusammen. Ihr kommt er un-gelegen. Ferd atmet auf; ihm kommt er gelegen. Die Blässe steht noch in seinem lachenden Gesichte, geisterhafte Blässe. Es gibt Worte, die nicht verhallen. Es gibt unvergeßliche Gesichter, und ein solches sah er heute.

Er quält sich eine Hochzeitsstimmung an und muß immer daran denken, daß in dem Eckhause Eine sitzt — Eine in Verzweiflung, Eine tiefunglücklich. Und er soll lachen. Und er soll trinken. Und er trinkt — trinkt! Die Worte klingen lauter, und das Bild in ihm stiert ihn an, und etwas erdrosselt die Lebensfreude in ihm. Seine Gedanken wandern aus der Lustbarkeit fort zu ihr in das Eckhaus. Ob das noch die Macht der — Gewohnheit war?

Er hätte nicht gedacht, daß eine liebe Gewohnheit so starke Wurzeln in ihm fassen könnte. Die Unruhe treibt ihn auf, fort. Er kann nicht mehr lachen. Er kann nicht mehr trinken.

Draußen steht er und nimmt den Hofweg hinter den Häusern her. Niemand begegnet ihm. Wer Zeit hat, hält sich nach der Straße zu. Der Borgang am Kirchplatz hat die Hoffnung auf weitere Skandale erweckt. Wer keine Zeit hat, steht mit gebücktem Rücken bei der Feldarbeit.

Vor der Stadt ein paar vereinzelte Häuser, kühnende Gärten, die Oberförsterei, und daneben der weiße, gerade Strich vor ihm — die Landstraße. Die Sonne brennt die Gräser am Wege dürr und sprüht ihm den Gluthauch in den Nacken. Er hat das dumpfe Bewußtsein, daß er etwas sehr Ungeschicktes, sehr Rücksichtsloses tut, er, der flüchtende Hochzeiter. Aber es leitet ihn jetzt ein Instinkt, der ihn hinauszwingt aus dem Hochzeitsjubel, immer weiter, bis er irgendwo verdurstend niederfällt. Dann mochten sie nach ihm suchen. Er war sowieso ein Verlorener.

Auf dem sonnbeschienenen Weg liegt schräg und lang ein Schatten. Da stußt er und denkt, es könne kein Mensch sein. Aber die Stirn fährt er sich und sieht an dem großen steinernen Wahrzeichen hinauf. Ein Obelisk ist's, der Meilenstein. Auf der Vorderseite ein Gewirr von Zahlen und Kilometerangabe, darunter der Spruch:

„So dir, Wanderer, der Weg dünkt weit,  
Denke, wie kurz es zur Ewigkeit.“

„So dir, Wanderer,“ wiederholt Ferd, starrt verständnislos darauf; und wie aus einem Traume. Wo ist er hier? sieht den Meilenstein und weiß, daß er eine Stunde Wegs zurückgelegt hat. Bis zu den Knien herauf läuft es ihm wie eine Ameisenschar und macht sie steif und unbeweglich wie im Krampf. Er setzt sich auf den Steinsockel, die Arme aufs Knie und den Kopf darauf. Weit um ihn die sonnenglänzende Flur, dürrgebrannte Heuhaufen in langen Reihen, ab und zu ein Menschenschatten dazwischen. Und fern am Wald ein hochbeladener Heuwagen. Bisweilen ein gedämpfter Ruf von dort herüber, ein Peitschenschlag auf das Zugvieh — sonst nichts, und sonst Stille, und überall eine schwüle, träge, flirrende, weiße Heulust. Stechfliegen surren durch die Hecken.

Ein Fink auf der Steinspitze des Meilensteins. Der schmettert seine Lockpfiffe in den weißblauen Aether. Und dann breitet die Nachmittagssonne ihr großes, beengendes Schweigen über die durstende, kaffende Flur.

Eine sanfte Stille kommt in den einsamen Mann am Meilenstein. Er starrt in die weiße Luft. Dort tropft es milchweiß herunter. Die Sonne funkelt, und es flimmert wie golddurchwirkte Schleier. Eine weiche, wehe Stimmung schneidet in ihn hinein. Das Sehnen kommt ihm, das der Fink vorhin in seine Locktöne hineinpiff, und dies Sehnen hat keine Befriedigung und wird keine Erfüllung haben — niemals! Das weiß er jetzt, wo er einsam in der Sonnenschwüle und fern dem verwirrenden Hochzeitslärm sitzt. Er kann diese Frau, seine Frau, nicht lieben, weil da noch etwas in seinem Herzen festsaß, das er übersehen hatte, das er unterschätzt hatte — die Macht einer lieben Gewohnheit! Die hat er gefürchtet, als er vor dem Eckhause zurückbäumte. Das war die Gefahr die ihn zurückschreckte, das Bangen vor dem — eigenen, zertretenen, erbitterten, verblendeten Herzen. Er hat es totgeschwiegen, bis sein Schwur am Altar es wachrief — plötzlich, unvermittelt, und dann lohete es in ihm wie eine heiße, verzehrende, tothbringende Glut. Er liebte noch! Er hing noch fest. Ihr Blick brannte in ihm, düster, traurig, drohend. Er litt in dem einen Augenblicke alle Qualen ihrer verschmähten Liebe mit ihr durch. Er sah sie mit blitzenden Augen, von der Leidenschaft verzerrt, ein schönes, dämonisches Weib — zum ersten Male so in einer düsteren, schreckhaften Schönheit.

Und so konnte er sie noch lieben. Ein heißes Begehren wallt in ihm auf, und das ist Sünde, und das ist Schuld. Gestern noch hätte er sich an dieser Liebe erwärmen dürfen, heute war sie verbrecherisch.

Er springt auf, steht steif und starr in dem Schatten des Meilensteins und krampft die Hände zur Faust und meint, nun müsse er wie ein Wahnsinniger zurücklaufen und über den Kirchplatz und hin zu ihr und neben ihr lauern, und durch den Fußtritt, den er verdiente, sich wachschütteln lassen aus diesem entsetzlichen Traume, aus diesem Irrsinnsgedanken, aus diesem Sündenfluch.

Und so steht er noch, als ein Schatten auf der sonnenblanken Landstraße einem atemlosen Mann voranschwanft.

„No, Ferd, wenn dös kein Problem ist!“

Damian Brämer streicht sich an den Hüften herunter, lockert den Hemdkragen und kämpft mit einem Erstidungsanfälle.

„Sag, Menschenskind, warst Du betrunken, oder bist Du's noch?“

„Damian“, sagt der, ohne sich nach ihm umzudrehen, „jezt ist alles aus.“

„Ich denke,“ meint Damian, klopft sich den weißen Staub aus den aufgekrempeelten Hosen, „jezt fängt's erst recht für Dich an.“

Mit hängenden Armen steht Ferd, angsterstarrt. So spricht er:

„Damian, heut' fängt mein Unglück an. Wenn Du gekommen wärst und hättest mich nicht mehr gefunden — das wäre doch besser gewesen.“

In Damians leichtlebigen Gemüt fährt ein jähes Erschrockensein.

„No!“ sagt er „no!“

Da fährt Ferd auf, will nichts hören und eilt voraus.

„Dös geht vorüber,“ sagt Damian hinter ihm, und dann hat er ihn eingeholt. „Dir liegt's noch in den Knochen, dös von heute Mittag, Ferd. Morgen hast Du es vergessen, und übermorgen dankst Du dem Himmel, daß Du vorgestern

„ja“ sagtest. Mit seiner Lieb' arm werden, dös, dös ist nicht mein Geschmack und auch nicht Deiner. Sei kein sentimentaler Narr, Ferd. Heute ist Hochzeit und morgen sitzt Du im Vollen.“

Er greift den Freund unter den Arm und bemüht sich, mit ihm Schritt zu halten.

Der sagt nur leise:

„Ich verbrenne vor Durst.“

„No ja, dös wird es sein. Wenn man Durst hat, kriegt man Halluzinationen. Komm Ferd, zweigen wir da ab. Der Pfad führt näher über den Römersteig.“

„Und an der Mühle vorbei,“ wirft ihm Ferd hin. Es ist ein stachelnder Grimm in ihm.

„Nun, wenn man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden kann! Auf Deinen Wein von der Nahe — unter uns gesagt, ich hoffe, daß der Alte Dir Dein Leben nicht so sauer macht wie seinen Wein — also wie gesagt, auf Deinen Nahewein wird ein Krug Mühlenbräu sehr beruhigend wirken. Hierher, Ferd, quer durch die Wiesen.“

Er krepelt seine Hosen auf und stapft voran.

„Du sprichst nichts davon, wie sie es aufnehmen, Damian, — die daheim an der Hochzeitstafel.“

„Nun, wie man derlei immer aufnimmt. Sie heulte das ganze Haus zusammen, weil sie als totsicher annahm, daß Du irgendwo ermordet liegst. Er fluchte ein paar Kraftausdrücke von der Nahe heraus, und sie, Deine Mutter, schickte heimlich zu Schmittingers.“

„Zu — — was! Was!

Damian reißt seinen Zylinder ab.

„Schlag zu. Wenn der da nur keinen Anax kriegt, er ist von Waterchen.“

Ferd steht. Er weiß nicht, soll er heim? Soll er nicht?



„Ich muß doch zurück,“ sagt er „das begreifst Du.“ Aber es wäre ihm lieb, wenn Damian ihn anders überzeugte. Damian sagt:

„Dös, dös begreife ich gerade nicht. Irgend einer hat Dich auf der Chaussee gesehen, und da war Ruhe im Hause. Sie hält steif und fest daran, daß Du in der Mühle ein Bad nehmen willst bei vollem Magen, Ferd — bei vollem Magen! Dös ist ihre große Sorge, und ich mußte raus und Dich suchen.“

„Und Du hast Dich geopfert, weil der Umweg über die Mühle führte. Na, Du bist zuverlässig.“

Damian nimmt den Sprung über den Mühlbachdamm.

„Dös hat man von seiner Gutherzigkeit,“ und fort ist er unter dem Türbogen.

In der geräumigen, blankgeschuerten Küche kein Mensch; im Zimmer einer, der mit seiner markigen Gestalt die ganze Breite des Fensters einnimmt, dem Eintretenden den Rücken beharrlich zugekehrt und die Fäuste in die Rocktaschen gestemmt.

„Herr Orlamünd, — bon jour.“

Damian bleibt in der Mitte des Zimmers stehen, Ferd im Türrahmen; und dann einen Schritt weiter. „Wir dürfen doch herein, Monsieur Orlamünd?“

Der wuchtige Körper dreht sich wie auf einer Kurbel, ein viereckiges Gesicht in einem Wust aschblonden Barthaars, das breite Kinn und die dünnen, geschlossenen Lippen sorgfältig ausgerasiert. Aus den zugekniffenen Augen ein stahlharter Blick. Der Mann will ablehnen, unangenehm sein. Ferd fühlt es und steht dem Ausgange zugewendet. Damian fühlt es nicht und setzt sich.

„Wir verdursten, Monsieur Orlamünd. Haben Sie für die armen, verstaubten Wanderer einen herzhafsten

Schluck? 'n Donner und Distel, es ist zum Totbrennen heute. Also tatsächlich, Sie müssen uns von jammervollstem Verdursten erretten.“

Sein Biß verfängt nicht. Steif sagt der Müller:

„Wir schlagen keinem einen Trunk ab, — wer es auch ist.“

Und hinaus trampft er in die Küche. Die Dielen knarren unter seinem Tritt. Draußen ein dröhnender Ruf.

„Mannchen, zwei Bier!“

„Grobian,“ murrte ihm Ferd nach und steht unschlüssig.

„Aber gutmütig,“ meint Damian und streckt die Beine.

„Das Bier kriegen wir auf alle Fälle.“

„Ich danke; lieber trinke ich mich am Mühlbach satt.“

„Mache keine Fäsematenten. Wasser ist kein Bier, und schließlich bin ich doch schon hier quasi der Hausherr. Ich heirate sie, ich mein's ehrlich. Von diesem Standpunkte aus bist Du jetzt mein Gast. Bier her! Bier her!“ singt er flegelhaft, unterbricht sich aber jäh, „die gnädige Alte höchstselber.“ Er schnellt auf und der Ankommenden unter vielen Verbeugungen entgegen. Die ist groß, fast hager, und für Komplimente empfänglich, auch wenn sie auf ihr angewelltes Gesicht hinzielen, das einmal schön gewesen sein soll. Heute reagiert sie nicht, lächelt nicht, sagt „Guten Tag“ und nichts weiter, rafft ihr schwarzes Faltenkleid zusammen und geht wieder. Die Gläser schäumen auf dem Tisch. Damian nimmt einen tiefen Schluck, leckt die Lippen und ist dann nach seiner Ansicht „bass“. Trotzdem versucht er es noch mit einem Biß, schnüffelt, trinkt aus.

„Es riecht nach Gewitterluft mit kaltem Einschlag.“

Da ist der Türrahmen leer. Ferd ist hinaus, die Stirnadern schwellen dem. Mit bedauerndem Blick auf

das volle Glas folgt ihm Damian langsam, mit großen, zögernden Schritten. Und seine verduhten Augen suchen in allen Ecken. Aus dem Haustürrahmen kann er sich nicht losschälen, steht und harret und ist unschlüssig.

Dem Römersteig zu eilt Ferd. Was soll er tun, er, der Damian, der sich hier schon quasi als Hausherr fühlen wollte? Er drückt den Zylinder in die Stirne und tut zwei Schritte um die Hausecke. Da lehnt er an die Wand. 'n Donner und Distel! Ließen die ihn abfallen? Aber die Anne? Der Kuchen von seiner Mutter war ihr sicher. Er würde mit Eiweiß und Zucker „Aus Liebe“ darauf schreiben, und dann konnte sie froh sein, die schöne Müllerin. Aber was jetzt daraus werden sollte — „Aus Liebe“ wird er schon mal nicht darauf schreiben auf den Kuchen, ja!

Es gibt unverbindlichere Wendungen, und darüber denkt er nach.

Toß! — Auf seine Angströhre tanzt etwas nieder, rollt und plumpst zu Boden. Und wieder — toß! — rollt und plumpst zu Boden, und toß, toß! — Rollen — Plumpsen. Er schüttelt sich, sieht sich um — zu seinen Füßen eine Handvoll kleiner, unreifer Apfelmehne. Da blickt er hinauf und es ist kein Baum über ihm; aber ein rundliches Blumengesicht und eine Faust daneben. Die ist mit weiteren derartigen Geschossen angefüllt.

„Ist der fort?“ fragt sie herunter.

„Wer der, Anne?“ fragt er herauf.

„Ei no, der Ferd. Du höscht nit viel Anstand, Damian.“

Er knuspert verlegen an den Fingerspitzen.

„Sonst waret Ihr sehr honett, sehr gutartig, sehr — so aus dem Vollen heraus; aber heute! Anne, heut nicht, absolut nicht.“

„Und warum nit, Damian? Gelt das weiß Du nit? Flabbes!“

„Nein, dös weiß ich nicht.“

„Das mußt Du wisse.“

„Ach Gott, Anne, wenn ich's nun aber nicht weiß?“

„Dadrum ist doch der Specht zu Deinem — zum Herrn Richter gegaunge.“

„Wegen der Mühle?“

„Und wege der Teilung.“

„Und weil die Grindels und Orlamünds sich einander auffressen möchten.“

„Und weil uns das boleidigt, wenn Du uns den Grindel-Schwiegersohn ins Haus bringst.“

„Dös — dös war wahrhaftig eine Dummheit.“

„So 'n Esel wie Du bist, — das siehst du doch ein?“

„Ja — natürlich.“

„Und daß es 'ne Boleidigung für uns ist, wenn Du jetzt noch länger im Hochzeitsstaat in der Mühle bleibst, das siehst Du doch ein?“

„Aber gewiß, Anne.“

„Und so 'n Zylinder, — na!“

„Pit, Anne.“

„Ei no, damit kommst Du mir awer nit bei u n s r e r Hochzeit. Für die Grindels ist der gut genug. An der Nahe trägt man so Fassons.“

Sie lacht breit und wirft ihm noch eine Handvoll grasgrüner Apfel. Er steht geduldig und wartet, bis sie aus dem Trommeln ins Rollen und vom Rollen ins Plumpfen kommen. Dann nimmt er ehrfürchtig den Hut ab, um ihn vor weiteren Entweihungen zu schützen und sagt hinauf:

„Wenn das sich so verhält, dann wäre es auch eine Beleidigung, Euch das Bier von Grindels Schwiegersohn stehen zu lassen. Anne, auf dem Tische ist's.“

„Hast Du auch Hunger?“ fragt sie herunter.

„Nicht die Spur. Fünf Gänge habe ich mit Ehren bestanden. 'n Donner und Distel! das war ein — —“ und dann besinnt er sich, daß er auf Feindesgebiet ist — „ein schauerhaftes Fressen! Das Bier könnte mir helfen.“

Das Fensterchen ist leer. Und dann kommt sie mit einem frisch gefüllten Glas, bläst den Schaum ab, nimmt den Vorschluß und reicht es ihm herunter.

„Jetzt zieh los, Damian, und morgen kommste ohne Zylinder und ohne Frack, heerst?“

„Telegraphier mir einen Ruß runter, Maus.“

Sie drückt einen Schmaß auf ihre Fingerspitzen und schlenkert den Arm herab.

„No, 'n lieber Bengel bist Du doch!“ lacht, „aber tu mir den Gefalle und setz Deinen Dingsda nit eher auf, bis Du drüben im Wald bist und ich nix mehr von Dir sehe. Ich an Stelle Deiner hochgeborenen Eltern tät mich schäme, Dich so herumlaufe zu lasse. Die Müller-Ehr ist dorin empfindlicher, und die hat's Geld, ja! Na warte, Du armer Hungerleider, Dich werd ich heraustradeln — wie 'n Modell! Wenn ich dich nur mal hab'!“

Er weicht ihrem Blicke aus. Seine vornehme Familie ist sein Stolz. Er wird empfindlich, wenn man daran mäfelt.

„Du müßtest wenigstens Deinen Namenstag abwarten,“ sagt er gekränkt, grüßt hinauf und geht.

„Flabbes!“ murt sie ihm nach und schlägt das Fenster zu.

In die glitzernde Sonnenfläche hinein steuert er mit fliegenden Frackschößen. Den Zylinder setzt er ihr zum Troste auf. Sein Vater hat damit seine Examina gemacht, der Hut hatte eine historische Vergangenheit. Was wollte also so eine — jawohl, so eine s c h ö n e M ü l l e r i n ?

Er leucht den Römersteig hinauf und immer höher, bis er droben Ferd's Umrisse sieht.

Neben dem taucht ein zweiter Schatten auf, ein kleiner schmaler. Damian legt die Hand über die Augen und erkennt Schmittinger. Auf engem Pfad müssen die Männer aneinander vorüber. Fast berühren ihre Schultern sich. Einen Augenblick stehen sie und starren sich an. Aus des kleinen Mannes Augen drängt das Weiße. Da sieht Damian, wie Ferd stumm die Hand hinüberreicht, eine Sekunde nur, dann fällt sie zurück, zur Faust geballt. Schmittinger geht vorüber, verachtend, empört. Dem ängstlichen Manne stärkt die Vaterliebe das Rückgrat. Damian greift an seine Rockschöße. Die hatten heute eine explodierende Wirkung. Der spanische Stier konnte dem roten Tuch des Toreadors nicht mehr gram sein, als zwei Menschen diesem verantwortungsschweren Hochzeitsrock. Der eine, der Anstoß an ihnen nimmt, steht drunten in der Mühle, der andere schürft den Römersteig hinunter. Und Damian verschwindet im Unterholze. — — — — —

„Seid Ihr das, Schmittinger?“ ruft der Orlamünder über den Bach herüber. „Kommt in den Garten.“ Er geht am Küchenfenster vorüber und stößt es auf. „Mannchen, einen Krug Bier.“

„Bier? Für wen denn scho widder,“ tönts von innen heraus. „Der Schmittinger trinkt lei Bier, dem stelle ich ei' Glas Buttermilch hin. Mach' Dir doch keine unneetige Koste.“

Das Gesicht des Mannes biegt herein. Die scharfen Linien, die in den Bart hineinlaufen, vertiefen sich. Die Augen sind nahezu geschlossen.

„Ich möchte aber heute dem Schmittinger Bier vorsetzen, verstanden?“

Die Worte hallen schwer und bedeutsam in die blig-blanke Küche. Jetzt versteht sie ihn, nickt und geht.

Im Garten steht zwischen den Gemüsebeeten die aus Stadetholz errichtete Laube. Kapuzinertresse rankt flammend gelbrot darüber und überwuchert fast den Eingang. Die Luft da drinnen ist drückend und eng und atemraubend. Über den Gesichtern der Männer hängt ein grüner Dämmer. Ein Huhn fliegt gackernd über den Jaun. Das vertreibt der Müller mit einem Steinwurf, und dann dehnt er sich breit in dem Gartensessel.

„Trinkt, Schmittinger.“

„Lieber nit, Herr Orlamünd, lieber nit.“

Der schwächige Mann ist fahl im Gesicht. Die Augen leuchten groß und ängstlich.

Der Orlamünder schnippt die fahlen Lippen auf.

„Der Schrecken hat Euch die Galle auf den Magen gejagt. Ich sage Euch, das Mädchel hat seine Sache verteuftelt nett gemacht. Die hat's Feuer gefressen. Das ist gute Kasse, garnicht von Euch. — Weiß der Teufel wo die herkommt. Schmittinger, Ihr seid ein saftloser Stengel, aber trinkt, trinkt! — ich sage Euch trinkt! Das schwemmt Euch die Galle weg.“

„Lieber nit“, wehrt Schmittinger wieder. Da scharrt der Orlamünder das Glas bis zur Tischkante, stößt es auf, kneift die Lippen ein, und dieser herrischen Aufforderung widersteht der Mann nicht. Das leere Glas füllt der Müller wieder bis oben hin.

„Nur so weiter“, sagt er, „es gibt kein besseres Mittel, um den Arger hinwegzuspülen. Darum seid Ihr von der Art, die bei lebendigem Leibe eindörft, weil Ihr nicht trinkt. Hoßt Euch zu den Frauen zu Hause und wärmt Euch den Rücken. Das ist nichts, Schmittinger, für einen

Mann ist's nichts, nein. Nehmt einen Schluck, man soll das Bier nicht warm werden lassen."

„Buttermilch löscht mir mehr de Durst, und ich vertrags auch besser."

Aber er lächelt und trinkt, und der Orlamünder nickt.

„Ihr könnt Euch einen Krug Buttermilch mit heimnehmen. Euere Weibskleit' sind ja auch auf so was veressen, heh? Für die Amie extra noch 'ne Pülle dicke Milch. Ein Prachtmädel! Was meint Ihr, wär's der nicht recht, für einige Zeit vom Markt zu verschwinden? Warum soll sie sich denn grün ärgern, wenn die junge Frau jetzt an der Gasthofstür steht und sich die Hüften reibt? Die Welt ist groß. Man kann sich einander ausweichen. Und es braucht nicht einmal weit zu sein, nur ein paar Hasensprünge weiter, zum Beispiel zur Mühle. Wir räumen ihr gern eine Kammer. Die Anne wird sie schon aufdrehen. Die ist 'n Jagdhund, die ist 'ne Raß. Na, wenn die sie dazwischen hat, dann bläst sie ihr alle Mücken aus dem Kopf. Ist mein Vorschlag nicht prächtig?"

Schmittinger kauert in sich hinein.

„Wenn sie es nur tut. Sie sitzt daheim wie 'n Steinbild. Ich geh' schon weit um sie rum, weil ich schon allemal fürchte, sie könnt mal so im vollen Wahnsinn aufspringen. Es ist eine unglückliche Wirtschaft bei uns, Herr Orlamünd, und ich hab's in den Knochen. Ich fühl's, daß das erst der Anfang von allem Unglück is."

Der Müller reibt sich die Stirn. Er ist ungeduldig. Anderer Leute Klagen sind ihm widerwärtig. Er verfolgt einen Zweck. Den will er erreichen. Er braucht zwei Opfer, und die glaubt er in dem Manne seines Willens und in der Verlassenen zu finden.

Er nimmt einen Bleistift aus seiner Westentasche und beginnt, auf einem Blatt einige Schnörkel zu entwerfen.



Dann schnellt er plötzlich die Hand auf, faßt den Stift zwischen Zeige- und Mittelfinger und sagt:

„Es kommt eine ganz eigenartige Schrift heraus, wenn man den Stift so greift. Probiert nur mal.“

Schmittinger malt ein paar ungeschickte Buchstaben. Die hält Orlamünd gegen das Tageslicht und betrachtet sie.

„Da sollte keiner die schöne Schrift des Geschäftsführers Schmittinger herauskennen,“ meint er launig.

„Nein, gewiß nit,“ lächelt Schmittinger geschmeichelt.

„Na, dann malt nur weiter.“

Er schiebt ihm das Blatt hin. Lange bleibt es in der Laube. Die Vögel zwitschern darüber, und ein Flüstern und Raunen darin — und fern das Rauschen des Mühlbaches und dumpf das Rattern des Mahlkastens.

Das Abendrot tränkt lehmgelb die versonnten Fluren, flirrt in die Scheiben und rieselt durch die Kressenblätter der Laube. Zwei fahle Gesichter färbt es da golden.

\* \* \*

Da war noch der Postkutschwagen. Goldria! Poltrian! Rrrrhupp, rattaplau!

Noch nicht lange her. Es war schön. Man wußte da noch, daß eine Reise etwas Umständliches, Feierliches, o, ein Familienereignis war. Man konnte sich darauf freuen, wie man sich auf die Mühseligkeiten eines Vergnügens freut, auf ein kühnes Unternehmen mit Hindernissen. Und wie man sich freut auf eine große, ferne, glanzvolle Welt, die man unter so großartigen Schwierigkeiten erreichen muß.

Nach Bulay hin zog die Post. Viele Stunden weit. Die Gäule mußten unterwegs gewechselt werden. Der Postillon blies geborstene Melodien. Wenn er durch einen Wald fuhr, blies er. Es gab weit und breit berühmte Postillone, die ob ihres feinen Blases unvergeßlich blieben.

Im ersten Morgenrauen zog die Post. Manchmal schon um zwei Uhr. Da war der Wald noch nicht wach, als die Hornstöße hineinschallten. Da war die Sonne noch nicht munter, und der Tau floß noch. Und da war eine verschlafene, andächtige Morgenstille. Man konnte seine schimmernde Seele darin schwelgen sehen.

Und da sie wiederkam, war ein Freuen. Holla! die Post! Die liebe, gemächliche Reisetante, die den guten Kleinstädtern so viele Wunderdinge in ihrem Kasten mitbrachte: Geschäftsreisende und Handelsjuden und die Braut vom neuen Notar und eine Tochter Lehrerin die in heimatlichen Ferien zog und ganz Fremde. Sie fragen nach einem Hotel. Da steigt der Fleischer Hütwohl aus seinem Kellerladen heraus, da steht die gefällige Lorenzen breit in der Türe der Buchbinderei, da äugelt der Herr Trarbach hinter den Manufakturen seines Schaufensters. Er sagt:

„Schuwere merci,“ (je vous remercie) wenn Leute kaufen. Er ist ein Feiner. Er war in der Fremde. Da springt der bartlose, runde, lächelnde Alois über die Theke, wickelt noch den tropfenden Häring ein, reißt durch die Türe. Der Alois schwächt viel. Er ist eine „Was“, und er ruft zur Post hinüber:

„Führt doch die Herrschaften zum Hoddl-Dodd!“

Man macht Armschwenkungen, der Fleischer, die Buchbinderisch, der Herr Trarbach. Rechter Hand das erste Gasthaus mit der hohen Treppg und dem Heiligen. „Höddel“ steht darauf. Man kann nicht irren. Hotel! Der Ferk ist verrückt. G a s t w i r t s c h a f t soll er schreiben! Wie von alters her. Aber Hotel! Hähähä!

Hoddl-Dodd! for se trinke und ze soufe

Und for drei Penning ze koufe!

Und no jo, das scheene Hotel mit dem frischgestrichenen Sankt Christophorus. Grün der Mantel, gelber Kleider-

faum, blau die Sandalen. Ein properer, gut bürgerlicher Heiliger.

Und Ladendiener springen hinter der Theke. Allzu dienstfertig, allzu complimentabel. Die Kleinstädter stören mißtrauisch. Allzufein ist Humbug. Allzuhöflich ist Judenart. Sie wittern Betrug. Sie sagen, es sei ehedem „gemitlicher“ im Harte-Laden gewesen, damals mit dem Harte-Bäschen, mit dem man von Mann und Kind, Heu und Ferkel, Kappus und Wetter, und was bei dem und diesem passiert sei, sprechen konnte. Da muß das Harte-Bäschen wieder hinter die Theke kommen und pausbackene Reden führen und auf die Ladendiener aufpassen, daß sie lieben Kunden „nicht so knapp“ wiegen; denn liebe Kunden revoltieren, wenn sie ihr redliche Gewicht und Maß erhalten, liebe Kunden wollen eine Handvoll Beigabe.

Und so wird es wieder gemitlich.

In zufriedenem Glücke lächelt das Bäschen. Es ist alles gut und schön. Es könnte nicht besser sein. Der Heilige am Hause bringt Segen. Amen.

Und was das „Estimierendste“ ist: der Herr Amtsrichter ist Stammgast im Hobdl-Dobdl! Von Mois weggegangen ins Heiligenhaus! Was will man auch mehr? Geordnete Verhältnisse, ein Stich ins Bornehme, Großartige. Wir haben's! Die Gelder raffeln. Gut ab! Respekt vor den Leuten!

Wenn jetzt der Sohn Ferd das Wort führt, hat sogar der Herr Richter Mühe, mit seinem gelehrten Denken nachzukommen. Man ist nicht umsonst fast beinahe Dr. phil. geworden.

Der Herr Richter will eine Importierte rauchen, schwer, dunkel. Ferd rißt ein Streichholz an, reicht es Amtsrichter Brämer. Das blanke Flämmchen lenkt um

das havannische Kraut. Der Amtsrichter schmaucht, legt sich gegen die Stuhllehne.

Es ist Nacht, späte Nacht. Das Nachtwächterhorn tutet in der Straße. Am Armleuchter sind die Flammen bis auf eine abgedreht. In dem großen, von Getränken durchdunsteten Zimmer ein einziger Lichtkreis an einer Tischdecke. Drei müde Menschen darin. Der Herr Amtsrichter wird nach Hause gehen, wenn die trunkene Schwere ihn umwirft. Dann kann er schlafen. Von ein Uhr nachts an, wenn es gut geht. Seine schlaflosen Nächte sitzt er im Hoddel-Doddel ab.

Ferd Hart wird schlafen gehen, wenn — wie gesagt — der Herr Richter umfällt. Dann schwankt er mit ihm nach Hause. Allabendlich, allnächtlich. Der Stammgast, Herr Amtsrichter! Der Teufel hole ihn! Aber mit aller Hochachtung!

Die Jungfrau Hart wird schlafen gehen, wenn Ferd sie schickt. Aber dann geht sie nicht gern. Wo er nicht ist, ist ihr nicht wohl. Hinter seinem Stuhle will sie sitzen und bei ihm sein; und ab und zu gehen und sich an seinen gescheitern Reden erfreuen. Es freut sie umsomehr, je weniger sie davon versteht. Dann ist's gelehrt. Sie kommt sich dann so klein vor. Und glücklich ist sie, wenn er so groß neben ihr ist.

Mit einer eleganten Handbewegung schwenkt Ferd die Flasche, schüttelt den Weinrest und gießt ihn in das Richter Glas. Pfeift dem Piccolo, der hinter dem Gläser-schrank schläft.

„Dieselbe Marke, Herr Richter?“

Der nickt, hebt das Glas ins Licht. Goldgelbe Strahlen stechen an den Glaswänden herunter.

„Feine Marke! Liefert Ihnen das der Schwieger?“

„Jawohl, der Schwiegervater.“

„Famöser Schwieger!“ Er nimmt einen Schluck, wiegt ihn auf der Zunge, schmalzt. „Famös, wirklich! Schicken Sie mir 'mal sechs Flaschen zu, Hörr Hart. Reichen Sie meuner Frau die Rechnung ein. Famös! Dwah! Jöfuß!“

„Soll ich's Fenster öffnen, Herr Richter?“

„Nö, nö! Warum denn? Bin was onwohl in letzter Zeit. Sehen Sie, Hart, mit dem Essen geht's nüscht mehr. Man hat eben keinen Honger mehr. Wenn ich dann das gewöhnliche Volk losfressen sehe, steigt mör die Galle.“

Ferd entforckt die neue Flasche, hält die dampfende Zigarre zwischen den Lippen, pitscht die Augen.

„Nun, Herr Richter, um das Essen brauchen Sie die Leute nicht zu beneiden. Mittags Suppe und Kartoffeln. Wenn's reicht, an Sonntagen Fleisch! Und wenn man bedenkt, was doch der Herr Richter an Delikatessen gewöhnt sind —.“

„Liebster Hart, schwazen Sie keinen Unsinn! Was können mir die Delikatessen nözen, wenn ich keinen H o n g e r habe? Honger moß der Mensch haben, um glücklich zu sein. Ich beneide das Paß, ich, der Amtsrichter! Wenn so ein Schmozkerl nach Hause kommt, frißt er Schwarzbrot und sein Stöck Leberworscht mit größerem Behagen wie onfereins Fasan mit Kompott. Er hat eben Honger! Hernach setzt er sich vor die Türe, raucht seine Pip, hat sich die Lenden dick gegessen, ond ist ein zufriedener Mensch. Nichtsdestoweniger bedauert man ihn. Falsche Sentimentalität. O n s sollte man bedauern! Man sitzt am Tisch und hat keinen Honger.“

Trinkt auf einen Zug sein Glas aus. Ferd Hart dreht nachdenklich den Glasfuß auf der Tischplatte.

„Gerade so vergnüglich ist's nun nicht, das Armsein, Herr Richter.“

„Sie wollen sagen, gerade so schlömm ist's nicht, wie man es schildert.“

„Die Verbrechen sind nicht totzumachende Zeugen.“

„Na, na! machen Sie die Armut fürs Verbrechen verantwortlich?“

„Zum großen Teil.“

„Gar nüscht!“ Er stäubt die Zigarrenasche von seinem Rock, „es sei denn, Sie meinen die geistige Armut.“

„Die körperliche schafft die geistige, meine ich.“

„Meinen Sie! Sie sind kein Richter! Sie sind Laie. Sie verstehen döös nicht. Not führt nicht zum Verbrechen, wenn nicht schon die Veranlagung da ist. Dixi!“

Ferd meistert an seiner dumpfen Empörung.

„So spricht man, wenn man die Armut nicht kennt. Um sich aus der Armut loszuringen, hat schon mancher verbrecherisch gehandelt.“

Nervös entkorkt der Amtsrichter die Flasche. Widerspruch verträgt er nicht, am wenigsten von einem „Gastwirt“, dem er die Ehre gibt, sein Stammgast zu sein.

„Merken Sie denn nicht, daß wir im Grunde genommen, übereinstimmen? Unterschied: geistige und leibliche Not! Wenn der Besserstehende tiefer moß, oder tiefer will, schafft er sich selbst eine Notlage, einen Widerspruch in seinem Leben. Das Gleiche soll zum Ähnlichen. Basta! Anderfalls gibt's Konflökte, die Vorstufen zum Verbrechen werden.“

Da weiß Ferd Hart, daß der Herr Richter seinen ganzen kriminellen Apparat spielen läßt, um auf die Meßalliance seines Sohnes zu exemplifizieren. Die persönlichen Ansichten des Herrn sind die richterlichen, es sind

kleinstädtische geworden, weil der Horizont allerorts so tief hing. Und fügt hinzu:

„Na, lieber Hart, Sie haben's doch so gemacht. Prächtig haben Sie's gemacht. Aufwärts! Excelsior! Was im Wege lag, niedergetreten. Bravo! Das sind wir dem Leben schuldig.“

Leise Schritte hinter Ferd. Knistern eines Frauenkleides und das Rücken eines Stuhles. Er weiß, daß seine Frau sich hinter ihn setzt. Aber seine Antwort sagt er doch. Er denkt: sie kapiert's nicht einmal, sie nimmt so wenig Anteil an einer Unterhaltung. Und — sie denkt so gut, daß ihr kein böser Argwohn kommt. So spricht er:

„Allerdings, ich bin vorwärts gegangen ohne Rücksicht. Ich mußte es, um geordnete Verhältnisse zu schaffen.“

„Na ja, bravo! bravo! Hätten Sie es anders gemacht, nun säßen Sie schrecklich drin, was?“

„Und es ist doch 'was schönes um die Verblendung, um den Kaufsch. Man müßte nie wachgerüttelt werden.“

Seine Hand krampft um die Stuhllehne nebenan. Da legt sich auf seine Hand eine weiche, weiße und streichelt ihm über den Handrücken. Er eifert in seiner Rede weiter. Er merkt es nicht einmal. Diese Rede wird heftig, sie wird durchsichtig.

„Ich bin ein Verstandsmensch. Ich habe zu viel kalkulieren müssen. Das trocknet einem die Sentimentalität auf. Man wählt nüchtern. Man soll nüchtern wählen. Dann ist's vernünftig. Das Unvernünftige hält nicht. Man kann eben nur mit Recht einer verständigen und nüchternen Standeswahl das Wort reden — gleichviel welcher Stand es ist. Kümmert man sich z. B. ernstlich darum, einem Jungen den Beruf zu geben, dem seine Liebhabereien gelten —?“

„Die Ehe ist ein Stand,“ flüstert sie ihm hinterrücks zu. Der warme Hauch fährt ihm in den Nacken. Hestig wendet er den Kopf. In ihm sitzt ein Stachel fest.

„Allerdings, die meine ich. Nur die!“ Aufgebracht, rücksichtslos. Und wieder ihr ängstliches Flüstern:

„Da wählt man doch nicht nur mit dem *B e r s t a n d*!“

Er antwortet nicht, trinkt, und da er ihr den Rücken zukehrt, weiß sie nicht, welche Blicke er mit dem Amtsrichter wechselt.

Still liegt ihre Hand auf seiner. Die Wärme rinnt aus ihr, und sie wird kälter. Ihr Gedankengang kennt keine Stürme. In ihrem Leben hat nie eine Leidenschaft gesprochen. Sie betet und liebt und bleibt wie ein Kind. Wenn die Herren am Stammtisch sitzen, huscht sie neben den geliebten Mann, fühlt sich glücklich, daß sie bei ihm ist, wird des stillen Zuhörens nicht müde, nippt ab und zu an seinem Glase, und wenn es gar zu lang in die Nacht hinein dauert, rückt sie etwas hinter seinen Stuhl in den Schatten, wispert verstohlen ihre langen Abendgebete und unterbricht sie nur dann, wenn er redet. Dann leuchten ihre sanftblauen Augen, — aber heute leuchten sie nicht. Verschleiert blicken sie auf den Mann, den sie so ganz anders sieht als er immer ist, immer mit ihr. Sie weiß nicht, daß man stets dann besonders rücksichtsvoll ist, wenn man nicht liebevoll sein kann. Sie kennt heute seine Stimme nicht und ihn selber nicht mehr, und leise zieht sie ihre Hand zurück. Ein böser Verdacht will ihr kommen. Wenn er die nüchterne Verstandesehe verteidigt, dann — — — aber sie will darüber nicht nachdenken. Er kann nicht schlecht und ehrlos sein, er, der Verehrte, nicht. Und wenn er sie auch nicht so liebt — so wie sie ihn! Männer lieben so nicht, niemand kann so lieben. Und sie hatte Liebe genug für sie zwei beide.



Der Amtsrichter läßt den Rest des Weines stehen. Sein hartloses, welkes Gesicht zeigt alle Linien des Unbehagens. Die Luft wird ihm zu eng. Ein Pfeifen auf der Brust und das Schleimröcheln aus eingedrücktem Brustkasten, — die asthmatischen Vorboten. Da zündet er eine Asthma-Zigarette an, steht auf, räuspert sich. Wohlgerüche steigen aus den Dampfwölkchen. Tiefe, befreiende Atemzüge, und er stapft hinaus. Der Wein hat ihn unsicher gemacht. Ferd faßt ihn unter den Arm und geleitet ihn die Treppen hinunter. Am Marktbrunnen wartet ein weißblonder Krämerkopf. Wie elektrifiziert springt der Knabe auf und fürsorglich an des Vaters Hand.

„Jung,“ sagt der Amtsrichter herrisch.

„Vaterchen,“ sagt der Kleine demütig.

„Hat man Dich hergeschickt?“

„Nein, Vaterchen!“

„Also Zufall.“

Und heim schwanken sie. Dem „Zufall“ verdankt der Herr Richter allabendlich die Eskorte.

Als Ferd in das Gastzimmer zurücktritt, sitzt seine junge Frau noch auf dem Stuhle und kommt ihm nicht entgegen, zum ersten Male nicht. Es ist ihm recht, so braucht er sich nicht anzustrengen. Er macht sich an dem Wandschrank zu schaffen und sucht Zigarren. Da dreht sie sich nach ihm um.

„Gelt, Ferd, Du rauchst jetzt nicht, es ist Zeit zum Schlafen.“

Er hält schon das flammende Streichholz an die Zigarre.

„Ich kann jetzt noch nicht schlafen. Geh' schon voraus, ich komme gleich.“

„Das tun wir sonst nicht,“ sagte sie leise, „wir konnten ohne einander nicht sein, und — ich kann's auch heute noch nicht.“

Wir! — Das stachelte ihn heute auf. Sie konnte ihn nicht entbehren, und er duldete sie um sich zu ihrer Beruhigung, und weil sie sich erst eingewöhnen sollte, und weil er Szenen haßte. Wir! — Es scheint ihm widerlich. Er möchte losfahren, brüst und gründlich. So war es für alle Zeit klargelegt. Und dann sieht er sie sanft und bleich und hingebend und hat Mitleid. Er geht zu ihr und drückt ihren Kopf an sich.

„Geh', Zulchen, die Augen fallen Dir ja zu. Ich rauche meine Zigarre aus und komme in der Minute nach.“

Er qualmt über ihren Kopf hin und denkt, nun könne sie zufrieden sein. Sie nimmt seine Liebkosung nicht mehr in der dankbaren Liebe ihres bräutlichen Empfindens hin, steht auf und läßt sich die Hand drücken.

„Bis gleich denn, Ferd, bleib nicht zu lange.“

Er erwidert nichts, steht in der Mitte des Zimmers und starrt ihr nach.

Sie geht ohne Bedauern. Das kränkt ihn, ja, es empört ihn, daß sie geht. Ist das schon wieder die liebgewordene Gewohnheit, die ihn umstrickt? Kennt er nur Gewohnheit und nicht Liebe? Wann wird ihn das tiefe, stürmende Sehnen warm machen? Es hatte ihn warm gemacht, einmal, im Zustande der Verzweiflung, einmal da er ein Narr war. So kommt ein Rausch, so vergeht er, und dann bleibt für eine lange Zeit die Stimmung des Ragenjammers. Die hat er jetzt, und er weiß nicht, ob er liebt oder haßt, und er fühlt nur, daß ein Groll sich gegen die Frau anhäuft, die ihm Liebe und Gold uneigennützig zugebracht. Für seine innere Berfahrenheit möchte er sie verantwortlich machen. Und heute ging sie ohne Bedauern und ohne Zögern von ihm. Der Born fladert in ihm. Und er ist erstaunt, er kann noch zürnen. Das zersprengt die kalte, öde Gleichgültigkeit, und er fühlt sich

wohler dabei, heute zum ersten Male nach Wochen und Monaten. Die Haustüre verrammelt er, läßt eine Flamme des Kronleuchters brennen und wirft sich im Nebenzimmer auf's Kanapee. Da will er schlafen, und sie kann warten — warten bis zum helllichten Tage. Das Gesicht drückt er in die Polsterede, die Schultern hochgezogen, die Arme verschränkt, so liegt er und troßt und redet sich ein, sie verdiene alle Kränkung. Ganz einfach, sie ist das Geld, das ihn zum Treubruch drängte und in tiefster Seele unzufrieden machte — sie ihn! So erleichtert er sich. So quält es ihn nicht. Er ist der Schuldlose. An der brutalen Notwendigkeit geht er zugrunde. Und still liegt er, und still glüht der Brand in ihm fort, und er schläft nicht. Es ist längst über Mitternacht.

Da knackt es auf der Treppe. Er hört es und zieht die Schultern höher und drückt den Kopf tief ins Polster. Sie kommt und er will sie nicht. Leise knarrt die Türe, schlürfende Pantoffeln, schweres Humpeln, — und eine energische Hand rüttelt ihn auf.

„Ferdchen, das kannst nicht verantworten.“

Über seiner Schulter das Gesicht seiner Mutter, es glüht, — nicht nur die Backen.

„Dießt die junge Frau drobe allein und sie weint wie'n Kind. Pfui, Ferdchen, und wenn Du auch mein Sohn bist, das rechtfertige ich nit. Nein!“

„Ich hab' meine Gründe, Mutter.“

„Was könnte das arm' Dierche Dir angetan haben? Sie tribt kei Wässerche. Ich kann's nicht mehr mit anhören, und — es tut ihr nicht gut. Du mußt jetzt Rücksicht haben, Ferdchen.“ Sie gibt geheimnisvolle Winke.

„Rücksicht?“ braust er auf. „Von der ersten Stunde an, da sie im Hause ist, ist nichts als butterweiche Rücksicht. Das halte der Teufel aus. Ach Mutter,“ seine

Stimme dämpft zum Flüstern ab, „diese Ehe ist ein Uuding. Zwei wildfremde Menschen kommen zusammen und verstehen sich auf den Ton liebenswürdiger Höflichkeit, und können nicht heimisch werden, weil diese entsehlliche Rücksicht — sie fremd hält.“

Die erhobene Faust will er auf den Tisch niederbonnern lassen, da umspannt sie seine Hand, drückt ihn in die Sofaede.

„Die Rücksicht, die Du jetzt habe mußt, ist Deine Mannespflicht,“ und da seine Augen wild funkeln, „es ist die Rücksicht, die man so gerne übt, wenn man — Vater werden will.“

Die verzerrten Linien in seinem Gesicht glätten sich, mit angehaltenem Atem horcht er, was sie weiter noch sage. Und als sie schweigt und fast feierlich ihm zunickt, faßt er ihren herabhängenden Arm. Ein eiserner Druck. Seine Hand zittert.

„Mutter, so verstehst Du das?“

„Ja, so verstehe ich's, und jetzt geh' zu ihr und mach's gut.“

„Ja, Mutter, jetzt muß ich zu ihr.“

Der Tisch rattert zurück, ein Stuhl fliegt zu Boden. Die Erregung macht ihn heftig, leidenschaftlich, ungestüm. Die Treppe hinauf eilt er auf den Fußspitzen, und zaghaft steht er vor der Türe. Ein Druck auf die Klinke, ein leises Anarren. Sie liegt halbentkleidet mit dem Oberkörper über dem Stuhlsiß. Ihr schmales Gesicht starrt in das hereinflutende Mondlicht. Aus dem halbgeöffneten Munde ein stoßweises Kludsen herausquellender Tränen. Da legt er beide Arme um sie, bettet sie und kniet neben ihr und küßt sie. Und dann meint er, nun müßten ihre Liebeslosungen über ihn kommen wie eine heiße, stürmische Flut. Nichts von alledem. Ihre Augen hängen an seinem Ge-

sichte, groß, fast erschreckt. Und dann ein Zucken um ihren Mund, und dann ein matter, gedämpfter Schrei.

„Ich hab' Dich doch so lieb gehabt und kann's nit mehr.“

Da steht er wie an die Wand gespießt. Er sieht etwas vor sich zertrümmert, etwas, daß er für felsenfest gehalten. Ein toller Wirbel um ihn, Sand und Staub eines geborstenen Glückes. Er liegt über dem Bette, reißt sie in seine Arme, flüstert ihr feurige, leidenschaftliche Worte zu, die sie nie von ihm gehört, nie in solcher Wärme. Und größer werden ihre Augen und vor Staunen weit und von Tränen verdunkelt, und sonst nichts darin als Staunen und Tränen und ein unendliches Leid, daß sie ihn einmal so geliebt hat, so harmlos und glücklich. Sie hatte ihn zu hoch gestellt. An ihrer Verehrung zu ihm war etwas abgebröckelt. Das große Kinderherz hatte ein Menschenherz zu hoch eingeschätzt.

Mit beiden Händen nimmt sie seinen Kopf, küßt ihn und weint dabei und sagt ihm heimlich, was er schon weiß, und leise, kaum hörbar:

„Man könnt' daran sterben, gelt Ferd?“

Ein jäher Schreck fährt in ihn. Er äußert sich in Heftigkeit:

„Um's Himmels Willen, schweig doch.“ Und dann weich und zitternd und liebevoll „was, was — meinst Du damit?“

„Ich meine, Ferd, ein Fluch könnt' sich erfüllen.“

Er knickt zusammen wie unter einem Peitschenhiebe.

„Warum mußtest Du das sagen,“ ächzt er, „gerade jetzt? Du hast das bißchen Freude in mir ausgelöscht.“

Sie blickt ihn von der Seite an, in ihren Augen steht eine große, ernste Wehmut.

„Ich muß' Dir das sagen. — Ich hab' so große Furcht — — davor! — Ferd.“ Sie zieht ihn zu sich herunter. „Ich könnt' ruhiger sein, wenn ich die, — drüben am Markte, nit so unglücklich wißt, — unglücklich durch Dich, Ferd. Vielleicht — hast Du — doch nicht recht gehandelt.“

Und dann weicht sie bis an die Wand zurück. Sein Gesicht erschreckt sie. Die Blässe läuft ihm bis in die Lippen. Die Arme baumeln ihm herunter. Kein Leben scheint mehr in ihm, nur starre Totenruhe, und versteinert und stumm und zum Fürchten. Sie rüttelt ihn und ruft ihn an. Seine kalte Hand greift sie und preßt sie an ihre Brust, und dann schnellt sie auf, wirft beide Arme um seinen Hals und beschwört ihn in den höchsten Schreckens-tönen.

Da rasselt ihm tief und lang der Atem heraus. Mit schwerer Zunge sagt er ein paar Worte:

„Ja, ich hab' schlecht an ihr gehandelt.“

Sie drückt ihn neben das Bett auf den Stuhl, hält seine Hand und beide schweigen. Als er nach einiger Zeit aufschaut und in ihr Gesicht, das zwischen den ge-  
bauchten Kissen liegt, merkt er, daß sie nicht mehr atmet. Diese Ohnmachtsanfalle hat sie jetzt öfters. Er trifft mechanisch die nötigen Vorkehrungen, bettet ihren Kopf gegen seine Schulter, betupft ihr Stirn und Schläfe, und so wacht sie auf, lächelt ihn an und schläft ein.

Am frühen Morgen sitzt er noch da. Sie fragt ihn wirt, warum er schon aufgestanden ist. Da sagt er ihr, daß er einen frühen Spaziergang vorhabe und verläßt das Haus. Mit weitgeöffneten Augen bleibt sie wach und weiß nicht, was Traum und was Wirklichkeit ist. Sie grübelt und sinnt. Ihr Gedächtnis kommt nicht über einige Lücken hinweg. Und dann verwirrt sich alles in ihr, und das Denken schmerzt sie. Zerstreut und hastig kleidet sie

sich an. Der Spiegel zeigt ihr ein blutleeres Gesicht. Das erschreckt sie, nicht ihretwegen — sie muß schön sein, feinnetwegen. Eine heiße Angst kommt in sie. Das ist trotz alledem die bangende Liebe, die nicht mehr lieben will und doch nicht anders kann als lieben, und wenn es bitteres Leid ist.

Die Luft im Zimmer ist lau und von parfümierter Seife geschwängert. Wider das Fenster sprinkelt ein feiner Regen. Sie geht und öffnet. Eine Reihe von Fuchstientöpfen steht auf dem Blumenbrett. Zwischen ihnen ein vom Regen verwaschenes Blatt Papier, eine rote Blüte darauf wie ein Blutfleck. Das Papier zeigt steile, ungelente Lettern. Die fallen ihr auf, weil eine verstellte Hand sie schrieb. Hastig langt sie zwischen den Blumentöpfen durch. Einer rückt da weiter. Hat ihre Hand gezittert? Ein Schnappen und Wanken über den Rand — der Topf fällt klatschend auf das Hofpflaster. Der Blütenstengel ist geknickt. Die roten Blüten liegen verstreut, — wie Menschenblut, das aus dem verstümmelten Körper ausspritzt. Das denkt sie und schaudert und fühlt einen Schrecken. Die Aufregungen der Nacht zittern in ihr nach. Das Papier raschelt in ihrer Hand. Sie legt es flach auf das Fensterbrett, beugt sich nieder und liest. Ihre Augen weiten sich an der steilen, großen Schrift. Sie liest dasselbe zweimal, sie liest es wieder, und in ihre Stirn bohrt es sich ein:

„T ö t e d i c h.“

Langsam weicht sie zurück, vor diesem stummen Blatt zurück. Eine Drohung schreit ihr daraus entgegen. Sie hört es nicht, sie weiß und begreift es nicht, aber sie fühlt, daß etwas Grauenhaftes, Unfaßbares ihr Denken an diesen Zettel festnagelt, daß diese geheimnisvolle Drohung ihr gilt, daß eine geheime, furchtbare Hand diese Nacht auf

ihrem Fenster gelegen hat, daß ein Unsichtbarer ihre wirren Träume erlauscht, ihre Schreie gehört hat. Ihr Blut erkaltet. Sie schließt die Augen, als schwebte der Dolch vor ihr, der sie jetzt durchbohre. Und als ihre Blicke wieder unter halbgeöffneten Lidern hervorschießen, treffen sie geradewegs auf die Manschetten ihres Mannes auf dem Waschtisch. Zwischen diesen und dem Bett hat er gefessen. Vielleicht hat seine Hand auf dem Fenster gelegen, vielleicht hat er das Fenster um eine kleine, kleine Spalte geöffnet — und seine Hand h — — oh! Sie preßt ihr Taschentuch an den Mund und schreit ihren rasenden Schmerz hinein. Und dann stürzt sie auf die Manschetten zu, küßt sie, drückt sie an ihre glühenden Wangen und schämt sich ihres furchtbaren Verdachtes und kann sich nicht fassen und ist so wirr, und flüstert sehnende Worte vor sich hin.

Aber als sie ihn dann wieder sieht und sie am Frühstückstische sich über die duftenden Semmeln freundlich zuneigen, kann sie ihm nichts von ihrem Fund sagen. Eine ihr unbegreifliche Scheu hält sie zurück, schnürt ihr die Kehle, dreht ihr die Worte im Munde. Sie schweigt und hat ein Grämen.

Er nimmt ihr stilles Nachsinnen als Folge der stürmischen Nacht und verdoppelt seine liebenswürdige Rücksichtnahme, und einmal, als er die Hand drückt, die ihm die frisch gestrichene Semmel reicht, ist es wirkliche Zuneigung. Aber sie ist anders gegen ihn, das fühlt er. Er vermißt ihre Hingebung. Sie hatte ihn verhätschelt. Er hatte diese Art einmal lästig gefunden, daran denkt er jetzt nicht. All seine Gedanken spitzen sich auf das ihm unbequeme Bewußtsein zu, daß er Not leidet an ihrer vergötternden Liebe. Wechselnde Empfindungen jagen ihn. Aus dem liebevollsten Entgegenkommen kann er



zur galligsten Bitterkeit überspringen. Dann hängen ihre Augen in tiefem Erschrockensein und heimlicher Angst an ihm.

„Du fürchtest mich jetzt mehr als Du mich liebst,“ sagt er dann gereizt.

„Habe ich denn Grund, Dich zu fürchten?“ fragt sie dagegen. Und lauert auf seine Antwort. Er weiß nicht, daß ein Argwohn sich in heimliche Worte kleidet, wendet sich ab und erwidert:

„Hast Du Grund, mich zu lieben?“

Über seine Schulter hinweg haucht sie ihm die Antwort:

„Vielleicht hab' ich Gründe für beides, Ferd.“

Da dreht er sich um, streichelt ihre Wange und hastig über ihr Haar.

„Ja, Du hast Gründe,“ und schnell bis zur Türe, „aber Du weißt auch nicht, daß ich bisweilen Furcht vor mir selber hab!“

Ein Luftzug vom Hofe her reißt ihm die Türe aus der Hand. Sie fährt zurück und in den Wandspiegel. Die Scherben klinken und splintern an der jungen Frau nieder, einige treffen ihr Gesicht und häkeln sich in ihr blondes Haar ein. Sie fährt zurück. Eine geisterhafte Blässe läuft bis in ihre Haarwurzeln. Mit weiten öden Augen starrt sie in den leeren Rahmen. Da ist Ferd wieder an ihrer Seite.

„Erschrick nicht, Zulchen, das ist alter Hausrat, in dem nicht viel Wert steckt.“

In leisem Frieren drängt sie an ihn.

„Das bedeutet Unglück, Ferd.“

Und tief erschrocken schleicht Frau Hart herein.

„Das bedeutet Unglück im Hause,“ sagt auch sie.

„Laßt doch den Unsinn,“ macht er ärgerlich, „Aberglauben! weiter nichts.“

„Du weißt doch, Ferdchen,“ erinnert ihn Frau Hart, „als Dein Vater starb, sprang mir im Schlafzimmer der Spiegel — aus ganz unbekanntem Ursachen, Du weißt doch.“

Ein heftiger Wink seiner Hand, sie schweigt. Und seine junge, zitternde Frau nimmt er mit sich ins Gastzimmer. In der Fensterecke steht ein Musikautomat. Den dreht er auf. Eine lustige Weise und ein Tongebimmel. Da sieht sie ihn groß, fast vorwurfsvoll an. Sie versteht diese Art nicht. Er müßte an sie denken und das, was ihr bevorsteht, und stille werden und nachdenklich, aber er lacht und trommelt den Takt zu dem Klingklang auf der Tischplatte.

Leise umfaßt sie diese Hand und preßt die trommelnden Finger.

„Die Musik tut mir weh, — stell' sie ein, Ferd.“

Die Ungeduld zuckt aus ihm. Aber er beherrscht sich, rückt eine Feder und still wird's.

Und dann verstehen sie sich nicht mehr.

Dem großen Schmerz hierüber folgt das stille Leid und die tiefste Verschllossenheit. Die Sitzungen des Stammtisches dauern allabendlich bis spät in die Nacht hinein. Wenn sie am Frühmorgen aufsteht und zur Messe geht, hält ihn noch bleierner Schlaf. Da geht sie und klammert sich an Gott. —

Herbstnebel bringen schon in den grauen Morgendunst. Sie fröstelt, schlägt den Kragen ihres Jacketts auf, huscht geräuschlos durch die Hofthüre und ebenso durch die Einfahrt und steht draußen am Markte. Er ist menschenleer und ein blauer Dunst quirlt darüber. Aber das Dach des Brunnenhäuschens schleicht eine Kage. Der schaut sie nach und will weiter gehen und steht und taumelt und

kann doch nicht. Auf dem Brunnenhäuschen ein Plakat und große Lettern darauf:

„Töte dich.“

Sie weiß nicht, ob das Täuschung ist, ob sie nicht an Wahnvorstellungen leidet, wankt hinüber und sieht es wachsen, riesengroß, und über das Brunnenhaus hinaus und über alle Häuser hinaus und in die Nebelluft hinein, feurigrote, brennende, leuchtende Lettern:

„Töte dich.“

Vor ihren Augen kreist der Markt und die Bäume und jenes höllische, weiße, gleißende Papier. Sie streckt die Hand danach aus, — ein Rascheln, und der Morgenwind stöbert es auf, wirbelt es hoch über alle Dächer und fort.

Sie tastet heim, schleppt sich in die Küche. Die Magd legt das Feuer, und der Kaffeekessel hängt im Herdloch. Dort wartet sie auf das Feuer und die Wärme.

Aus dem Laden herüber ein Klingeln. Mit aufgeschürztem Rock will die Magd dahin. Die junge Frau hält sie zurück.

„Wo sind die Ladendiener?“

„Die Ladendiener? Kofzkränk, schlofe noch allemol.“

„Bleib nur, Gret', ich gehe.“

Über der Theke liegt die Pollarden, summt und reißt den Mund zur Seite.

„Ach nee, Frau Hart, nun tut's mir aberst leid um Sie“, sagt's und spreizt die knochigen Finger abwehrend, „am frihen Morge einem alte Weibsbild begegne, böß gönn ich grad Ihne nit, grad Ihne nit. Bleibe Sie mol ruhig hibische do, Frau Hart, ich kann wärte, und wenn die Kerle bis zum jingsten Tag schlofen. Nix do! gehn Sie nur mol.“

Unter ihrem Schultertuch verschwindet die Feldflasche, die ihr die Magd übers Maß hinaus füllt. Ein paar gute Worte, ein Witz über den „neuen Schatz“, und die Hand einer adretten Magd wird freigebig. So kommt ihr die junge Frau höchst ungelegen. Die aber streckt die Hand aus und jußt nach dem Flaschenhals, der zwischen den Tuchfalten heraussteht.

„Gebt nur her, do ich einmal hier bin.“

Unter dem Kopftuche heraus ein böser Blick und eine versteckte Drohung. Na warte! Der wollte sie es geben, daß ihr das Wiederkommen leid würde. Aber in die Sichtverrentungen zerrt sie ein überfreundliches Lächeln.

„Meine Mann hot heit widder en Ausfahrt, ejo, und do muß er Schnaps mitnehme. Der arme Deiwel kriet nig über Mittag, ejo, also 'n halb Liter, Frau Hart. Zu messe brauche Sie's nit, die Flasche hält's.“

„Ein Liter und ein Viertel,“ sagt Frau Hart vom Krug her.

„Nach gut,“ knodert die Pollarden, stürzt die Tasche um und stockert in einem Haufen Kupfermünzen, und dann so nebenhin:

„Dat faul Volk, die Ladendiener's. Friher war't anders. Dat Amieche war wie en Bliß und Ungewidder, aach nit knauserig.“

„Wer ist das?“

„Dat Amiechen Schmittinger kennt mo doch. Arm Tier!“

Da schweigt die junge Frau, aber das geht gegen der Pollarden Programm.

„Dat Amiechen war hie ein Zeit lang Lademädche, wisse Sie. Und dann muß't's raus. Die alt Frau Hart hat Lunte geroche, in so'n Geschäft muß'n reich Fra, versteht sich. Die Bube denke doran nit und verknage sich

gleich in dat erste Beste. Ja, 'raus hot dat Amieche gemußt. No, mir könnt's gleich sein, aber wisse Sie," und flüsternd über die Theke hin, „ich hab' an der Aussteier fir sie genäht, und dat hot sie mir noch nit bezahlt, 'n Schand ist dat, gelt Frau Hart?“

Da kommt dieser eine leise unbezwingbare Frage über die Lippen.

„War es denn schon so weit?“

„Wie könnt' denn sonst das arme Tier so wat geton hawe, ich mein so wat, wie bei der Suchzeit. Jetzt war sie 'ne Woch' oder zwee auf der Orlamünder Mühle, aber scheener ist sie doher nit gekomme. Man könnt die Angst kriege, dat sie einen emol beißt. Und war doch so'n proper Mensch, ejo.“ Sie scharrt das Geld hin. „So, Frau Hart, 1 $\frac{1}{4}$  Liter, prompt bezahlt. Absche.“

In der Küche prasselt der Kaffeedampf. Die junge Frau geht und deckt den Tisch. Sie meint, ein großes, furchtbares Geheimnis müsse sie verbergen, eines, das ihr einmal den Verstand rauben könnte. —

Vor helllichem Tag und Sonne knarrten auch schon zur selben Stunde, da die junge Frau zum Kirchgang gewollt, in Schmittingers Hause die Läden auf. Amie schlürft mit kurzem Rock und Galoschen durch das Haus. Sie sieht unordentlich aus und wie eine, die nichts mehr zu verlieren hat. Mechanisch, wie die Alltagsarbeit es mit sich bringt, hebt sie die Querstange vom Vorderladen. Eine kleine Spalte breit klappt dieser auf. Ohne Neugierde schaut sie hindurch. Der Markt liegt still. Kirchgänger sind noch keine, nur im Nebel die Gestalt nahe dem Brunnenhaus. Die taumelt wie eine Trunkene. Trunkene Frauen gibts außer der Pollarden nicht, und auch die nur ab und zu. Aber die Pollarden war es nicht. Und nun steht eine unbändige Neugierde in der Lauschen-

den Blick und mehr noch, viel mehr, aber das verrät kein Wort und keine Bewegung, und Blicke sind stumme Worte, die vielbeutig sein können. Und weiter hastet jene Frau durch den Nebel, an die Brunnenwand stemmt sie sich — ein Arm reckt auf — ein weißer Zettel flattert auf, kreist über das Brunnenhaus, über die Marktbäume und in die Lüfte. Als Amie Marie Schmittinger dann später in ihre Kammer unter'm Dach hinaufsteigt, dort Ordnung schafft, das Mansardenfenster aufklappt und den Kopf hinausstreckt, liegt's in der Dachrinne, — das weiße Blatt und die Riesenschrift! Die Mittagssonne funkelt darauf, und ein Wort starrt zu ihr herauf:

„Töte . . . .“

Ihre Augen verglaser an diesem Worte. Töte . . .

Dann geht sie hinunter und sagt:

„Sie habe uns de rote Hahn aufs Dach gesetzt.“

Schmittinger sieht sie wirt an, schleicht heimlich hinauf, streckt den Kopf durchs Mansardenfenster, liest in dem Sonnenfirt:

„Töte . . .“

Und krank steigt er hinunter.

„Was fehlt ihm?“ fragt der Orlamünder, der am Mittag mit neuer Ladung angefahren kommt.

„Gesehen hon ichs nit,“ murt die Blinde, „ich kann euch nur sage, wat ich geheert hon. Der rote Hahn ist uff unserm Dach.“

Da sieht der nach Amie.

„Hat eure Alte den Verstand verloren? Der rote Hahn soll auf eurem Dache sein?“

„So ist et.“

Er will hinaus.

„Von draußen sieht man's nit. Kommt mit mir 'rauf.“

Seine Schultern sind breiter als das Dachfenster, aber er sieht es doch im Mittagsglanze,  
„Töte . . .“ Und dann wirft der Wind das Blatt herum.

„Töte dich!“

Er zieht den mächtigen Kopf zurück, als habe er ihn unter dem Fallbein, reckt sich, kneift die Rippen ein, strafft die Weste herunter.

„Wie kommt dat hierher?“

„Wie kommt denn wat aufs Dach? Wenn nicht durch den Dachbeder, dann vielleicht — durch den Wind. So wat kann einem zusfliege.“

Ein breiter Kopf auf einem Stiernaden, ein steiner-  
nes Gesicht ohne Farbe, ohne lebendige Linien, und mit halbgeschlossenen Augen.

„Es müßte euch derartiges nicht — zusfliegen. Ihr begreift's, Ihr guten Leute, daß auf dem Hause meiner Verkaufsniederlage kein roter Hahn sitzen darf. Ich sehe auf Reputierlichkeit. — Kann ich zu dem Alten 'nein?“

„Wenn es nit anders geht.“

„Es geht nicht anders.“

Sie steigt vor ihm die Treppen herunter. Sie hat das Gefühl, als könne kein Schlimmerer hinter ihr herkommen. Wenn er spricht, fiebert ihr das Blut, so als müsse sie ihm an die Kehle springen und ihn für die vielen „Wohltaten“, die er ihr erwiesen, — erwürgen.

„Vadder,“ ruft sie in die Stube, „der Herr Orlamünd möcht zu dir.“

Der schwächliche Körper wälzt in den Decken. Zwischen aufgebauschttem Bettzeug reckt ein magerer Arm abwehrend heraus. Da schließt sich die feste Hand des Orlamünder um diesen.

„Schmittinger!“

„So,“ stöhnt der Mann hohl aus den Rissen.

„Wo fehlt's euch, Schmittinger?“

„Ich weiß nit wo — ich fühl's so — so!“

„Ich will euch was sagen.“ Die breite Mannesfaust brückt das Bettzeug ein. „Ich will euch was sagen, wenn einem der rote Hahn auf dem Dach sitzt, legt man sich nicht zu Bett. Es möchte dann heißen, der Schmittinger ist vor Schrecken krank geworden. Steht auf, Schmittinger, ehe man's sagt.“

Fieberhaft leuchten die Augen aus dem Deckenwust.

„Ich kann nit.“

„Schmittinger, steht auf!“

„Ich — kann — wahrhaftig nit,“ aber er sitzt schon im Bette.

„Steht auf, Schmittinger!“

Zaghaft hauscht die Decke zurück.

„Ich steh auf, Herr Orlamünd.“

„Er steht auf,“ sagt dieser in der Küche und wartet.

„Wie hon Sie dat gemacht?“ fragt die Frau und mahlt den Kaffee, „ich hab'm wie 'n kananäisches Weib zuge= redet, und er wollt nit, partu nit.“

„Ich hab das im Blic.“

„Dat wat?“

„Das Zwingen!“

„Kann man dat?“

„Ihr nicht, Mütterchen.“

„Weil ich halb scheel sin!“

„Nein weil's nicht jeder kann. Ich hypnotisiere.“

„Dat versteht man awer hierorts nit.“

„Nein!“

Nun weiß sie, daß er nichts mehr sagen will und stellt zwei Tassen auf. Der Orlamünder winkt ab.



„Laßt das nur, ich habe noch sonstwo Geschäfte abzuwickeln. Derzeit kann euer Alter sich vollständig gesund trinken.“

„Kommt Ihr denn widder?“

„Ich denke. Mein Weg ist nicht weit. Ich gehe zum Richter, oder vielmehr zum Damian.“

„O, wolle Sie den aach hyy — Jo, wie heißt's denn?“  
Sie lacht schallend.

„Nein, den gehe ich heilen.“

„Ist der aach krank?“

„Jawohl, gedächtniskrank. Er hat den Weg zur Mühle vergessen.“

„Oh!“ —

Da ist der Orlamünder schon draußen. Durch die gegenüberliegende Türe schleicht Schmittinger herein. Amie stützt ihn. Ihre Blicke hängen mit eigenem Ausdruck an ihm. Aber ihre Stimme klingt weich.

„Seß Dich, Badder.“

Derweil ist der Orlamünder quer über den Kirchplatz und fort durch das Gäßchen und über das Pflaster mit wuchtigem Schritt, ein Pflastereintreter, dessen Grobheit man fürchtet, ein Steifnackiger, der den breiten Rücken nicht bückt, und einer, vor dem man instinktiv ein Unbehagen fühlt.

Vor dem Richterhause steht er, mustert die Auslage des Uhrenladens, nimmt seine Uhr und vergleicht sie mit dem Zeigerstand der Schwarzwälderuhr. Sie zeigt auf zwei. Um zwei Uhr wollte er in der Amtsrichterwohnung sein. Das hatte er in der Mühle gesagt. Das war wie ein Schwur. Sein Wort war immer ein Schwur. Langsam stapft er die Treppe hinauf. Sie ist breit, aber ausgetreten. Ein langer Gang droben und rechts an der Treppe vorbei zum Hinterhaus. Über dem Geländer ein

gekrauster Kopf. Im Dämmer der Treppe des Müllers bärtiges Gesicht und breitgezogene Lippen. Da verschwindet blitzschnell der gekrauste Kopf und aus dem Dämmer ein Pfiff.

„Pst, Damian, bleib mal da stehen.“

Auf den Fußspitzen schleicht dieser weiter.

„Pst! Damian, führe mich zu dem Richter und dann kannst Du fortlaufen.“

Da taucht der gekrauste Kopf wieder über dem Geländer auf.

„Zum Vater? Dös werden Sie mir doch nicht antun.“

„Zunächst könnten wir ja einmal mitsammen reden. Bleib nur da stehen, Damian, mein Sohn.“

„Dann verlange ich, daß auch Sie da stehen bleiben.“

„Gewiß, können wir. Wenn Dir nichts daran liegt, daß der Uhrmacher drunten — ich höre nämlich schon eine Türe — horcht; mir gewiß nicht.“

Damian läuft ratlos das Geländer ab.

„Ich weiß faktisch nicht einmal, wo ich Sie hinführen soll.“

Da öffnet sich hinter ihm die Küchentüre.

„Führ ihn nur hier herein, Dam’,“ sagt eine gütige Stimme, und hintennach folgt ein Seufzer.

Am Fenster rückt sie den Sessel bereit, in dem sie ihr Mittagsschläfchen gelullt hat. In diesen biegt der Orlamünder mit seiner stattlichen Breite herein und fragt:

„Wollen Sie hier bleiben, Frau Richter?“

„Dös versteht sich von selbst,“ sagt Damian, zwingt sich einen hochfahrenden Ton an, setzt sich auf den Tischrand, kreuzt die Beine, verschränkt die Arme. „Nu, was gibts dann?“ Und so gefällt er der Mutter.

„Ja, was gibts, Damian? Das wollte ich Dich heut fragen kommen. Seit Tag und Wochen kein Lebenszeichen von Dir. Hat man Dich eingesperrt?“

„Dam,“ schaltet Frau Richter ein, „seid Ihr schon auf dem „Du“?“

„Dös — dös hat ihm kein Mensch erlaubt. Dös ist geradezu eine Anmaßung.“

Der Orlamünder pfeift wieder.

„Damian, mein Sohn, ich will Dir einmal sagen, was Anmaßung ist. Wenn ein junger Mensch in ein ehrliches Haus kommt —“

„Der junge Mensch bin ich, — bleiben wir bei den nackten Tatsachen.“

„Also der junge Mensch bist Du, das ehrliche Haus sind wir. Dazwischen kommt noch eine in Betracht, die heißt Anne. Kennst Du die überhaupt noch, Damian?“

„Bitte, die habe ich gekannt.“

„So? Hast Du gekannt? Willst Du mir jetzt gefälligst sagen, was zwischen dem „habe ich“ und „hatte ich“ liegt?“

„Bitte“, Damian macht eine Handbewegung nach der kleinen Frau Amtsrichter. „Die Rücksicht auf meine Familie!“

„Die Rücksicht, — so? Das ist schön gesagt. Auf sonst irgend wen nimmst Du keine Rücksicht mehr?“

Da schaltet Frau Amtsrichter peinvoll ein.

„Ich bitte, lieber Herr, die Kindespflicht vor allem.“

„Sie glauben also an Kindespflicht?“

„Aber ich bitte, gewiß tue ich das. Dam', Du weißt, daß das Deine erste Pflicht nach Gott ist!“

„Demnach auch die Elternpflicht! Glauben Sie daran?“

„Lieber Gott, ich glaube an alles, was unser Herrgott vorschreibt.“

„Sie glauben daran, aber tun es nicht, — zum Beispiel an die Elternpflicht. Der Damian glaubt daran, und tut es, zum Beispiel die Kindespflicht. Ich meine, wenn ein Teil sein Versprechen nicht hält, braucht es auch der andere Teil nicht. An dem da, dem Damian, tun Sie ihre Elternpflicht nicht. Was ist dieser junge Mann? Nichts. Was wird aus ihm? Nichts. Was bietet er an Garantien? Nichts. An Geldern? Nichts. An Intelligenz? Nichts, nichts! Nicht einmal bis zum Einjährigen hat er's gebracht. Die Aussicht nach oben ist ihm verammelt. Gut bürgerlich sich durchs Leben zu schlagen, das verbietet die Rücksicht auf seinen stolzen Namen. Zwei Jahre wird ihn das Militär in Kost und Logis nehmen. Dann wird er wieder bei Ihnen in der Küche sitzen. Punktum.“

Damian fühlt das sechsfache nichts wie Keulenschläge auf seinem Rücken. Und nun stottert er ein armseliges Bekenntnis heraus.

„Dös hab ich alles hier schon hundertmal gesagt — mit Ausnahme das von der Intelligenz, dös, dös ist geradezu beleidigend. Ich habe das Zeug zu irgend einem Beruf in mir, in dem man nicht griechisch spricht. Aber dem Griechischen ist mein Verstand pleite gegangen. Nu, du lieber Himmel, Sie sprechen doch auch nicht griechisch und besitzen Intelligenz.“

„Sieh mal an, da treffen wir auf den springenden Punkt zusammen. Jawohl, Damian, ein schlauer Geschäftsmann kann man auch ohne Griechisch werden.“

Die Frau Amtsrichter rückt unruhig auf ihrem Stuhl.

„So ohne weiteres möchten wir uns das doch nicht gefallen lassen, das, was Sie da von meinem Sohne behaupten.“

„Nun, Mutterchen, richtig genommen, haben wir beide uns das alles schon selber gesagt“, pläzt er aus.

„Aber der Vater“, ruft sie in den höchsten Tönen der Ratlosigkeit, „der Vater.“

„Ja, der Vater“, knickt Damian wieder zusammen.

Da klopft ihm der Orlamünder mit dem Rohrstock gegen die Schulter.

„Hast Du denn kein Rückgrat, Damian? Läßt Du Dich festnageln und sagst nicht einmal „Ne?“ Trink Dir Kurasche an und dann zum Herrn Richter herein, und dann gesagt: „So und so ist es, so mache ich's,“ — und wenn auch ein paar Donnerwetter über Dein Haupt hinfahren, daran stirbst Du nicht. Du gehst also zum Herrn Richter, Damian.“

„Dös — ist hier im Hause nicht Sitte. Dös übernimmt alles das Muttchen.“

„Dam!“

„Muttchen, meine Zukunft, mein Lebensglück —“

„Frau Richter, Ihr Sohn hat jetzt lange genug Kindespflicht getan, weil's ihm bequem war, nun tun Sie Elternpflicht, auch wenns Ihnen unbequem ist.“

In peinvoller Verlegenheit faltet sie die rundlichen Hände im Schoß.

„Im allergünstigsten Falle gibt der Vater die Einwilligung und weiter nichts.“

„Das ist fürs erste schon genug.“

„Für mich nicht“, wendet Damian niedergeschmettert ein.

Der Orlamünder lehnt sich in den Sessel zurück.

Da springt ein Knarren aus allen Teilen des Rohrgeflechtes. Seine Daumen spielen.

„Ich gedenke die Lumperei meiner Verkaufsniederlage zu vergrößern, ein Magazin aufzubauen und dem-

gemäß den Kreis meiner Kundschaft zu erweitern. Der ganze Hunsrücken soll bereist werden. Da ist noch etwas zu machen. Die kleinen Krämer scheuen es, ihre Ware von großen Geschäftshäusern zu beziehen, die haben mehr Vertrauen, wenn einer ihres Landes kommt und den Kredit nicht auf Wechsel stellt. Ich kenne das. Aber dabei möchte ich nicht stehen bleiben. Ich habe die schönsten Ländereien in der Gemeinde. Ich lege ein Vermögen an Dung und Arbeit an. Die Scholle schmalzt nur so von Fett. Soll ich da bei Gras und Hafer stehen bleiben? Nein. Nein. Rüben pflanze ich. Rüben auf Hektare. Von ausprobiert ertragsfähigen Äckern. Was mache ich damit? He, passen Sie auf. Rübenzucker fabriziere ich, eine Fabrik baue ich. Fabriksbesitzer werden wir, jawohl Damian.“

„Ich auch?“

Er fährt auf, der Tisch scharrt zurück.

„Zunächst mal nicht. Ich brauche natürlich zu alledem einen ausgelernten Geschäftsmann. Einen, der die Leitung und Einrichtung des Ganzen übernimmt, denn ich werde vor wie nach an der Mühle festhalten, — vor wie nach!“

Und nun drängt er aus dem Sessel heraus und sein drohendes Gesicht zwischen Mutter und Sohn. Damian versteht ihn und nickt. Die kleine Frau Richter versteht ihn nicht und rückt etwas von ihm. Er fährt ruhiger fort:

„Wie gesagt, so einen exzellenten Geschäftsmann brauche ich. Ich bin nicht abgeneigt, einen strebsamen jungen Menschen heranzubilden zu lassen, daß er später mein Geschäftsleiter, oder sagen wir Direktor, oder sagen wir Kompagnon wird. — Ohne alle Verpflichtungen! Das von mir ausgelegte Studiengeld kann er später abverdienen oder zurückzahlen, — mir alles gleich. Kurz

und gut, ich denke, der junge Mensch könnte mit zwei Händen zugreifen.“

„Nennen Sie ihn Damian!“ ruft dieser und platscht dem Orlamünder auf die Schultern. „Der betreffende junge Mensch wird sich bestreben, — Ihr Kompagnon zu werden. — Ach, Muttchen!“ Mit einem Sprung ist er zu ihr hinüber. „Jetzt könnt ihr doch nichts mehr gegen sie einwenden. Sie wird Tochter eines Fabrikanten, und sie kommt jedenfalls in ein Pensionat, — nicht wahr, Herr Orlamünd?“

Der reißt sich in steifer Position.

„Ich habe bereits erklärt, ohne jede Verpflichtung.“

Nun findet auch Frau Richter die rechten Worte.

„Es klingt doch sehr nach einer Abmachung, nach einer bindenden Verpflichtung — nach einem — — gekauften Schwiegersohn.“ Und dann hält sie erwartungsvoll inne.

„Ohne — jede — Verpflichtung!“

Jedes Wort ein Pfund im Gewicht, und weiter keine Erklärung, und nun steht er auf.

„Abgemacht,“ schließt Damian mit einer entscheidenden Handbewegung; aber seinen Arm hält die hilf- und wehrlose Frau auf.

„Bevor der Vater nichts entschieden hat, hast Du nichts abzumachen.“

„Das Rückgrat, Frau Richter,“ sagt der Müller nachdrücklich und setzt seinen Rohrstock wieder auf Damian in Bewegung. Der weiß gescheiterten Rat.

„Muttchen, Du brauchst ihm,“ er deutet dahin, woher das Signal des Asthmatikers ununterbrochen laut wird, „nicht gleich alles zu sagen. Bin ich nur erst einmal fort, auf einer kaufmännischen Schule oder dergleichen, dann ergibt sich das andere von selbst. Herr Orlamünd, wann kann ich Abschied nehmen?“

Er ist wie im Fieber. Da sagt der Orlamünd kühl:  
„Einen Händedruck kann ich ihr ja schon mitnehmen,  
und weiter soll's nichts sein, und weiter auch kein Ver-  
hältnis unter irgend einer Form. Die Frau Richter hat  
Recht, ich mag mir keine Schwieger söhne kaufen.“

Damian hängt ihm am Knopfloch.

„Ohne Abschied, total ohne Abschied? — Dös — —  
dös geht nicht, absolut nicht! Eher verzichte ich auf den  
ganzen Krempel.“

Der Orlamünder spitzt die kahlen Lippen.

„Dir ist über dem langen Wegbleiben nicht das Herz  
gebrochen, somit wirst Du auch ohne Gefahr für Dein  
Leben den Abschied wegstreichen können.“

„Vom Herzen verstehen Sie nichts, Herr Orlamünd,  
— dös müssen Sie jungen Leuten überlassen. Denken  
Sie auch an Anne?“

Daran denkt er und willigt ein. Er hat immer an  
sein Kind gedacht, sonst wäre er nicht gekommen. Das  
ist das edle Gefühl in ihm, ein anderes kennt er nicht.  
Aber den übrigen Vorbehalt läßt er nicht fallen.

„Keine Liebelei. Erst was werden, was Ordentliches,  
— Rückgrat haben, dann könnt Ihr zusehen, ob Ihr Euch  
noch heiratet, Du sowohl wie meine Anne.“

„Ja, und dann hat er noch seiner Militärpflicht zu ge-  
nügen,“ türmt die Frau Richter das weitere Hindernis auf.

Der Orlamünder schnippt die Lippen auf, schüttelt  
den mächtigen Kopf.

„Wird kein Soldat, nie! — hat zu schmale Schultern,  
abschö.“

Auf der halben Treppe ruft er herauf:

„Ende dieser Woche kannst Du mal zur Mühle kommen,  
Damian. Dann denke ich Dich schon irgendwo unter-  
geschafft zu haben.“



„Bitte, nicht so laut, Herr Orlamünd,“ kispelt Damian über das Geländer, „der Vater!“

„Abschö.“

In der Küche hat die kleine emsige Frau eine Menge Arbeit nachzuholen.

„Was mir sehr gefällt,“ ruft sie Damian entgegen, „was mir sehr gefällt, ist, daß es ohne jede — Verpflichtung ist und das Verhältnis nicht weitergehen soll.“

„Dös gefällt mir gerade nicht,“ sagte Damian und wirft sich in den Sessel. Da ist sie um ihn in mütterlicher Weisheit.

„Wenn Ihr für einander bestimmt seid, kommt Ihr doch zusammen. Mach’ ja keine Geschichten, Damian, und warte erst ab, was der Vater sagt.“

„Muttmchen, gehe gleich hinein. Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“

„Ich könnte ihm seinen Kaffee bringen, es muß sich so von selbst geben, sonst merkt er etwas, und wenn sein „Nein“ erst einmal heraus ist, wird kein „Ja“ mehr daraus.“

„Muttmchen, Sorge, daß es „Ja“ wird.“

Und die kleine Frau tritt wieder einen ihrer diplomatischen Feldzüge an. Damian auf den Fußspitzen hinter ihr her und am Schlüsselloch.

In dem überheizten Zimmer ein Tabaksqualm zum Durchschneiden. Grete, der Liebling, auf dem erhöhten Tritt, reibt abwechselnd die geröteten Augen oder sticht oder äugelt hinaus. In der Gartenwirtschaft gegenüber gehen die Honoratioren ein und aus, auch jüngere Männer, die herübergrüßen. Und Grete teilt ihre Zeit zwischen Sticken und Nicken. Sie versorgt das Haus mit grünroten Pantoffeln und denkt schon mit Schrecken daran, was weiter mit der langweiligen Zeit geschieht, wenn einmal alle Brämerfüße damit bedacht sind, einschließ-

die Ober- und Untermutter. Aus der Sofaecke ein kol-  
lernendes Husten, vor dem zukünftigen Justizrath dampft der  
tiefschwarze Mokka. Hinter der aufwirbelnden Dampf-  
säule nickt die kleine Frau ihm aufmunternd zu.

„Trink, Vaterchen, er ist stark, wirklich auffällig stark.“

„Auffällig — hm.“

Er schlürft an der Tasse, er wußte, je stärker der Kaffee,  
je größer das Anliegen.

„Geht der Dam' heute zum Stammtische mit?“  
nimmt sie den Anlauf.

„Habe ich nicht gern. Das weißt Du doch, Frau.  
Der Hart ist jetzt verheiratet, hat Familie, da zieht ein  
näherer Verkehr Verpflichtungen nach sich, Rücksichten, die  
man als Jonggesele nicht nimmt. Die junge Frau ist ge-  
sellschaftlich unmöglich — Landkonfekt! Unfaßbar, was  
in der Frau steckt, ganz onfaßbar. Gar keinen Schliff,  
scheu wie ein Scholmädchen, und onheimlich — geradezu  
onheimlich. Ich zweifle daran, ob sie normal ist. Du be-  
greiffst, Frau, wir können uns solch eine Person nicht auf-  
laden. Ich halte es aber für ehrlicher, den Verkehr ganz  
abbrechen, als beständig mit verlegenen Ausreden auf-  
warten zu müssen.“

„Ja, wenn er nur anderen Verkehr hier hätte. Siehst  
Du, Vater, die übrigen Herren, die in Frage kommen,  
hast Du an Deinem Stammtisch. Die sind für ihn zu alt  
— und er kann doch auch nicht immer bei mir in der Küche  
sitzen. Weißt Du, Vaterchen, wenn er aus der Kleinstadt  
herauswäre, eine Zeitlang fort. Er muß doch einmal für  
sich selber sorgen lernen. Nicht immer dem guten Vaterchen  
auf dem Geldbeutel liegen — selbständig müßte er werden!  
Wenn er auf dem Gymnasium nicht voran konnte, dann  
vielleicht auf einer Handelsschule. Man kann da Fabrikant  
werden und vielleicht einmal Handelsminister.“

Und so fort fließt ihre eifrige Rede, bis er das Zeichen gibt, daß er sprechen will. Da schweigt sie bangend und am Schlüsselloch drückt einer sich das Ohr wund.

„Aber standesgemäß,“ sagt der Richter und bläst den Dampf seiner Havannah. Der Kampf ist gewonnen.

„Selbstverständlich“ nickt sie sorgenvoll. Eine sichtbare Freudenwallung könnte ihrem Plane verhängnisvoll werden, und die Gramlinien vertiefen sich in die Aristokratenmiene. Aus dem dicken Dualm der Sofaecke eine höhnische Frage.

„Wovon wird er denn standesgemäß leben?“

Da weiß sie, daß er sie auf's Glatteis führen will. Mit strahlendem Lächeln gewinnt sie wieder das Terrain.

„Dafür laß mich nur sorgen.“

Es ist ihm bisher ein Rätsel geblieben, wie sie dieses vielseitige Sorgen fertig gebracht hat. Wenn ihm die Lösung aufdämmert, ignoriert er sie vornehm. Mit Damians Versorgung fällt ihm eine Last aus dem gleichförmig täglichen Leben. Das zeigt man allerdings nicht, am wenigsten einer opferfreudigen Frau. Er gönnt ihr den diplomatischen Sieg und ist innerlich der Gutgläubige, der sie durchschaut.

„Je eher, desto besser,“ nutzt sie die Chancen aus. „Ich werde ihm schon nächste Woche die Aussteuer machen müssen.“

„O—w!ha!“

„Wasserchen,“ sagt Grete und nickt hinüber in die Gartenwirtschaft; und die kleine unbeholfene Frau sagt's wehleidig, aber mit einem Lächeln im Herzen, und Damian sagt's, im hastigen Hereintreten.

„Ich hab' ja noch Deinen Gehrock, Vater.“

Zwei langezüge aus der Zigarre.

„Du kannst über hundert Mark verfügen, Frau.“

Damian bereitet sich zu einem Kniefall, die Frau Amtsrichter kommt ihm zuvor, taucht in dem Zigarrendampf unter und es hört sich an wie ein herzhafter Fuß.

„D—w—ha!“

Er weiß wirklich keine andere Antwort darauf. Da fallen sie alle wieder in den weinerlichen Ton, und einer stapft mit brennendem Zigarrenstummel herein, der drittälteste Brämer und ruft.

„Den hat er liegen lassen und erst halb geraucht.“

Mutter und Sohn stürzen dem harmlosen Verräter entgegen. Eine Tür auf und zu und draußen ein Geschrei.

Der Amtsrichter ignoriert auch diesen Zwischenfall, aber am Nachmittag hat er Gelegenheit, sein Söhnchen zu fragen.

„Wer hat die Zigarre liegen gelassen?“

„Der dicke Müller, Badderchen, denk' mal und, Du' — sagt er zum Dam'? Denk' mal!“ —

Der Aristokrat überlegt lange, die Havannah verglüht ihm darüber und dann ignoriert er auch das. Was man offiziell nicht weiß, braucht einem inoffiziell kein Kopfzerbrechens zu machen. Und man kann dabei aristokratisch sein! Abgemacht. —

Damian geht mit zum Stammtisch. Beim Stat ist er der vierte Mann.

Ferd Hart ist zerstreut und bei seinen Geschäften. Im Hause geht ein böser Geist um, der guckt zu allen Fenstern herein, der scheucht alle Freuden hinaus, und dieser böse Geist ist sein Weib! — Das treibt ihm die Unruhe ein. Das sieht ihn mit düsteren Augen an. Das weiß kein liebes Wort mehr, das sucht die dunklen Winkel des Hauses auf und sagt, da fürchte es sich nicht so sehr. Seine Mutter beruhigt ihn. Das sei ihr „Zustand“. Aber er findet keine Beruhigung in diesem Zuspruch. Er fühlt instinktiv,

daß ein anderes, etwas Grauenhaftes in dieser Frauenseele wuchert.

Von diesem Gedanken beherrscht, sucht er voll Unruhe nach ihr. Im Wohnzimmer sitzt seine Mutter allein und liest. In der Küche singt die Magd beim Geschirrspülen, im Laden flegeln die Ladendiener, sonstwo niemand, im Gastzimmer, im Keller, an der Haustür nicht, vielleicht droben. Dort will er nachsehen.

An der Treppe steht er erschreckt. War das ein Schrei? Und ein zweiter, gellend, markerschütternd, ein dumpfer Fall im Schlafzimmer. Da ist er die Treppe hinauf, reißt die Türe auf — still und kein Mensch — ruft nach ihr — still, kein Licht, kein Seufzer! Tastet, sucht, fast stolpert er über sie, die am Boden liegt, nicht ohnmächtig. Sie reckt das tothlasse Gesicht zu ihm, und die Hand hebt sie, stammelt und zeigt nach dem Fenster. Die Vorhänge sind zurückgeschoben, von der Küche aus flutet ein Lichtschein dagegen. Die ganze Scheibe füllt ein weißes Blatt aus. In dem hellen Licht eine flammende Schrift. Er neigt vor, er tastet mit der Hand dawider, laut:

„Töte Dich!“

Und fröstelt, er weiß nicht warum.

„Töte mich!“ haucht sie, umklammert seine Knie, brückt ihr Gesicht daran, „töte mich und dann hat's ein End'!“

Er greift sie auf, stützt sie unter den Armen. Schwer hängt sie an ihm.

„Um des Himmels willen! was bedeutet das?“ fragt er wirr.

Sie weicht seinem Blicke aus; sie bäumt aus seinen Armen.

„Überall steht's, wo ich hinkomme. Es läßt mir keine Ruhe mehr. Eine unsichtbare Hand — siehst Du sie?“

— Deine Hand! O Du Mörder! Töte mich! Töte mich!! Sie hat Dir geflucht! Sie will es! O Du Mörder! Mörder!! Mörder!!!“

Ihre Schreie gellen durchs Haus. Drunten läuft man zusammen. Er legt ihr die Hand an den Mund, spricht auf sie ein, hält sie, reißt sie an sich. Und wahn-sinnig schrillt ihr Hilferuf. Sie stößt ihn gegen die Brust, Ihre Hände klatschen ihm ins Gesicht. Ihre Wangen glühen. Ihre Augen flackern.

Seine Mutter drängt herein, hinter ihr die Magd, und auf der Treppe mit wirren Fragen die Andern.

„Türe zu!“ herrscht Ferd.

„Mörder!“ lacht sie irr.

Noch ein verzweifeltes Wehren, da knittert sie zusammen. Ein schwacher Seufzer, ein verzerrtes Lächeln, ein wehes Weinen, und kraftlos, widerstandslos, müde und schläfrig auf dem Bett.

Doktor Hermann vom Stammtisch klopft leise an die Türe.

„Mich können Sie schon hereinlassen.“ Untersucht, setzt das Hörrohr auf die Brust, legt die Hand auf die Stirne. Eis herbei! Blutegel! Hoppla! Er sucht nach dem jungen Ehemann. Der steht an dem Fenster und starrt darauf und greift sich an den Kopf.

„Doktor, da ist das Geheimnis. Das hat sie soweit gebracht. Doktor, raten Sie, helfen Sie. Ich kann nichts mehr denken.“

Rote, leuchtende Buchstaben. Die stehen in dem weißen Licht, auf dem weißen Blatt, wie ein Abbild der Hölle.

„Töte Dich!“ liest auch der Arzt und mit mitleidigem Blicke nach dem Bette. „Armes Frauchen, das hat sie

ins Fieber geheßt. Und öfter hat sie das gesehen, sagen Sie?“

„Wie ich aus ihren irren Worten heraushörte, ja.“

Er will zu dem Krankenbette. Der Arzt hält ihn.

„Sie müssen die Sache dem Gericht übergeben.“

„Ein öffentlicher Skandal?“

„Dann nicht öffentlich. Man muß von Polizeiwegen der Sache nähertreten, wissen Sie, mein Lieber, diese gemeine Hand ausfindig machen, Aufpasser anstellen. Warten Sie, ich schicke Ihnen den Specht herauf, der ist eben im Gastzimmer.“

Ferd tritt leise neben seine Mutter.

„Schläft sie jetzt?“

„Ja, die Pulver wirken schon. Ach, Ferd, das arme Herzchen, — und Du warst manchmal so — so, ich meine, nicht immer rücksichtsvoll.“

Er preßt sich die Ohren. Sein Atem fährt stoßweise.

„Mutter, schweig still! Ich bin doch auch nur ein Mensch. Ich könnt' zur Verzweiflung kommen.“

Er schiebt sie weg, setzt sich ans Bett und faßt die auf der Decke ruhende Hand. Da spürt er ein leises Wehren. Er läßt locker und langsam gleitet ihre Hand aus der seinen. Hat sie ihn gehört? Die Gedanken brennen ihm im Kopfe. Er fühlt sich zermartert, zerrissen, aber ein starkes Empfinden drängt ihn zu ihr. So neigt er sich über die heiße Hand und küßt sie. Ihre Augenlider flackern auf. Ein banger abgrundtiefer Blick, ein Schauen aus düsterer Herzentiefe, ein sklavisch scheues Aufblicken. Das zuckt wie ein Messerstich in ihn hinein. Was starrt ihn aus diesen Augen an? Wenn er es ausdenkt, könnte er selber wahnsinnig werden — und sie i st es. Sie i st es! Großer Gott, sie i st es!

Die Treppe herauf leuchtend einer. Er eilt ihm entgegen.

„Herr Specht, bitte, möglichst geräuschlos.“

„Ja, möglichst — pff!“

Das Männchen reicht Ferd kaum etwas über den Ellenbogen, aber seine Augen wandern schlau und listig und neugierig im Zimmer umher. An das Fenster tupft er und öffnet es.

„Also von außen — vom Hofe her, tja, tja, tja.“ Mit dem Taschenmesser fährt er unter der Papierkante entlang, bis er gegen die angeklebte Ecke stößt. „Mit Obladen angeheftet, mit roter Tinte geschrieben! Man wird ausfindig machen müssen, wer hierorts Obladen und rote Tinte kauft. Ein, zwei, drei Papiergeschäfte haben wir in der Stadt. Die Sache ist sehr einfach, sehr klar, und tja — sehr unangenehm.“

Schnell löst er mit dem Messer die vier Ecken, faltet das Papier zusammen und steckt es zu sich.

„Sie erlauben mir doch, das Dingchen da mitzunehmen?“

„Mit dem Vorbehalte allerdings, daß ich über die weiteren Schritte, die Sie unternehmen, vorher unterrichtet werde.“

„Selbstverständlich!“ Und hinunter poltert er. Durch die Küchentüre steckt er den Kopf.

„Mädelchen, leuchte mir in den Hof.“

„Meine Sie, daß er da durch de Hof komm' is'?“

„Er oder sie oder es — ganz gleich! Über die Dächer geflogen kamen sie jedenfalls nicht. Geh' mal voran, pff! Hoch das Licht halten, und jetzt rechts herüber. Na, sieh mal an, da steht die Ladenleiter. Hat der oder die oder das es mal bequem gehabt.“



Er nimmt ihr das Licht aus der Hand, leuchtet an den Leiter sprossen hinauf, betupft sie mit den Fingerspitzen, und dann ein Wetterleuchten in seinem steifen Gesicht.

„Pff, da hätten wir es ja!“

Mit einem Papierstück schabt er ein weißes Fleckchen von einer Sprosse. Das ist Mehl. Er dreht der Magd den Rücken und simuliert.

„Hier herauf stieg einer mit Mehlstaub am Schuh, ein Bäcker, ein — Müller!“

Und zum Stammtisch. „Meine Herren, ein Bäcker oder ein Müller ist der Schandhube!“

Da tritt ihm einer auf den Fuß. Das ist der Damian.

„Da hier weit und breit nur ein Müller ist, sollen Sie vorsichtiger mit ihren Äußerungen sein, Herr Specht.“

Der rückt entsezt zurück.

„Werde ich tja — bleiben lassen, Herr Damian. Ich verdächtigen? Herr des Himmels! Ich einen Müller in Verdacht haben. Na, Herr Damian, einen Müller! Einen B ä c k e r behaupte ich!“

Und dann humpelt er, leucht und bläst die Backen auf und reibt die Stirn.

„Ein Bäcker — ein Müller —“ und als er in seiner Wohnung steht: „Einen M ü l l e r behaupte ich!“

Durch die Kleinstadt schwirrt ein Gerücht. Das klingt unheimlich und keiner will es gesagt haben. Nach zehn Uhr abends gehen Frauen nicht mehr über die Straße, Männer nur zu zweien. Man spricht auch darüber, daß es eine in der Stadt gibt, die nach zehn keine Furcht kennt und noch Haustüre und Treppe pußt. Das ist am Eckhause. Die Schuke-Was stellt die blinde Alte darüber zur Rede. Die knodert ihren Arger heraus.

„Soll sich keiner um uns kümmern. Das Amie pugt tags die Treppe drauße nit, weil sie keinem von Euch alle vort Gesicht trete will, und weil sie aach ihre Stolz hot. Wenn die Madam am Gasthof dribe im Fenster liegt, will sie nit wie 'n Magd angesehen sein. Unserains hat Leids genug, löst uns in Friede!“

Da geht die Schute-Has erzählen, die Schmittingers wären seit der „Geschichte“ wie Brennesseln. Wer daran rühre, bekäme das Weißen. Es müsse da etwas in der Luft sein, und so weiter.

Dem Nachtwächter Dchs gab man einen „Wink“. So und so, und er möge ein Auge auf das Eckhaus halten. Der warf zwei spähende, wachsame Augen darauf, kroch hinter den Brunnen und drückte seinen Säbelgriff in die Seite, und in die Dunkelheit spähte er, weit über den Markt. Da ist ein Lichtkreis. Er kommt von der Laterne am Rathause und weiterhin einer. Er fiel aus der offenen Tür des Eckhauses. Ein Puzeimer rasselt davor. Ein Schrubber schurft auf der Steintreppe. Das Wasser klatscht über die Straße. Er geht um das Brunnenhaus und stiert die Bretterwände ab. Braunrot sind sie gestrichen und kein weißes Fleckchen darauf. Es war alles in Ordnung. Unter seiner scharfen Kontrolle blieb der Marktbrunnen plakاتفrei. Seine Säbelscheibe tunkt auf dem Pflaster auf, da faßt er schnell den Griff und koppelt die Waffe höher und duckt zusammen und schleicht tief in den Schatten. Herrgott, da kommt sie.

Der Laden knarrt auf, die Kette rasselt, der Eimer tanzt in die Tiefe, stößt an der Mauer an, gurkt, schlumpft — taucht ins Wasser. Die Kette strafft, die Rolle kreischt. Dem Mädchen stößt wuchtig der Atem heraus, und auf die Schwelle plumpst der volle Eimer. Sie geht langsam, bedächtig weg. Es ist dunkel um sie. Sprunghaft fliegt

der Nachtwächter herauf. In der Hast tunkt die Säbelscheide wieder auf, und Zule steht, wendet sich.

„Der Dohs! seid Ihr das?“

„Jawoll, sin ich.“

„Habt Ihr mich verschreckt!“

„So, wenn mr en ruhiges Gewissen hot —“

„Möcht' ich schon sehe, ob der kouraschierte Doktor Dohs nit 'n Schrecken kriegt, wenn ihm einer bei Nacht und Duster hinterrieks kimmt.“

„Achtung Amie Schmittinger, wir lewen jetzt hierorts in schlimme Zeite.“

„Et war immer schlimm hier gewese; man hot es nur nit so gemerkt,“ lacht sie schneidend und geht. Er stapft um das Brunnenhaus, um elf Hornstöße über den Markt zu dröhnen. An der Schwelle, wo er laufchend gestanden hat, kommt er keinen Schritt mehr weiter. Auf dem Rottbrunnen ein weißer Zettel, in großer Schrift darauf: „Töte dich!“

Das Entsetzen rinnt in ihn hinein. Hier waltet eine Macht, die er mit seinem Nachtwächtersäbel nicht niederschlagen kann. Während er mit dem Mädchen sprach, war es geschehen, das Unerhörte, das Unsichtbare — es mußte schon etwas Teufliches sein.

Am Morgen weiß die Kleinstadt, daß Amie Schmittinger die geheime, dämonische Hand nicht hat. Wer näheres wissen wollte, müsse zum Nachtwächter Dohs. Aber es wollte niemand etwas Näheres wissen.

Der Grusel stieg den Leuten in die Knochen, und — kurz und gut — die Polizei mußte hinzugezogen werden. Die wechselte sich die Nachtstunden ab, aber während der eine ging und der andere kam, geschah das Unglaubliche. Am Morgen hing der Mahnzettel des Todes am Fenster, am Scheunentore, am Brunnen, sogar am Sankt

Christophorus. Einmal auch im Gebetbuche der jungen Frau, das hatte sie auf der Kirchenbank liegen gelassen. Derzeit war sie durch kein göttliches Zureden mehr zum Kirchgang zu bewegen. Im Hause saß sie in den Ecken und zitterte. Wenn jemand mit ihr sprach, hörte sie nicht. Nur sein Wort schreckte sie, ihres Mannes Wort. Es mochte sanft und freundlich sein, aber es schreckte sie. Was er ihr sagte, tat sie — nicht aus Liebe, sondern aus geheimer, hündisch bebender Furcht. Die Diensthofen erzählten, mit der jungen Madam' sei es nicht mehr richtig.

Und dann sah man sie nicht mehr, nicht ihr bleiches, müdes Gesicht am Fenster, nicht den glatten, vernachlässigten Kopf irgendwo an der Lüre. Aber in einer Nacht sah man Lichter in dem dichtverhangenen Schlafgemach aufblitzen und eilende bange Menschen hörte man, und gedämpfte Rufe.

Und am Ofen im Gastzimmer saß einer mit aufgestüttem Kopf, die Finger in das Haar eingekrampft. Zu dem schleicht Frau Hart herein. Das Rot aus ihren Wädchen ist geschwunden.

„Ferdche,“ sagt sie leise und geht und umarmt ihn und ist zärtlich wie alle Unglücksbotinnen.

„Na, sag's nur heraus,“ spricht er herb, „es geht schlecht.“

„Ihr geht es besser, aber, Ferdche, mei lieber, lieber Sohn — sie lebt und wir wollen sie gesund pflegen — aber ein anderes Leben ist darüber zu Grunde gegangen. Wir haben gemeint, Du könntest zum Frühjahr — Vater werden. — Die Hoffnung hast Du nicht mehr. — Willst Du zu ihr?“

Er wankt auf. Über seinem Gesicht reißen alle Linien eines herben Schmerzes. Die Worte würgt er heraus und ihr ins Gesicht:

„Überrascht Dich das, Mutter? Ich habe es längst gewußt. Ein Fluch muß in Erfüllung gehen!“

Die Frau fährt zurück, preßt die Hände zusammen.

„Unse liebe Gott kann so etwas nit wollen.“

„Er läßt es zu, Mutter!“

Hinter ihm klinkt die Türe ins Schloß.

4.

Im Wald und auf der Heide lassen alle Blumen die Köpfe hängen. Und Zweie scheiden und drücken sich lieb die Hände und stehen mitten im Walde, mitten in den Blüten, — das ist Damian und Anne.

Vom Tale herauf rauscht und plätschert das Mühlrad. Jeder Wassergischt fällt Damian auf das warme Herz.

„Wenn ich dös nicht mehr höre,“ sagt er und preßt seine Rührung hinunter, „ich werde mich furchtbar fremd draußen fühlen.“

„Was hab' ich denn davon, wenn ich die Mühle höre?“ spricht sie in den stillen Walddämmer, „ich und nicht Du auch — wir beide mitsammen nicht? Et ist doch schrecklich, wenn Du jetzt gehst und ich bleibe hier, Du hättest Müller werden sollen, und dann bliewen wir zusammen unser Lebtag.“

Sie faltet an dem Schürzenzipfel, zerzaust ihn und faltet ihn wieder. Er sieht ihr bei dieser Penelopearbeit tiefsinnig zu und erwidert:

„Jeder Mensch hat eine Bestimmung. Dös steht schon im Katechismus. Die meine ist der kaufmännische Beruf. Ich bin dazu geboren. Ich fühle das. Es wäre eine Verfündigung an meinem kaufmännischen Genie, wenn — wenn ich zum Beispiel — Müller würde, nicht wahr, Anne?“ Sie nickt ergeben.

„Meinethalben könnt'st Du Straßenlehrer sein; ich mißt Dich — doch immer — gern haben.“

„Ja, Anne?“

„Ja.“ Er hascht ihre beiden nervösen Hände, hält sie fest in seine wohlgepflegten, drückt sie, streichelt sie und leid tut es ihm, furchtbar leid, daß er jetzt gehen muß.

„Wenn wir uns auch nicht schreiben dürfen, Anne, treu bleibe ich Dir doch, dös ist fest wie ein Schwur.“

„Schwör's noch eemal, Damian, dann hält's doppelt. Ich muß Dich dreifach und vierfach an mich binde, sonst wirst Du locker. Du — wollt'st mir schon eemal — untreu werde, Du!“

Und sie weint ihm auf die Schulter.

„O ich — ich!“ Er sucht nach einer Selbstbeschimpfung, die ihr Genugtuung gibt. Da legt sie ihm die Hand auf den Mund.

„Schimpf ihn nicht, den Damian, er ist m e i n e r! Er ist mein Dieber. Und wenn er jetzt Stand hält —“

„Ich schwöre es bei offenem Himmel!“

„Ei no — dann hab' ich alles vergesse, alles, Damian, auch daß Deine Schwester mir nit mehr 'n guten Tag bietet.“ —

„Nu, laß dös nur, Anne, nachher sind wir Fabrikbesitzer, und dann tragen wir unsern Kopf mindestens ebenso stolz wie die Familie Brämer, wir Brämers junior!“

„Zawohl, Brämer und Orlamünd u. Comp., den Triumph möcht' ich doch have.“

„Anne, meine Mutter ist nun nicht so — so —“

„Nein, Deine Mutter ist nit so; weißt Du wat, Damian,“ — mit beiden Händen faßt sie seinen Kopf, zieht ihn zu sich herunter, tuschelt ihm glückstrahlend zu: „Ich schick' ihr ab und zu en Butterklumpe, einen von vier Fund, ja?“

„Wahrhaftig, dös wär' eine Idee. Butter ist so teuer, gelt Anne?“

„Eine Mark zwanzig dat Pund, Damian.“

„Donner und Distel! Das wären so fast fünf Mark! Ja, ja, tue es, Anne. Nu, Du liebe Maus, dafür noch einen Kuß, da, da!“

„Ei no, das sind zwei, Damian.“

„Einen schon als Vorausbezahlung für ein weiteres Anliegen.“

„Noch eenes?“ neckt sie.

„Ein großes, — sage ja, Anne.“

„Soll ich aach e paar Eier beilege?“

„Dös nicht, sage „ja“, Anne. Ums' Himmels willen sag' „ja“, dahinten kommt Dein Vater.“

„Ja, ja, ja!“

„Trage die Butter selbst hin, ja?“

„Zu Deiner Mutter? Und dann passiert mir wat mit der Grete.“

„Zu meiner Mutter in die Küche,“ betont er. „Die Grete geht nicht in die Küche. Der Kochdunst verdirbt den Teint. Wenn ich jezt fort bin und meine Mutter keine Hilfe mehr hat, muß sie sich eine Stundenfrau nehmen. Dös ist teuer, Anne.“

„Du gute Bengel, — ja, ich geh'.“

„In die Küche, Anne, von der Treppe rechts ab, nicht links, und nur ja nicht durch die Mitteltüre. Du wirst die schon herausfinden, eine großartige Draperie hängt daran. Dort nicht hinein, hörst Du?“

„Nein, do nit.“

„Und um zwei Uhr, dann schläft er, hörst Du?“

„Jo, um zwei Uhr.“

„Und nicht auf einen Samstag, dann schläft er nicht und könnte Dir auf der Treppe begegnen. Also:“ er zählt

die Reihe an den Fingern ab — „nicht durch die Mittelstüre, nicht vor zwei Uhr, nicht an einem Samstag. Sei so gut und behalte Dir das, Maus.“

„Ich werd's schon recht mache, vor Deiner Mutter hab' ich kei bischen Furcht.“

„Nu, und wird die Dich ins Herz schließen! Lebwohl Anne, süße Maus. Ostern komme ich für acht Tage.“

Eine stumme Umarmung, ihre Gesichter neigen zueinander, sie schluden beide die Tränen herunter.

Der Orlamünder nimmt einen Umweg durchs Unterholz. In etwa fünfzig Schritt Distanz von ihnen tritt er wieder auf den Waldpfad, hält den Hut vor die Augen und pfeift:

„Seid Ihr noch nicht fertig?“

Zweie gehen mit hängenden Köpfen von einander. Und immer weiter wird der Weg von ihm zu ihr, und immer mehr Baumstämme reihen sich von ihr zu ihm, und zuletzt sehen sie sich um und winken noch einmal und lächeln, aber Tränen schimmern heraus.

Der Orlamünder spricht von Geschäften und Pflicht und stärkt dem armen Damian das Rückgrat. Als die Stadt in Sicht kommt, atmet der auf. Es drängt ihn, in eine stille Küche zu schlüpfen und einer müden Frau in das Mittagsschläfchen hinein sein Trennungsleid zu erzählen, und wie sie so gut sei und Butter bringen wolle — ganze vier Pfund, macht fünf Mark. Er hastet davon.

Der Orlamünder stapft mit großen Schritten weiter. An dem Spechthause bleibt er stehen und ruft der Frau am Fenster zu:

„Ist er da?“

Sie hat die Brille auf der Nasenspitze, strickt und nickt. Von zwei Seiten führt eine Steintreppe an der Außenwand hinauf. Als er auf der Plattform steht und auf der



Fußmatte seine Schuh reinscharrt, sagen im gegenüberliegenden Metzgerladen die Leute:

„Got der riche Drlamünder wieder eemol Glück gehatt. Die Mühle bleibt 'm. Nachkomme gitts im Gasthof Hart nit.“

„Nä, gitts nit,“ bekräftigen alle und zuden die Schultern.

Specht kauert auf dem hohen Drehstuhl vor dem Pulte.

„Tag, Specht.“

Der kurbelt herum. Die verkrüppelten Beine baumeln herunter. Auf dem feisten Gesicht vertiefen sich eine Unmenge von Falten und Linien. So weiß man nicht, ob er staunt oder lacht oder zürnt. Eine weitere Handbewegung.

„Tag, Drlamünder. Hier steht ein Stuhl.“

Der übersieht ihn, geht nach der Fensterbank, setzt sich dort auf das Fensterbrett.

„Ja, wie ist's, Specht?“

„Ja, tja, für Sie günstig. Einstweilen bleibt die Mühle ungeteilt Ihnen, — ich sage einstweilen.“

„Na, zum Henker! Soll das mein Leben lang auf meinem Nacken wie ein Bienenstich bleiben, das „einstweilen“, das geliehene Glück, das verdamnte Testament?“

Zwischen den Vorhängen saust seine Faust heraus. Specht schiebt die langen, mageren Schreiberhände vor sich her, legt zuerst bedachtsam die Handballen aufeinander und dann die Fingerspitzen, und darauf stützt er sein fettes Kinn.

„Was wollen Sie machen? Nichts, ich auch nicht, das Gericht auch nicht. Sie müssen eben abwarten, — abwarten, mein lieber Drlamünder. Es muß Ihnen auch nicht gerade alles nach Wunsch gehen.“

Aus dem Hautgefältel ein bedeutungsvoller Blick in die Fensterische. Dort sitzt der Orlamünder mit ver-  
schränkten Armen. Über den breiten Nacken rollt die  
Haut zu dicken Falten.

„Wenn sich bestimmt feststellen ließ, daß bei den Harts  
die Hoffnung auf Nachkommenschaft abgetan ist, dann  
könnte die Sache beschleunigt werden. Die Grindels  
scheiden als Anteilhaber an der Mühle aus, ich könnte  
anbauen, vergrößern, überhaupt in meinem eigenen Hause  
einmal mich frei und als Herr fühlen.“

„Ja — pff! Das gehört sozusagen nicht in meine  
Geschäftsaffären.“

„Die gehen doch sehr weit.“

„Nicht so weit wie die Ihren.“

Zwei messerscharfe Blicke, die sich kreuzen. Der Or-  
lamünder lenkt ein.

„Es ließe sich doch immer mal so von weitem auf den  
Busch klopfen. Nachher muß das Gericht einschreiten.“

„Eine heikle Sache. Das überlegt man sich. Man  
müßte da eine Familie bloßstellen, eine angesehene Fa-  
milie —“

Aus der Nische reckt ein Arm, — gebieterisch, uner-  
bittlich.

„Auf wen soll ich Rücksicht nehmen?“ Zwischen den  
Vorhängen ein Gesicht, in dessen fahle Haut das Blut  
blaurot läuft. „Wenn ich den Grindels eins aufbrennen  
kann,“ jetzt steht er dicht am Pult, seine Hand prallt wider  
den Pultdeckel, „dann geht's mir nicht um ein paar  
hundert Taler. Specht! Soll der an der Nahe sitzen  
und über mich lachen? Er hat's mich genug fühlen lassen,  
daß ich einmal Gnadenbrot essen mußte. Ich hab's ihm  
heimlich zugeschworen, all die Zeit. Ich hab's einge-  
fressen, bis zum Halse herauf. Und da soll ich Rücksicht

haben? Nein, Specht, von d e r Lämmerforte bin ich nicht. Wenn der Proß mir auf der Landstraße begegnet, der von der Nahe, Specht, ich schieße ihn nieder.“

„Sachte, Drlamünder, man könnte so etwas weiter-sagen. Das gäb ein Getratsch, gerade jetzt. Die Stadt liegt in Fieber. Nach zehn Uhr schickt meine Schwester mir zwei Mann an den Stammtisch. Die eskortieren mich, und an jeder Straßenecke geht einer ein paar Schritte rückwärts, damit nicht jemand meuchlings an mich her-ankomme. Tja, so sieht's hier aus. Wenn man sich dann erzählt, daß der Drlamünder den Grindel nieder-schießen möchte, — tja, tja, dann hätte man schnell zwei lose Fäden zusammengeknüpft.“

In des Müllers Gesicht strafft sich wieder die fahle Haut.

„Ich dächte,“ sagt er langsam, „man hätte schon einen bestimmten Verdacht.“

„Hat man auch, gewiß, hat man auch.“

„Ei nun!“ Der Drlamünder bäumt zurück, streckt die Hände flach aus. „Was will man weiter?“

„Ein Verdacht ist noch kein Beweis.“ Da beugt der Drlamünder vor.

„Man sagt, Sie hätten auch schon Beweise, Specht.“

Ein Liniengewirr auf dem wohlgenährten Gesicht. Die Augen versinken in dem Hautgefältel.

„Habe ich auch — gewiß, habe ich auch.“ Er kurbelt blitzschnell herum, klopft auf den Pultdeckel, nickt, schmalzt. „Ich habe Beweise, tja.“

Der Drlamünder kneift die Lippen zu höhnischem Lächeln ein.

„Wie läßt sich so etwas beweisen?“

„Das will ich Ihnen auseinanderlegen.“ Er stützt die Ellenbogen auf's Pult, drückt wieder die Handballen aufeinander, und dann die Fingerspitzen, und dazu spricht er:

„Festgestellt ist — festgestellt ist, Orlamünder, daß die Zettel mit roter Tinte geschrieben sind. In den hiesigen Papiergeschäften kaufen vier Leute rote Tinte. Ich habe die Liste. Das ist der Notar, der Lehrer Stoß, der Anstreicher Fuchs und — Ihr Geschäftsführer Schmittinger.“

Spechts dicker Kopf duckt ein. Das Doppelfinn quallt auf. So sitzt er und drängt das Weiße aus den Augen und äugt zu dem stämmigen Manne hinauf. Der steht neben ihm wie einer, der unverrückbar ist, wie einer, der unter keinem Streiche zusammenbricht — und das war ein Streich — das vom Schmittinger. Specht sieht ein unbewegtes, kühles Gesicht, hört eine ruhige, gleichmütige Stimme:

„Der Notar ist's natürlich nicht. Seine Leute tun so etwas nicht, der Lehrer auch nicht. Wenn der die Schulhefte vollgekrizelt hat, spart er die übrige Tinte. Bleibt also nur der Anstreicher und der Geschäftsführer. Wann laßt Ihr sie verhaften?“

„Sobald wir wissen, wer von den beiden auch Obladen benutzt!“ bringt Spechts fette Stimme in seinen Hohn, und da springt etwas blitzähnlich über das straffe Gesicht. War's ein Erschrecken? Specht fühlt eine große Befriedigung. Dieser Mann war an einer Stelle verwundbar.

„Obladen zum Aufleben natürlich,“ fragt er leicht hin. „Hat man Sie zum Spionieren ausgeschiedt, Specht?“

„Wenn Sie so die schwere Tätigkeit eines Gerichtsagenten zu nennen belieben.“

„Sie sind aber Agent für Gerichtssachen — und dergleichen.“ Der Orlamünder liegt über dem Pult und fixiert ihn.

„Nun, und — pff!“

„Dergleichen ist ein weitläufiger Begriff. Es könnte auch „dagegen“ heißen.“

Specht stemmt die krummen Beine gegen das Pult und kurbelt etwas zur Seite.

„Verstehe ich nicht.“

„Agent für Gerichtssachen und dagegen!“ und danach ein splitterndes Lachen.

Da hockt Specht wie zum Sprunge bereit.

„Sie meinen, ich könnte offiziell dafür sein und inoffiziell dagegen?“

„Wofür denn, Specht?“

„Für die Auspionierung des Täters — selbstverständlich.“

„Und dagegen auch, selbstverständlich.“

„So meinen Sie es ja wohl?“

„Sie, Specht, meinen es doch so!“

„Ich?“

„Sie!!“

Zwei brennende Gesichter dicht beieinander.

„Sprechen Sie weiter, Orlamünder.“

„Sprechen Sie, Specht.“

„Ich — habe nichts zu sagen.“

„Ich — auch nicht, Specht.“

„Das ist schade — pff!“

Da bricht der Orlamünder in dröhnendes Lachen aus.

„Ja, sehr schade!“ Und nach seinem Gute langt er.

„Auf ein andermal, Specht. Ich muß heut' noch zur Ackerbau-Ausstellung.“

Aber er geht durch das Kirchgängelchen.

Zum ersten Male hat heute einer seinem hypnotischen Zwange widerstanden. Und dieser eine sitzt im Spechtshause und wiederholt:

„Das war schade — pff!“ . . . . .

In die matte Herbstsonne schießen dünne Regenfäden. Farben schillern heraus wie aus feingeschliffenen Prismen. Ein breites, buntes Seidenband am verdüsterten Himmel. Der Kirchturm sticht hinein; frohe Kindergesichter starren hinauf. Und dann kommt eine graue Wolke wie ein großer Schwamm, wischt alles aus, hängt alles zu, setzt sich prozig davor und sprengelt Wasserperlchen in die gaffenden Kindergesichter, bis sie sich schütteln und pusten und hinter dem Ofen erzählen:

„Fort ist der Regenbogen, — aber schön war er.“

Am Himmel entbrennt derweil ein Streiten um die Platzfrage. Der prozigen Wolke stößt eine andere in den Rücken und dieser wieder eine andere und so weiter, bis sie wie Felskolosse auf- und übereinander sitzen — und richtig! Die armen Kleinstädter sehen nichts mehr. Die Straßenlaternen schwelen in eine dunkle, feuchte Luft. Die Nässe schwigt aus dem Pflaster. Spätlinge gleiten aus. Und dann friert heimlich in der Nacht eine dünne, splitterige Eishaut darüber. Das ist der Winter — noch vor dem meteorologischen, eine ganze Woche früher! Das hat der Mann im Baume nicht überlegt. Jetzt klappert ihm die Kälte bis in die Zähne hinauf.

Und kahl ist der Baum und er steht an der Rathausstraße, wo der Zugwind herausstößt und die entlaubten Äste aneinanderwirft, daß sie klappern — huh! wie Totengebein! Dem Manne im Baume graut es, wiewohl er Uniformknöpfe hat und ein Nachtpolizist ist und — allda einem aufpassen soll, einem, den er heute Nacht noch an das Messer liefert, ein Betwegener, ein Mörder — — — ja,

und darum sitzt er im kahlen Baume am Marktbrunnen und wartet — wartet — — — zum Henker! Er könnte jetzt kommen. Wer denn? Jrgend einer, den er packt und einliefert, irgend eine Heldentat für das lange Frieren . . . . . Scht! Da kommt so einer! Der pfeift. — Fatal! Pfeift ein Verwegener oder ein Verbrecher, oder ein Mörder? Wird er die „Wacht am Rhein“ pfeifen? Ein Patriot — lächerlich! Aber mindestens ein Unfug, ein grober. Der Polizist hastet zwischen den Baumruten auf, läßt ein Bein herunterbaumeln, sucht den Stamm — und dann tritt der pfeifende Mann in den Lichtkreis der Laterne. — Der Orlamünder!

Dem schneidet man nicht gern das Wort ab, am wenigsten das Pfeifen. Und schließlich saß er ja quasi in einem Versteck. Bedächtig zieht er das Bein herauf. Der Orlamünder kommt quer über den Markt, schnurrstrads auf den Baum zu, darunter hinweg und weiter auf die andere Seite, und da bleibt er stehen.

„'n Abend Stüzel, — kalt droben, hä?“

„Scht!“ bringt es aus dem Baum. „Gehen Se weiter.“

„Gewiß werde ich das. Ich hab' keine Marotten wie Sie, Stüzel, mich bei so 'ner Hundskälte in einen Baum zu setzen.“

„Scht! Scht!“

„Na, da nehmen Sie mal einen Schluck, Sie armer Deubel.“

Sein langer Arm reckt hinauf, Stüzels langer reckt herunter, und da muß er sich erst umständlich herumdrehen, weil der Orlamünder eben jenseits der Beobachtungsfläche steht. Ein Klucksen und Schurpsen im Baum.

„Wo komme Se denn so spät her, Herr Orlamünder?“

„Von der Ackerbauausstellung. Meine Rüben haben einen Preis mitgekriegt. Prachtkerle, was. Sie wissen doch, ich lege eine Zuckerrübenfabrik an.“

„Und dat Mählche?“

„Lasse ich zum Henker gehen. Brauche sie nicht mehr. Armseliges Geschäft.“

Die Feldflasche baumelt an dem Riemen herab.

„Got mich gut gewärmt, Herr Orlamünder, danke schein.“

„Nix von Belang. Ich will mich jetzt heimschaffen. Ich hab' einen Dufel weg, Stügel.“

„Nja, so 'n Preis,“ lacht der halblaut, „gure Heimkunft, Herr Orlamünder.“

Die schweren wuchtigen Schritte verhallen über den Markt. Stügel reißt die Beine wieder herüber, wendet sich wie vordem vorsichtig dem Gasthof Hart zu, reibt die Hände warm und kauert zusammen. So wartet er, bis der Laternenlöscher die Straße abgeht und dem Mann im Baum zuruft:

„Seht Ihr's denn nit, Stügel?“

„Scht! Wat?“

„Dat! „Der Arm mit dem Blasrohr reißt nach dem Sankt Christopherus herüber. An dessen goldnem Kleiderfaum raschelt der geheimnisvolle Bettel. Stügel springt ab und da steht er starr:

„Dat geht nit mit rechte Dinge zu! Ich hon dat Haus keine Augenblick aus den Auge gelosse, keine Augenblick!“

„Aberst et hängt elo!“

„Jo, et hängt do. Et is Hexerei.“

Der Morgendunst rinnt ihnen über die Köpfe. Am Gasthof rasseln die Läden auf. Man weckt den jungen Gasthofbesitzer. Der liest bedächtig den Bettel.



„Es ist diesmal anders,“ sagt er, „die Linte ist nicht rot und es sind auch keine Obladen.“

Der Laternenanzünder trägt das Gerücht durch die Stadt. Keine rote Linte, keine Obladen. Das hört der Agent für Gerichtssachen, streicht sich mit der flachen Hand über den runden Kopf — pff! — Und das fette Gesicht verrunzelt. Das ist ein Lächeln.

Aber dem Sankt Christophorus knarrt leise ein Fenster auf. Ein Kopf biegt hinaus und zu den Männern hinunter. In ihren Händen raschelt der Zettel. Sie stehen um ihn und lesen. Die steilen Lettern stieren zu ihr herauf. Sie schließt die Augen und sieht sie noch immer, und jetzt hört sie auch eine Stimme, die zu den Worten paßt, eine leise, lichernde, wie fressendes Feuer, das sie nicht sieht, aber hört:

„Löte dich! Löte dich! Löte dich!!!“

Eine Wirrnis raßt ihr hinter der Stirne. Ein Prickeln und Knistern, als rieselte das Blut warm und schaumschlagend in ihre Gehirnzellen. Sie fährt hastig mit der Hand über die Stirne, sie meinte es abwischen zu können. Aber es prickelt noch und siedet, und größer wird die Wirrnis, und von innen heraus brennende Nadelstiche — und immer mehr und immer zahlreicher — und über den ganzen Kopf, in den Nacken hinein — und da sitzt der Keulenschlag fest. Jrgendwer hat ihn geführt. Jrgendwer hat sie geschlagen — da in den Nacken — da sitzt es fest! Da brennt es und quält. Jrgendwer — irgendwo! O Gott! O Gott! Und er wird wiederkommen, und er wird sie wieder schlagen und alle Tage schlagen, und sie totschlagen — tot! tot!! — War sie denn wahnsinnig? — Ja, sie war wahnsinnig! Sie mußte eilen, sie mußte laufen! Sie wird sich doch nicht totschlagen lassen. Barmherziger Gott! Und jetzt hinaus. Und jetzt nach oben.

Und jetzt — immer höher — immer höher — übers Dach hinaus — über den Wetterhahn hinaus. Fliegen wird sie — o ja, Menschen können fliegen, o ja! Wahnsinnige sind auch Menschen. Und sie ist wahnsinnig, sie muß fliegen. — Und dann war sie hoch genug — und keiner kam — und keiner schlug sie — und die Keulen flogen in die Luft — in die Luft, o, in die Luft! Und würde sie dann lachen — ho! — lachen hihhi! Lachen über die dummen — o, waren die dumm!

Und eine Frömmige wird lachen über die Menschen. . .

Jetzt ist sie schon auf der Treppe und schon auf dem Dachboden — und da will sie weiter und greift an die Stirn und kann nicht weiter — und — o! — Die große Wirrnis dahinter! Wohin will sie denn? Und Tränen rollen ihr herunter — und so hilflos ist sie — und es war niemand, der ihr helfen konnte!

An der Wand tastet sie entlang, weiter — weiter. Der Kalk bröckelt ab, — weiter, über altes Gerümpel stolpert sie — weiter! Die Wand ist zu Ende. Eine Öffnung gähnt hinaus. Dort ist die Speicherwand durchbrochen und die Verbindung mit dem Nebenhaus hergestellt. Das Nebenhaus brauchte Ferd Hart wegen seiner Ökonomiegebäude und kaufte es. Die verbindende Öffnung führt durch die sogenannte Brandmauer und ist noch nicht ausgebaut. Eine Lücke weit stehen die Mauern des Hauses von einander ab. Dunkel gähnt der Spalt herauf. Die Feuchtigkeit tröpfelt an den Steinen herunter. Ab und zu ein Schatten aus der Versenkung — husch! ein Piepsen und Schreien! Matten streifen die Mauern ab — plumpfen in der Tiefe nieder, in dem stinkenden Dunst, in dem modernden Abgrund zwischen zwei Häusern.

Wirr äugt die junge Frau hinunter. Sie muß da hinüber. Einen großen Schritt hinüber, und dann ist sie

gerettet und dann verfolgt sie der Keulenschläger nicht mehr — und der Spalt wird sich dehnen und wird sich breiten, so breit und so groß, daß keiner mehr zu ihr herüber konnte, — keiner! Auch er nicht — der Ferd! Wer war der Ferd? Wollte der sie heiraten? Aber er hat sie ja nicht lieb, gar nicht lieb. Und töten will er sie. — Allmächtiger Gott!!! Fort!!!

Lastend sucht ihr Fuß. Ein Schritt hinüber, ein großer Schritt! Und bücken muß sie sich, sehr bücken — und breit war der Spalt, und tief! Und — jetzt — ist — sie — — hinü — — — — — Zwischen den Brandmauern ein Schürfen und Streifen. Und das sind nicht die Ratten! . . . . .

Ein irrer Laut aus dem Spalt, ein Zähneklappern der Angst! Wider die kantigen Steine stemmt sie die Knie, die Hände. Die Füße in einer Mauerritze halten die Last des herabsinkenden Körpers. So schwebt sie über der Tiefe, und ein übelriechender Dunst quallt herauf, drückt ihr die Schläfe ein, die Brust. Der Atem fliegt ihr in schnellen Stößen heraus. Die Lippen sind trocken und brennen. Die Augen drehen stier nach dem matten Lichtschimmer hinauf, der durch die Öffnung fällt. Stoßweise ein irrer Schrei, ein dumpfes Stöhnen, und ein Flehen hinauf zu den schwarzen, drohenden Gestalten, die sie im Lichtdämmer sieht. Und dann sagt sie nichts mehr und wird still und atmet leise und denkt, wie schlau es sei, ein so tiefes Versteck zu haben.

„Wo ist sie?“ fragt unten Ferd Hart. Seine Mutter steht am Guckfenster, das zum Laden führt, späht, beobachtet, und die Bäckchen glühen hochrot.

„Ferd,“ flüstert sie, „wir missen uns mehr ums Geschäft kimmere. Es wird elo viel verschleudert. Ein Elend ist's mit der jungen Frä. Die könnte wenigstens

da nachschaue, vielleicht verging ihr dann das Nachgribeln.“

„Ja, Mutter, wo ist sie nur?“

Sie dreht sich nach ihm. Seine Stimme klingt müde, fast lebensmüde. Sie reckt mit dem Arm hinauf bis an seine Schläfen. Da blizt hier und da ein Silberhaar durch.

„Ferdche, zum Grauwerden ist's zu früh. In unserer Familie ist das nit. Mein Vater starb mit achtzig und war nit weiß, — und Dein Vater —“

Er drückt ihr den Arm herunter. Über seiner Nasenwurzel vertieft sich eine Falte.

„Ja, Mutter, ich weiß das alles schon, gib mir nur jetzt Antwort auf meine Frage. Ich bin unruhig, hast Du sie nicht gesehen?“

„Ist sie denn widder fort? Sag'?“

„Würde ich denn sonst fragen?“

„Gestern hodte sie in der Waschkich, blaugefrore, sag ich Dir.“

„Da ist sie heute nicht.“

„Droben?“

„Auch nicht. Es wird einmal ein Unglück vorkommen, und dann bin ich nicht schuld, Mutter. Wenn ich den Fuß aus dem Hause setze, ist sie ohne Aufsicht.“

Er läßt die erschrockene Frau stehen und will die Treppe hinauf. Da kommt von oben herab ein Poltern und Trampfen, und ein Rehrbesen rollte voraus. Auf der halben Treppe die Magd schreckensbleich.

„Herr Hart! Io owe is ebbes — ich weiß nit wat! Ich soll de Speicher kehre, awer ich setze kei Fuß mehr nuff — ich nit!“

Schon ist Ferd an ihr vorüber. Seine Ahnung steht stets auf das Schlimmste. Auf dem Speicher weit und breit nichts. An der Waschleine hängen einige Küchen-

schürzen. Die sind verschoben, als sei jemand zwischen-  
durchgegangen. Er steht da und horcht und sieht auf-  
atmend nach dem Dachfenster, das geschlossen ist. — Da! —  
wie ein Seufzer schwirrt es zu ihm her. Ein leises Achzen!  
Wo kam das her? Er horcht mit angehaltenem Atem.

„Zulchen!“ — Keine Antwort. „Zulchen!“ — Tiefe  
Stille. In der Ecke ist ein Verschlag für das Holz. Da  
sucht er — und dann von weither ein Stöhnen und Wim-  
mern. Entsetzt springt er zurück, mitten auf den Speicher,  
tastet, klopft die Wände ab, ruft, beschwört sie — vor der  
Öffnung steht er, bückt sich und sieht auf den anderen  
Speicher hinüber — aber ein dumpfer Schrei unter ihm,  
ein Rascheln und Bröckeln!

„Zulchen!“ — Stille. In seinen Taschen sucht er  
nach der Zündholzschachtel — ratsch! und die Flamme  
fadelt auf, der Schein rinnt hinunter in den Spalt. — —  
Ein starres Gesicht und gläserne Augen aus der Tiefe und  
dem modernden Dunst! Er muß sich halten, um nicht  
zu taumeln, zu ihr hinab zu sinken. Ein grauenhafter  
Anblick, ein herzzerreißender! Flach liegt er auf dem  
Boden, über dem Spalt, und reckt mit dem Arm hinunter,  
spricht heißliebende, herzliche Worte für die Unglückliche und  
beschwört sie, seine Hand zu fassen, ein Lebenszeichen zu  
geben, ihn so starr nicht anzusehen, sich herausheben,  
ein klein wenig nur — nur die Hand herausheben,  
ihm die Hand reichen — er sei ja ihr Mann, der Ferk,  
der gut mit ihr sei. — Und immer der gleiche, starre, un-  
bewegliche Blick, der halbgeöffnete Mund, das stoßweise  
Atmen!

„Mutter, ein Seil!“ ruft er ihr über die Schulter zurück.  
Im dunklen Spalt ein Streifen und Stoßen. Wieder  
bligt ein Streichholz auf. In dem Scheine sieht er sie  
ein Endchen tiefer sinken — und ein leises, weinendes

Wimmern. Ein Gedanke durchschneidet sein Gehirn. Wenn sie in die Tiefe fällt, ist er frei! Da staunt er, daß dieser Gedanke ihn zur Verzweiflung bringen könnte.

„Schnell ein Seil!“ dröhnt seine Stimme. Er springt auf, läuft seiner Mutter entgegen, verbietet ihr, Hilfe zu holen; niemand soll es wissen, niemand in dies traurige Eheverhältnis hineinschauen. Das Seilende knotet er zur Schlinge, läßt es hinunter. Frau Hart leuchtet unter Gebet und Tränen.

Die Schlinge baumelt um die Unglückliche. Da wehrt sie sich und kreischt auf und wimmert. Tröstende, liebevolle Worte dringen herunter, — wie zu einem Kinde! Und als er nichts mehr weiß und verzweifeln will, sagt er ihr, der Vater sei gekommen und wolle sie sehen und wolle sie mitnehmen. Da faßt sie nach der Schlinge, folgt jeder Anweisung, sagt traurig:

„Ja, ich komme,“ und läßt sich heraufziehen. Und dann hat sie vergessen, warum sie gehorsam war, und läßt sich widerstandslos wegführen. In einem Winkel hockt sie nieder, starrt immerzu in ihren Schoß, und ab und zu ein kaum hörbares Murmeln:

„Sie hatte mich in't Gefängnis gesperrt, die!“

Und tagelang saß sie und kein anderes Wort als dieser Vorwurf. Der Tief Sinn hatte sie umnachtet.

---

Am Marktbrunnen fliegen die Läden zurück. Die Walzen quietschen. Auf und ab rasseln die Eimer. Über das Brunnenloch herüber nickten sich die Schuke-Bas' und die Pollarden zu.

„Neist Neues, Pollarden?“

„Alt und nei, wie man't nemmt, Schuke-Bas'.“

„So? Wie man't nemmt? Wie nemmt Ihr's denn, Pollarden?“

„Nig e do! Als Hochberch hot mr sein Verpflichtung, obschon die —“ ein Wink hinüber, wo der Sanct Christopherus eine Schneekappe aufgesetzt hat — „die bei der Brautfahrt mich nit als Hochberch gekannt hon. No, mr ist ewe ânständiger.“

Ein mehrfaches Nicken von drüben her.

„Man is ânständiger, stimmt, Pollarden! Awer grad' dorum braucht Ihr det Maul nit zu halle, dumm' Tier, Sie!“

„Ich halt'n nit!“

„No, e dann los!“

Zwei Köpfe tauchen in die Lädchen. Über der Brunnentiefe ein Rispeln und Tuscheln.

„Heit' in der Fröh war dribe wieder wat — wat Besonderes; et war Licht am hellichte Dag — und — Schufe-Was, — uf'm Speicher!“ Ihr Mund macht eine Verrenkung nach der Seite. „Die Magd sah, sie wär' eht ganz verrickt, und sie sah, mr hätt' sie ingesperrt, ngesperrt, Schufe-Was!“ Die hört nicht mehr, bäumt zurück, bückt um die Brunnenecke und sagt nur:

„No, Pollarden, lo guck mol gleich her!“

Von der Rathaußtreppe herunter ein Trupp Herren. Voran der Bürgermeister, hinter ihm ein Sekretär und dahinter Polizist Stüzel und mühsam zuletzt — Specht! Auf diesen wartet der Bürgermeister, der als oberster Polizeigewalthaber der Stadt fungiert, und so kommt es, daß Stüzel längst vor dem Eckhause am Kirchplaze steht, als die anderen Herren erst am dritten Marktbaume sind. Ein Wink des Bürgermeisters zu ihm her. Da geht er schon vom Plaze aus in das Schmittingerhaus, tritt in die Küche, und nur die Alte sitzt am Herd.

„Wo ist Schmittinger?“ Eine hastige Frage, aber eine umständliche Antwort.

„Seid Ihr dat, Stüzel? De Schmittinger war ewe elo, hot sein Kaffee getrunk und ging raus.“

„Raus? Fort?“

„Raus aus der Rich'. Vielleicht in de Keller zum Lager; et kann aach sein uf't Büro.“

„Im erste Stock vorn, ist et dat?“

„No, no, — Ihr frogt wie'n Untersuchungsrichter.“

Die Küche ist leer. Die Treppe hinauf poltert der Polizist. Sein Säbel prallt wider die Stufen. Ein Klopfen mit der Faust gegen die Türe. Die fliegt auf. Schmittinger sitzt an seinem Pult über einem Kontobuch, die Feder hinterm Ohre, fragend, bestürzt. Er will auf und dem Eintretenden einen Stuhl hinschieben. Der drückt ihm fast die Schulter ein.

„Bleibt Schmittinger, mir komme im Namen des Gesetzes!“

Ein flackernder Blick hinauf zu dem Manne in Uniform.

„Im Namen — ja was wolle Sie denn, Herr Stüzel?“

„Hausfuchung.“

Ein Knack fährt durch den schwächtigen Körper, er will sprechen, opponieren. Da knarrt die Tür unter vielen Tritten. Ein Räuspern und Husten, ein Keuchen hinten nach. Stüzel reißt die Türe auf.

„Hier is er!“

Die enge Stube füllt sich. Feierliche, ernste Mienen. Kurz und scharf hallt des Bürgermeisters Stimme, und dann eine Aufforderung, herrisch, streng. Schmittinger legt das Schlüsselbund auf's Pult und tritt zurück. Ein Zittern schüttelt seinen Körper. Er sagt kein Wort, wagt keine Frage, krampft die herabhängenden Hände und folgt mit flackernden Blicken jeder Bewegung, jedem Griff. Hinter der Türe hat Specht Posto gefaßt und beobachtet ihn. Der Bürgermeister sitzt am Pult und räumt die



Schubladen. In einer Obladenschachtel stochert er und vergleicht, reicht sie dem Sekretär:

„Nehmen Sie das in Verwahr und notieren Sie:

1. Eine Obladenschachtel, 2. rote Tinte, 3. Papier mit Wasserzeichen. — Schmittinger kommen Sie einmal „er. Schreiben Sie auf das Blatt hier mit dieser Tinte hTöte dich!“ — So, Ihre Schrift ist wie Kalligraphie.“ Er faltet das Blatt zusammen und reicht es dem Sekretär, und dann findet er nichts mehr und sieht sich im Zimmer um. Auf einem Brett über der Türe entdeckt er ein Fläschchen. „4. Eine Leimflasche, notieren Sie. — Specht, was machen Sie denn da?“

Der streicht mit seinem Stock an der Rückenwand des Pultes herunter. Ein Löschblatt steckt zwischen Mauer und Pult fest. Das häkelt er heraus, pustet den Staub ab und streicht es auf dem Arm glatt. Ein Gewirr von Linien und Flecken und mitten drin ein langer, dicker Strich — und eine Wellenlinie daran. Mit beiden Händen hält er es weit von sich ab. Seine Stimme kommt ins unangenehmste Krächzen.

„Herr Bürgermeister und Polizei-Kommissar, wie lesen Sie das?“

Der fährt dem Riesenbuchstaben mit dem Finger nach.

„Als „I“ — hm.“

„Stüpel, wie nehmen Sie das?“ Der sieht ihm über die Schulter.

„Als „I“ — stimmt.“

Nun greift er in die innere Brusttasche, ein Blatt raschelt in seiner Hand — faltet es auseinander — rot und steil: „Töte dich!“

„Bitte vergleichen Sie das „I“. Drei Gesichter darüber. — An der angelehnten Türe noch eines. Das hat düsterloshende Augen und einen Entschluß darin.“

„Messen Sie es, meine Herren,“ bringt Specht's krazende Stimme in die atemlose Stille. „Stimmt's? Pff! Dann wird der Herr Bürgermeister und Polizeikommissar das Weitere veranlassen müssen — pff!“

Der Bürgermeister nimmt das Löschblatt, dreht sich nach Schmittinger.

Am Fensterkreuz hält der sich und drückt die schlotternde Knie ein. Eine krankhafte Blässe läuft ihm ins Gesicht bis in die Haare. Die Nase erscheint spitzer, der Mund verzogen.

„Schmittinger, auf diesem Löschblatt wurde das Pamphlet abgedruckt, das ein ganzes Familienglück zugrunde gerichtet, eine junge, schuldblose Frau um den Verstand gebracht und ein Leben in ihr vernichtet hat. Können Sie einen Ausweis erbringen, wie dieses unselige Blatt in Ihren Besitz kommt?“

Schmittingers bebende Hand rafft an der Jacke hinauf bis zum Halse. Dort will er die Binde lockern, will sprechen, und zerrt den Mund auf und schabt mit dem Rücken wider das Fenster, schluckt, stammelt —

„Schmittinger,“ sagt der Bürgermeister ernst, „ein Mann wie Sie, ein anscheinend braver, redlicher Mann — es ist unglaublich, daß Sie zu einem solch verbrecherischen Treiben kommen. Welches Interesse hatten Sie daran? Sprechen Sie, Schmittinger.“

Schmittinger schließt den Mund fest, fast knirschend. Von dem Fensterkreuz plumpst sein Arm herab. Der Mann liegt schwer gegen die Wand. Langsam tritt der Bürgermeister zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter, und sagt in tiefer Bewegung:

„Dann muß ich tun, was meines Amtes ist. Schmittinger, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“

Die Tür knarrt auf, zwischen den Männern schlüpft jemand durch, stellt sich vor das Pult, zieht das Tuch fest um die Schultern und sagt ruhig und gefaßt:

„Was wollt Ihr mit dem alte Mann? Wenn Ihr jemand verhasste mißt, dann nehmt m i ch!“ Jäh fährt sie auf, die geballte Faust hallt wider ihre Brust. „I ch! i ch! — I ch h a b's g e t a n!“

Die Männer beben zurück — und keiner redet, und alle halten den Atem, und es ist eine tödtliche Stille.

Vom Fenster her ein tiefes Kludsen, ein stoßweises Röcheln und Schludsen, und ein dunkler, rasselnder Laut, der Mund schnappt auf, wie in einem Erstickungsanfälle — — armdick zischt ein Blutstrahl heraus — — über das Pult und den Stuhl und aufspritzend über die Männer.

Mitten in der Blutlache steht Amie, hält ihn, stützt ihn, fragt:

„Wadder, wie is't?“ streicht ihm das schweißnasse Haar aus der Stirne. „Wadder, nu bleib still, bleib ganz still, — lieber Wadder, Dir könne sie nix äntun — still, Wadder, still!“

Im Nebenzimmer betten sie ihn. Amie liegt über ihm, sie hat alle vergessen. Hinter ihr spricht der Bürgermeister halblaut:

„Stügel, bleiben Sie hier bis zum Abend. Wir wollen alles Aufsehen vermeiden. Wenn es dunkel ist, können Sie die Gefangene abführen,“ und leiser „Sie sind verantwortlich, Stügel!“

„Jawoll, Herr Birgermeister.“

Auf der Treppe wieder ein Knarren. Langsam verhallen die Schritte. Das Haus liegt still.

Von der Küche her ein Ruf:

„Amie, Amie, wo seid 'r?“

Sie tastet nach der Treppe. Da reicht von oben eine Hand herunter.

„Kommt, Frau Schmittinger, ich sin et, de Stüzel.“

Sie hebt das Gesicht mit den verschwommenen Augen gegen ihn.

„Jo, nu weiß ich et, et hot 'n Unglück geb.“

Und unbeholfen stapft sie hinauf. — — — — —

In der Stube derweil Stille, zwei, die sich viel sagen möchten und siebernd schweigen. Der kranke Mann streckt seine Hand aus den Decken, tastet nach Amies Schulter, drängt im geheimen Entsetzen seine tonlose Stimme heraus:

„Amiechen! Worum — worum — — Nee! — .“

Sie nickt und sagt ihm herb und trocken und ohne Rührung:

„Jo, Badder, warum ich's tat? Do fragt man nit. Ich hon's geton, meh weiß ich nit — meh will ich nit wisse!“ und mit ausgestreckten Händen, hochklopfender Brust: „Armer, armer Badder!“

Da geht die Türe auf. Ein Humpeln und Scharren.

Und zwei Stille und zwei Unglückliche dürfen sich nichts mehr sagen.

Die Schute-Bas hat etwas gesehen, — die Pollarden auch. Die Frau Specht hat etwas gehört und sagt geheimnisvoll:

„Mein Alter hat's mal widder fertig gebracht!“

Das Gerücht schwirrt unbestimmt durchs Städtchen:

„Der Specht hot's widder mol fertig gebracht.“

Und Frau Stüzel korrigiert es dahin:

„Meiner hot schließlich doch die meiste Verantwortung. Heut' Abend bringt er sie.“

Heute Abend! Von Haus zu Haus ein Schwirren und Flüstern. Die Nachbarn schleichen zusammen — alle durch die Hoftüren; es ist Geheimnis, tiefes Geheim-

nis. Die Stüzel sagt's. In Gruppen sitzen, stehen, drängen sie zusammen. Das Raunen wird zur Wut, zur Drohung, zur Gewalttat. Der Rechtsinn des Volkes schwillt aus diesen Reden. Von Haus zu Haus läuft der Unwille, der gedämpfte Fluch, die drohende Gewalt — und alle sind eines Sinnes — und alle erwarten den Abend.

Die Dämmerung kommt mit Schneeflocken und Eissplittern. Die hageln wider die Fensterscheiben und die Straßenlaternen. Auf der Straße eilende Gestalten. Der Schnee dämpft ihre Schritte — husch! unter die Hauseingänge, die Hofeinfahrt oder wo sonst ein Versteck ist. Und menschenleer scheint die Straße und die Gasse, die eng und winkelig zum Gefängnis abbiegt. Um neun Uhr kommt Stüzel aus dem Eckhause und dreht am Plaze die Laterne ab. In den Haus- und Eingängen ein Wispern und Regen. Aus dem Dunkel heraus stierende, unruhige Augenpaare. — Da geht am Kirchplaze eine Türe. Ein Mann voraus, blihende Knöpfe, und dicht neben ihm eine eingebuckte Gestalt in einem Mantel, schnelle, eilende Schritte. Die an der Gasse versteckt stehen, glauben ein stoßweises Schluchzen zu hören.

Und da quillt mit einem Male der Strom heraus. Aus den Türen, aus den Höfen, aus den Fenstern. Wimmelnde Schatten, haßglühende Gesichter. Vor, neben, hinter der Gefangenen tauchen sie auf. Pfiffe gellen um sie, höhnische Rufe, Flüche und Drohungen. Schneeballen fliegen, Steine und Schmuß. Ihr Mantel ist durchnäßt, ihr Kopf schmerzt, ihr Haar ist gelöst.

„Töte dich!“ schrillt es um sie.

„Töte dich!“ gellt es aus den Häusern. Und verwegenen Burschen drängen in ihren Weg, speien sie an, drohen. Immer dichter schließt sich der Kreis. Sie ist eingekleidet

zwischen Wütenden. Und über die Köpfe aller fliegen die Geschosse, die aus Küche und Stall aufgeflesen werden. Was sein Ziel verfehlt, fällt auf Stüzel ab. Da zieht dieser blank, schlägt um sich, bahnt eine Gasse, nach sich zieht er die Gefangene, eine Treppe flink hinauf, zu klappt wuchtig das Tor. Steine und Schneeballen prallen dawider. Der dumpfe Schall hallt in den langen Gängen fort. Und wilde Schreie, Pfiße:

„Töte dich!“ Und lange noch gelst es in die Nacht hinein: „Töte dich! Töte dich! Mörderin!“

Und einer hört das Toben. Der steht an einem Fenster des Hinterhauses. Das ist Ferd Hart. Von hier aus sieht er über die niedern Hofgebäude hinweg den Gefängnisbau. Hinter einem vergitterten Fenster ein trübes Licht. Ob sie dort ist? Seine Augen hängen an diesem Lichtfünkchen. Aus seinem Gesicht rinnt alles Leben. Schön war er einst und schön war sie. Nun sind sie beide gebrochen — er an der Seite eines irrsinnigen Weibes — sie in der Gefängniszelle! Ist das der Fluch treulofer Liebe? des vergessenen Eheversprechens? In das dicke Haar greift er und fühlt, wie die Hitze aus dem Scheitel glüht. Die Gedanken brennen darin. Dort drüben sitzt sie eingekerkert. Vielleicht sieht sie auch herüber, denkt an ihn und flucht ihm: Du hast mich so weit gebracht! — Und denkt wie er, daß — sie sich geliebt haben — einstmals, glutvoll und warm, — und von ihren Lippen hat er die Jugend und Schönheit geküßt — da ließ er sie — ließ sie in ihrem verfehlten Leben. Nun kam so das Ende — so furchtbar! Er ist tief erschüttert. Seine Seele preßt es zusammen. Seine Brust hemmt es. Drüben verlöscht das Licht. Sie wird nicht schlafen, — er auch nicht. Und immer würden sie unglücklich sein, — beide!

Hinter ihm klinkt die Tür auf.

„Bist Du da, Ferdche? Sie will wieder nit essen. Komm, schwätz ihr zu.“

Ein tiefer Atemzug fährt aus ihm, und er geht mit seiner Mutter.

Die erste Kundin am Frühmorgen ist die Pollarden. Sie braucht Schnaps, aber hurtig. Ihr Mann muß mit dem Wägelchen fort, „einen“ abholen von der nächsten Bahnstation. Und dabei zwinkert sie der Magd zu, zieht das Tuch in die Stirn und will fort.

„Wen denn?“ fragt die Neugierige hinter der Theke.

„Werd ich verrückt sein, Dir dat uff die Nas zu binde, wenn er kimmt, is er e do!“

Am Nachmittag war er da, der Grindel!

„Wie ischt's, Bub?“

„Wie ich es Dir geschrieben habe, besser ist's nicht. Du kommst unverhofft.“

„Mm!“

„Das heißt, unerwartet kannst Du für uns kommen, für sie nicht. Ich werde sie vorbereiten.“

„Das kannscht getroscht bleiwen lassen, Bub. Die Zule isch nit zimperlich.“

Plump, mit edlig gebogenen Armen drängt er voran, dem Nebenzimmer zu. Frau Hart hört ihn von der Küche aus und kommt mit ausgestreckten Händen herein.

„Mein lieber Herr Grindel, da sind Sie ja! Sehen Sie, das ist recht, gerad zum Kaffee komme Sie!“

Er legt zwei seiner dicken Finger in ihre Hand, steif, ablehnend, grob. Die Klinke an der Tür drückt er nieder, schiebt sich in die Spalte, und da Ferd ihm nach will, setzt er ihm die gespreizten Finger auf die Brust.

„Vorerstcht bleib mal drauße, Bub,“ und zu ist die Türe.

In der Mitte des Zimmers steht er, läßt die Arme hängen, sagt:

„Nm Zule?“

Er schurft zu einem Stuhle, setzt sich ihr gegenüber. Sie wendet keinen Blick von ihm, das beengt ihn.

„Bischt krank, Zule? Nm.“

Er stößt ihr mit dem ausgestreckten Finger gegen den Arm. Sie schreht zusammen, aber ihr Blick hängt noch auf ihm, und so spricht sie aus einer anderen Gedankenwelt heraus:

„Du kommst mich heimhohle.“

Und auf steht sie, will gehen, unbedacht, gedankenverloren. Er faßt sie beim Arm. Da weicht sie in die Zimmerecke zurück.

„Mit ins Gefängnis!“ wimmert sie.

„Wer will Dich ins Gefängnis bringe?“ forschet er.

Scheu drängt sie in die Ecke. — Keine Antwort.

„Kannscht mirsch sage, Zule. Bischt schlecht hier behandelt? Nm?“

Sie zittert — schweigt.

„Nu leg mal los, schenier Dich nit. Ich sin Dein Vater!“

Da hebt sie sich aus der Ecke, traumvoll, gedankenvoll, vergeßlich.

„Du kommst mich heimhohle,“ und will gehen.

„Nun hol' Dich dieser oder jener!“ braust er auf.

„Ganz verrickt bischt doch nit!“

Er zieht sie an den Stuhl, drückt sie darauf nieder. Hinter ihm eine Zugluft durch die offene Thür. Ferd Hart steht darin.

„Drauß bleiwe, Bub!“ herrscht er ihn an.

Ferd drückt die Thüre ins Schloß, stellt sich zwischen Vater und Tochter und sagt:



„Du scheinst es nicht mit ihr zu verstehen, da muß ich kommen.“

„War nit netig.“

„Sie ist jetzt ruhig und fügsam. Ich kann nicht dulden, daß Du sie mir wieder aufbringst!“

„Mund halte, Bub! Ich red' hier mit meiner Tochter!“

„Mit meiner Frau redest Du!“

„Nm! Wer hat sie zu Deiner Frau gemacht?“

„Ich!“

„Ich! Lausbub!“

Da bricht der Vulkan auf, den Ferd Hart alle die Zeit mit Rücksicht und Geduld und Selbstbeherrschung und innerer Selbstqual gedämpft. Mit beiden Fäusten zertrümmert er die Glasur der glatten Rede, die ihm den inneren Brand verkleistert. Und dem prozigen Manne schleudert er ins Gesicht, was ein stolzer Mann sagen darf, was ein vom Schicksal Zerschlagener sagen muß! Stolz und zer schlagen, das ist reimlos, aber er reimt es, er spricht wie ein Unsinniger, klagt sich an und andere und alle — und sie nicht, die hinter ihm sitzt und teilnahmslos in ihren Schoß starrt.

War es das Mitleid?

Grindel scharrt den Stuhl zurück. Sein plumper Körper kommt ins Wanken, seine Ansicht auch. Eine Grobheit ist der anderen wert. Der Mann vor ihm, der ihn gewissermaßen ohrfeigt, hat seine Achtung, der gekaufte Schwiegersohn hatte sie nicht. Aber jetzt sagt der:

„Von Dir habe ich das Geld und eine Frau. Ich habe beides genommen. Ich hätte nur eines nehmen sollen: die Frau! Dein Geld kam über mich wie unschuldig vergossenes Blut. Ich war niederträchtig, daß ich es nahm. Nimm es zurück. Laß uns nur so viel, daß wir leben können. Dein Recht auf mich ist Dein Geld. Nimm es

zurück, ich will kein Sklave mehr sein. Ich will mich befreien, auch innerlich. Und dann laß uns allein — mich! mit dieser Frau allein! Wir gehören zusammen! Wir nur!“

Er hält jäh inne. Eine weiche Hand in seiner herabhängenden Rechten, und ein Schmiegen an ihn, verschüchtert, warm. Er sieht in ihr bleiches Gesicht. Darin steht kein Glanz, kein Erwachen.

Was führte sie zu ihm? War es Instinkt?

Er schließt die kleine Hand in seine große, und so bleibt sie an seiner Seite — ein folgames Kind, weiter nichts.

Grindel reicht ihm die quallige Hand her.

„Bischt'n ganzer Kerl, Bub! Schlag ein, nix für ungut!“

Und dann winkt er ihm, tritt ins Gastzimmer voran und wartet dort auf ihn. Frau Hart findet wieder freundliches Gehör, setzt eine Tasse für Ferd mit auf und ist ganz Sorge und Aufmerksamkeit. Breit legt Grindel sich über den Tisch.

„Nu, wie war'sch? Fangt von vorn an!“

Und Frau Hart erzählt. Ferd beschränkt sich aufs Zuhören und schlürft seinen Kaffee.

„Und was für Leut' sein die Schmittingers?“

„Er ist der Geschäftsführer beim reichen Orlamünder.“

„So!“ sagt Grindel, und dann sagt er nichts mehr, trinkt aus und muß noch zu irgendwem.

Die Schuke-Was sieht ihn über den Markt kommen und setzt sich am Fenster zurecht. Da er nach der Mitte des Marktes hält, denkt sie: er kann noch in die Straße einbiegen, vielleicht zum Specht. Der ist jetzt ein Gesuchter! — Nach ein paar weiteren Schritten: Über den Kirch-

platz, also durchs Gängelchen. — Und dann springt sie auf. Grindel klopft an ihr Fenster, fragt:

„Wohne hier Schmittingers?“ und folgt der Richtung ihres ausgestreckten Armes. Die Schuke-Bas aber schreit das Haus zusammen. Da ist Grindel schon in der Küche gegenüber.

Am Herde tastet die Frau nach den Töpfen.

„Ist die Milch nit am überlaafe?“ fragt sie den Mann zwischen den Kissen im Lehnstuhl. Da stockt sie und möchte mit ihren glanzlosen Augen ergründen, wer der Eintretende ist.

„Gu'n Tag mitsamme!“

„Gu'n Tag! Ist's wieder eener vum Gericht? Ich werf'n raus!“

„Aee, so einer isch's nit, Bas.“

„Hoho, einer vum der Noh! Hier is'n Stuhl.“

Er rückt diesen dicht an Schmittinger.

„Ich sin der Grindel,“ und sitzt steif und sagt nichts weiter.

Schmittinger rafft die Decke über seine Knie, hüstelt, blickt hilflos um sich.

„Sie sind doch nicht hergekomme, um unser Unglück zu besehn?“ sagt er heiser.

Grindel stemmt die Hände aufs Knie.

„Unglück hab' ich genug drübe. Brauch' keen'ich weiter mehr.“

Und wieder Pause. Die franke Brust Schmittingers röchelt. Die alte Frau schüttet die Milch ab.

„Was wird'ich nu weiter?“

„Ich weiß — nit,“ und die alte Frau: „Was Gott will!“

„Om!“ —

Pause.

„Trink Dei Milch, Schmittinger.“

„Ich — kann nit.“

„So geht dat schon all die Zeit,“ knodert sie, „kann nit, hä? Man kann alles, ich muß jetzt aach fir die Haus-haltung sorje, und sin halb scheel. — Grindel, hört mol. Ihr scheniert uns. Wir zwei Familie könne jetzt nit meh mitamme auskomme. Die Grindels und Schmittingers! No jo.“

„Drei, Frä, drei,“ er hebt seinen dicken Daumen. „Die Schmittingers erschtens,“ und den Zeigefinger, „die Grindel zweetens,“ und den Mittelfinger, „die Orlamünd dritten's. Das dritte habt Ihr vergesse, und das isch die Hauptsach.“

Schmittinger zieht die Decke bis zum Kinn herauf. Die Alte wirft die Töpfe.

„Lofst de Orlaminder aus'm Spiel, wat kimmert's den? Von dem ist't recht scheen, dat er dem Schmittinger noch's Gehalt auszahlt, obschon der nit meh viel dut!“

„Nat, sei still,“ ruft der Kranke, zwingt seine heißere Stimme heraus.

„Warum denn still? Soll unsereint nit aach emol schwäke dirse? All werse sie Stein uff uns, un schließlich verdient sie en anderer, einer, der jetzt in euerem Geld sich breit macht, Grindel. Aber so geht's immer, de Hund, de die Schläg verdient hot, kriert sie nit.“

Sie setzt sich, sie hat ihr Herz erleichtert. Grindels Arm reckt herüber. Der ausgestreckte Zeigefinger sticht ihr fast ins Gesicht.

„Dat stimmt, Fra, der Hund, der'sch verdient, kriegt's nit. Und der Hund macht sich breit im Grindelgeld — aber den ihr meint, ischt nit. Den ich meine, ischt's. Der sitzt in der Mühle! Und da heraus muß er! Muß er!“

In die beiden Alten zittert ein Schreden. Vom Lehnstuhl her ein leises Achzen. Grindels starre, nichts-sagende Augen empfindet der Kranke wie Basiliskenblicke. Er hebt sich aus den Kissen und möchte fort. Grindel scheint nichts zu sehen, nichts zu hören und spricht weiter:

„Beim Gericht beantrage ich die Verwaltung der Mühle durch einen Dritten. Das steht mir zu, jawoll. Der Orlamünder muß 'raus, bis die Sach' entschieden ischt. Ich wüßt' einen Verwalter, den ich in Vorschlag bringen könnt'. Wie lang dauert Eure Krankheit noch, Schmittinger?“

Der ist wirr. Er wittert eine Falle, drückt die Hand auf die Brust und hustet.

„Mm,“ macht Grindel. „Schlimm deß. Ich wollt' E i c h vorschlage.“

„Mich, Herr Grindel, mich?“

„Ihr könntet in die Mühle üversiede, hättet Eier Auskommen und so weiter.“

Der Kranke wühlt sich aus den Kissen, seine Hände krampfen um Grindels Arm. Und dann fällt er gebrochen zurück.

„Dat kimmt zu spät.“

„Mm, hab' mir'sch gedacht. Wen der Orlamünder dozwische kriegt — —“ Und er schweigt.

Schmittinger hat die Augen geschlossen. Die Worte Grindels klingen ihm wie aus hohler Ferne. Er begreift nicht, faßt sie nicht, aber spürt eine große Angst. Und weiter horcht er und der Schlaf kommt.

„Dem Orlamünder hat Eier Mädal eine Gefalle geton, eine große. Wenn die Zule stirbt, hat er die Mühle. Eier Mädal könnt'sch von ihm gehört habe. Meint Ihr nicht, Schmittinger?“

Die kranken Augen flackern auf. Ein eisiges Entsetzen steht darin.

„Nä! Nä! Nä!“

In die dumpfe Stimme stößt ein Röcheln. Und den Kopf bohrt er in die Kissen. Von da heraus eine stille Klage:

„Mei Kind is nit schullig!“

Aufgebracht fährt die Alte los.

„Dat säht er jetzt bei Nacht un Dag. Gätt'st eher dat Maul uftun solle!“

Da taucht das schmale Krankengesicht aus den Kissen auf. Wirre Haarsträhnen hängen ihm um die Stirne. Die mageren Hände krampfen sich an die Sessellehne, und eine Stimme, gedämpft und tonlos:

„Jo, ich werd rede, Kat, ich werd's.“

Eine Blutlinie zwischen den weißen Lippen, ein quirlender Schaum. Grindel will ihn zurückdrängen. Da krallen sich die heißen Krankenhände um seine dicken. Der plumpe Mann muß sich herabbeugen. An seinem Ohre ein Hauch:

„Und mei Auskomme werd' ich habe auf der Mühle?“

„Ich halt' mei Wort.“

Der schwache Körper bricht in sich zusammen. Ein Röcheln um die eingesunkenen Augen. Ein Sterbender sorgt um sein Auskommen! Warum?

Grindel geht. In sein steinernes Herz kommt eine Erschütterung. Aber sein Gang war kein vergebener. Er hat mehr erreicht als er gewollt. — Draußen läßt er sich das Spechthaus zeigen.

5.

Der Sanct Christopherus steckt im Schnee. Auf seinem weißbestäubten Haupte trippeln die Späßen, von den

Goldbletern der Fassade tropft das Schneewasser, und bei Eis und Kälte und dem vielen Leid um ihn bewahrt er vor wie nach sein mildes Heiligengesicht.

Aber in der Winterluft liegt ein Duft von Wachskerzen und Tannenharz. Wer mit Kinderaugen hineinschaut, sieht weiße Schleier wehen und blizende Lichtfunken darin. Und ein Stäuben und Wirbeln in dem Wintertag, so, als habe das Christkindchen sein Schleierkleidchen tüchtig schütteln müssen, um die klugen Augen der Kleinen und Großen einzustäuben, auf daß sie nicht sehen und doch glauben, und das alte Herz jung zu machen und das vergessene Lächeln aus dem Plunder des Alltags herauszukramen und auf die frohe Botschaft zu lauschen, die zur Weihnacht über die Erde kommt.

Friede —

Der Kirchplatz füllt sich in der Mitternacht mit eilenden, drängenden Menschen. Aus dem Portale des Gotteshauses fluten die Lichtwellen. Kerzen duften. Festliche Orgelakkorde rauschen in die Stimmenflut.

In den Häuserreihen tanzt ein Lichtkreis um den andern aus den Fenstern. Ein fröhlicher Tumult dahinter, und ein Lichterbaum! Die Leute, die heimkehren aus der Messe, zählen sie.

Unter den wenigen, die keinen Glanz und keinen Jubel haben, ist das Haus am Markte und das am Kirchplatz. Da ist's dunkel. Da ist's still. Da ist kein Friede!

Friede! läuten die Glocken. Friede! singen die Menschen. Ferd Hart hört es, und es verhärtet ihn. An dem Fenster über dem Sankt Christophorus sitzt er und starrt auf die verschneite Straße. Vor ihm kauert sein junges Weib in sich zusammen, drückt das Gesicht an die Scheiben und weiß nicht, was sie sieht. Das blonde Haar wellt um den dünnen Kopf. Sie verwendet keine Sorgfalt

mehr darauf, aber schön ist es doch. An ihrem Finger schlottert der Trauring. Daran bohrt sich sein Blick fest. Es ist die Fessel, die ihn an eine irrsinnige Frau unlösbar knüpft. Er wird so weiter leben müssen, neben ihr, — nicht mit ihr, und seine Jugend verging mit der ihren, und der Lebensmut dörrte ein, und was der Sturm der Liebe in ihm einst aufwallte, verkohlte in sich selber. Er muß alt sein mit jungem Herzen. Er muß absterben, täglich, stündlich, dem Leben und der Freude absterben, — wie jene tote Frau, — vielleicht würde er auch einmal irrsinnig wie sie!

Sein Blick streift sie. Und dann atmet er tief, legt die Hand vor die Augen und preßt die Lippen aufeinander, daß ihm nicht ein Schrei entfahre, ein wilder, befreiender.

Und weihnachtsfroh eilen die Menschen über die Straße.

Die Unglückliche sieht die Kinderseligen nicht mehr. Der Mann vor ihr sammelt ihre wirren Gedanken. In ihre schläfrigen Augen tritt ein Wechselspiel von Seelenvorgängen. Er fühlt diesen Blick und läßt die Hand sinken. Lange Blicke hinüber und herüber. Sie können nicht losrücken von einander. Eine geheime, bange Freude stößt ihm gegen die Brust. Wird sie jetzt reden? Wird sie ein Wort des erwachenden Verstandes sagen? Er klopfte ihr leise auf die Hand; sie ruht im Schoße. Ein merkbares Bittern läuft durch ihren Körper. Aus ihren tiefen Augen rinnt das Verständnis. Flach blicken sie und hohl, und weit, weit den zerstreuten Gedanken nach. Die Herzensangst schnürt ihm den Hals zusammen. Er will diese zerfahrenen Gedanken festbannen, dem Erkennen nachsehen — Mein Gott! Er will sie zwingen,



er will sie mißhandeln, er will sie martern, um sie aus dieser verkümmerten Lethargie zu reißen.

„Zule,“ ruft er sie an, „hörst Du auf mich? Ja? Wir werden wieder zu einem Arzte gehen. Ich bringe Dich fort — in eine Heilanstalt, Zule. Da wirst Du gesund, ja?“

Sie löst die suchenden Blicke aus dem Schoße. Sie starrt ihn an — lange — lange, — und über das bleiche Gesicht geht ein Zucken und Reißen. Der Mund stellt sich zum Weinen wie der eines Kindes, aber das starre Auge bleibt trocken. Sie weint ohne Schmerz, ohne Erschütterung. Sie weint, um stumm zu opponieren. Innerlich verzweifelt lehnt er gegen den Stuhl. Das Zimmer wird ihm zu eng. Er springt auf, schickt seine Mutter herein, und — im Gastzimmer trifft er Gäste. Mit denen trinkt er und lacht und freut sich der Weihnacht, wie ein Unglückseliger des Strickes, der ihn erhängen soll.

---

Zum Frühstück findet sich der Stammtisch zusammen. Einige kommen mit Gehrock und Zylinder aus dem Hochamte. Der Herr Amtsrichter hat Asthma, der verträgt die Kirchenluft nicht, kalte Füße auch nicht, den Schnee auch nicht. Den verträgt er nur im Wirtshause. Aber er kennt die Sänge der Komplet, er summt sie, wenn er mittags einschlafen will, manchmal auch über die Straße. In seiner Familie ist eine Ober- und Untermutter. Der Herr Amtsrichter kann ins Himmelreich eingehen.

Am Stammtisch rückt Specht neben ihn. Das Haar ist ihm fein geglättet. Der Kopf glänzt wie eine Billardkugel. Die Weihnachtsstimmung verklärt sie alle, und sie trinken Wein, aber nicht den von der Nahe. Den trinkt man, wenn man Buße tun will. Den Wiß macht Specht

und rückt dem Amtsrichter näher und platzt sich auf die krummen Knie und verrunzelt das feiste Gesicht zu einem Liniengewirr unbändiger Heiterkeit. Dann wird er still und schlürft bedächtig das Glas ab und leckt die Lippen und an der Amtsrichterschulter lehnt das rote Gesicht.

„Die — Angelegenheit kommt ja demnächst in Koblenz zur Verhandlung, nicht wahr?“

Der Richter nimmt einen Zug aus seiner Zigarre, dreht sich nach der anderen Seite, faucht den Dampf aus und sagt:

„Jawohl!“ Als gälte das dem Ladendiener, der neugierig durch die Türspalte hereinsieht. Specht unterstreicht dieser Rede Würze mit einem kräftigen „Tja, tja,“ und rückt noch etwas näher und lehnt herüber, aber das Ohr des Herrn Amtsrichter erreicht er nicht mehr. Statt dessen vor ihm ein breiter Rücken, ein schlecht gebürsteter Rocktragen und — kurz und gut, da hat er die Ungnade der höchsten Instanz. Er trinkt aus, bestellt eine neue Flasche, und als Ferd sie ihm über die Schulter reicht, zieht er diesen beim Westenknopf zu sich herunter, tuschelt ihm zu:

„Nächsten Monat kommt's zur Verhandlung, halt' Dich parat.“

„Werde ich Zeuge?“ fragt der mit stoßendem Atem. „Zeuge gegen sie?“ will er weiter fragen, da besinnt er sich, zerrt an dem Schnurrbart und hört auf das Tuscheln.

„Ein neues Romang kommt in die Verhandlung. Unter uns, Ferd: der Schwiegerpapa Grindel hat sich zum Zeugen angemeldet, wird eine überraschende Aussage machen, hat den Schmittinger dazwischen genommen. Tja, der ist nicht so dumm wie er aussieht. Und der Specht, Ferd Hart, der Specht, wird wieder einmal ein knifflisch Ding zurecht machen. Tja, das wird er. Achtung! — Piccolo! mach's Fenster auf, es ist warm. — pff!“ — —

An den Christbäumen steckt man neue Lichter auf. Es war Drei-Königs-Fest. Und dann rieselten ab und zu die Tannennadeln herab. Dürr ward der grüne Baum. Weß wurden die Weihnachtskerzen. Die großen Kinder hatten keinen Traum, das neue Jahr hatte keine großen Kinder mehr. Und schwer gingen die Tage nieder.

Die Kleinstadt hatte viele Arbeitslose. Sie machten sich zur Reise zurecht auf Staatskosten. Und die zurückblieben, warteten an der Post auf Telegramme aus Koblenz. Am Mittwoch bilden sich Gruppen am Markt. Am Brunnen stecken sie die Köpfe zusammen. Man fürchtet das laute Sprechen, man flüstert. Und bei Hart blüht das Geschäft. Die Ladenklingel schrillt durchs Haus. Man möchte etwas sehen, erfahren, weitererzählen. Das große Schweigen von Koblenz aus fängt an unheimlich zu werden. Am Mittag eine Depesche. — Der Apparat rasselt — tick-tick! Was erzählt er? Welche Nachricht? Die Leute im Postraum drängen zusammen. Ein Dutzend Hände reißt durch den Schalter. Da kommt der Briefträger mit der Depeschentasche.

„Nix fir Euch!“

„For wen, Jakob, for wen?“

„Amtsgeheimnis!“

Sie drängen ihm nach, einige bis vor die Stadt. Denen verrät er es. Der Orlamünder ist vorgeladen — urplötzlich! Wie kommt das? — Und Frau Specht lächelt und nickt:

„Dat hat m e i n e r widder mal fertig gebracht!“

Anderer erhalten Nachricht. Die wollen es besser wissen. Der Grindel habe da eine Aussage gemacht, eine ganz überraschende. Und der Markt steht voller Leute! Was ist denn nur? Man hat den Orlamünder gesehen — nichts weiter. Aber die Erregung vibriert in ihnen. So

hat man den Drlamünder noch nicht gesehen! Und nach dem Schmittingerhaus ist er — hochrot! Na, das wird etwas. Die Menge schiebt weiter. An dem Eckhause staut sie, drängt nach dem Fenster. Alle Scheu und Rücksicht weicht. Die Eier, zu wissen, flammt in ihren Gesichtern. Es ist kein Halten mehr. Jeder Nerv spannt in ihnen. Die Volksstimme schreit nach Gerechtigkeit. Das Volk der ehrsamten Bürger wird zum Mob. Wider die Fenster rattern die Fäuste. Da fliegt eines auf. In den Rahmen stürzt die erblindete Alte, wirft die Arme hoch, schlägt sich den alten Kopf, ruft, heult:

„Och Gott, er stirbt! Hilfe! Ruft de Doktor! Ruft de Pastor! Och Gott, wie hart stroffte uns!“

Das Fenster ist leer. Die Menge zerfliehet. Einige rasen über den Kirchplatz, andere die Straße entlang. Verwirrte klettern in das Fenster. Die Besonnenen fluten durch die Türe. Das Haus ist gedrängt voll. Und einer mitten unter ihnen, der nicht mehr flüchten kann. Und vor ihm ein Sterbender, und zwischen ihnen eine Blutlache. An dem Lehnstuhl hängt Schmittinger wie eine Leiche, wehrt sich gegen den Tod, preßt den Atem heraus — und auf reckt er, und den Kopf bäumt er zurück — und streckt den Hals, lang, hager, und den Arm strafft er — mit letzter Kraft auf den Drlamünder zu — eine tonlose, ferne, herausgequälte Stimme:

„Der ist un’ aller Mörder! Ich hon — die Zettel geschrieb’! Er hot mich — gezwung’! — Mei Kind is un-schuldig!! — Gott — — Gott — sei mir gnädig!“ — — —

Ein Rispeln und Brodeln auf der Brust. Armbid quillt das Blut heraus, spritzt auf die Umstehenden. Sie drängen zurück, rufen laute Gebete, sprengen Weihwasser — und eine unsagbare Verwirrung ist’s. In dieser ragt eine einzige ruhige Gestalt auf: der Pfarrer. Hinter ihm

tritt der Arzt herein. Und leer räumt der die Stube. Drunten sitzen sie dann bei der alten, jammernnden Frau und brauen ihr Kaffee. Der wird sie beruhigen.

Die Männer drängen auf dem Kirchplatz zusammen. Der Orlamünder ist fort, in der Verwirrung entkommen. Man ruft nach der Polizei. Stüzel ist als Zeuge weg. Da muß der Nachtwächter herbei und der alte Rad, der in der Polizeiuniform nur noch ein Geduldeter ist. Nach der Mühle drängt das Volksgericht. Sie rennen den Römersteig hinunter, andere nehmen den Fahrweg. So kann er ihnen nicht entgehen, er, der Verbrecher! er, der Mörder!

Das Mühlrad plansch groß und wuchtig in den schäumenden Bach. Die leeren Mahlkasten rattern. Kein Mehl stäubt heraus, kein Körnlein bröckelt hinein. Drohend und brummig stehen die Müllerburschen hinter den verschlossenen Fenstern.

Ein wuchtiges Anprallen außen wider die verammelte Tür. Die breiten Rücken der Müllerburschen stemmen sich von innen dagegen. Die dumpfen Schläge hallen durch das Haus. Und in das Schäumen des Mühlbachs die Wutschreie und die Gier nach Gerechtigkeit. Die Fenster rasseln auf. Knüttel und Hacken sausen in das schwärzliche Gewimmel um das Müllerhaus. Ein Strahl raschelt in das aufgehäuften Reifig. Da zuckt eine Flamme heraus, leckt die Wand hinauf, senkt den Haartwust des Burschen — und dann wilde Schreie vom hintern Hause her, dünne Frauenschreie, die wie Nadelspitzen wider die Schläfe prallen. Der stauende Menschenhaufen reißt zu beiden Seiten auseinander, schwankt und dehnt sich um das weiße Müllerhaus, wie ein Schlangenkörper um einen Menschenleib. Und hundert Köpfe wimmeln auf,

Schlangenköpfe mit gleißendem Licht in den Augen. Und an ihrem Basiliskenblick erstarrt der warme Atem.

Hundert Menschen, hundert Mörder! Mord dem Mörder!

Wo die Mühle an das Haus stößt, häuft die Menge sich. Jubel und wahnsinnige Flüche, und Männer weinen, aber so können Bestien in Herzenstraurigkeit versinken, wenn von der Gier ihnen das Maul trieft und die Beute davonläuft.

Aus den Fenstern des Hinterhauses bäumen zwei Frauenkörper, ein welter und ein kraftstrophender. Emporgeworfene Arme und verglaste Blicke hinüber, wo das Mühlrad breit und wuchtig und mit schaufelnden Brettern in das fauchende, schaumspeiende Wasser taucht. Eine schmale, schlüpfrige Eichenschwelle führt von der Radachse durch den tosenden Bach nach der Mühle. —

Und dort steht ein Mann, der auf schwindelndem Wege die Flucht sucht!

Über die schmale Schwelle rinnt die Glasur des Wassers und die gewaltigen Radspeichen sausen um sie. Die mächtigen Schwingungen zittern in den Eichenfasern der Schwelle nach und weiter fort in des Mannes Füßen, die nach festen Stand tasten. Sein Blick irrt zurück — — den Frauen ein Gruß und ein Lächeln — — und mit großen Schritten hinein in das Dampfen und Stäuben des Mühlbaches!

Hhht!

In das schreckensfahle Gesicht planscht ihm das Wasser, tropft an ihm herunter — — und weiter wankt er — —

Und hinter ihm brüllt das richtende Volk.

Eine Wolke um ihn — — ein tosender Wirbel! Er, — — aufrecht darin in nebelhaften Umrissen! — —

Und dann fliegt sein Schatten in die Speichen. — —

Ein gewaltiger Kreis in die leere Luft — — — und nieder trampft das Mühlrad, mitten hinein in den geifenden Schaum und trinkt die nassen Krönchen und schüttelt die Menschenlast ab und wischt den Schatten aus den Speichen. Hoch wirbelt das Rad mit seiner Menschenlast. Ein Ruck in seinen Riesengelenken! Krachen und Rattern! Das gewaltige Rad schüttelt die Wassertropfen ab, knarrt in der Achse und — steht.

Und leise rauscht der Bach, und die Mahlkasten schlottern in den Bändern, und zwischen den Bergen verhallt das Losen des Mühlbaches.

Man hat die Mühle abgestellt und nach dem Verunglückten gesucht.

Und da sie ihn herausfischen, kämpfen die starken Männer gegen ein Grauen. Ein verstümmelter Körper, abgequetschte Beine — aber er lebt!

In der Waldkapelle betet man um sein Ende — aber er lebt!

Die Ärzte umstehen das Bett und verschreiben Linderung, und die hilft nicht, und der künstliche Schlaf kommt nicht.

Und er lebt und brüllt nach dem Tode. Und ein Wort sagt er, — das erschüttert alle:

„Tötet mich!“

Und das hört man die stille Nacht hindurch — geisterhaft rascheln die weißen Bettel in die wirren Phantasien, und rot, blutigrot faucht das Feuer aus den Lettern.

Tötet mich! Tötet mich! — Und größer wird das Feuer und lodert um ihn, und verzerrte Gesichter tauchen im Glutschein auf. Totengesichter, irre Gesichter! Weinende Menschen, unglückliche, — und um sie die Scherben ihres Glückes, und auf ihrem Nacken der Makel! Und sie alle hat er zu Leichen gemacht. Gestorbene schon,

Lebende noch! Und wie das in ihm tobt und schmerzt und nagt und bohrt!

Tötet mich! Tötet mich!! Tötet mich!!! — — — —

---

Der letzte Schnee fällt auf zwei Gräber.

Zwei Schuldige bezeichnen die Namen, aber der Tod ist ein Verfühner, mit Gott und den Menschen.

Und Gott sprach: „Mein ist das Richteramt!“

Und das irdische Gericht war ihm enthoben.

---

In das Eckhaus rief man den Pfarrer; er segnete es ein. Die alte Frau rückte hinauf in die Aushaltstube. Fremde Menschen hausten in den Räumen. Blank glänzte der neue Anstrich von außen und innen.

Und die Frühjahrssonne lachte.

Am Brunnen fand man noch keine Antwort auf eine wichtige Frage.

Wo war Amie Schmittinger?

Spurlos verschwunden in der Welt draußen! Und kein Wort kann man ihr nachschicken. Es müßte ihr doch wohl tun, wenn sie von ihnen allen wüßte, wie ihre Reputation hierorts im Steigen ist, und wie man ihr manches sagen müßt', ob das wahr sei, daß sie um des Vaters Machenschaften wußte, daß ihr längst schon ein Verdacht gekommen sei, und ob der Drlamünder ein Verunglückter oder ein Selbstmörder sei und so weiter. So etwas muß aufgeklärt werden, so etwas kann neugierige Menschen quälen.

Und es quälte sie noch lange.

Wer am Stammtische im Gasthose Hart saß, wurde klüger. Da wußte der Specht manches, und auch der Amtsrichter trat aus seiner Reserve. Und dann kam noch einer hinzu. Das war der Damian. Der sagte jetzt



öffentlich: „Meine Braut, die schöne Müllerin.“ Und wer weiteres wissen wollte, erfuhr, daß er ein flottgehendes Geschäft in Koblenz in Aussicht habe, daß er nach dem Trauerjahre heiraten wolle, daß ihm Geld Nebensache sei, daß er aber die Hauptsache davon mitbekomme, und daß er nun die Einwilligung seiner Eltern haben wolle.

Der Amtsrichter hörte alles, wußte alles, blies den Dampf seiner Zigarre und gab keine Antwort. Nun ließ die kleine Frau ab und zu einige Worte fallen, machte Andeutungen, rückte ihm versteckt zu Leibe. Und er blies die Zigarre und gab keine Antwort. Da sagte Damian:

„Dös geht mir über's Bohnenlied. Jetzt hole ich sie her und, Muttchen, Du gibst uns den Segen.“

Und sie kam im schweren Kleid mit verweintem Gesicht und schmiegte sich an ihren Damian und fand ihn sehr ritterlich.

Die Frau Amtsrichter hat im Zimmerchen neben der Küche den Kaffeetisch gedeckt. Der selbstgebackene Kuchen duftet. Das Kaffeefervice aus Delfter Porzellan steht auf. Es ist ein Hochzeitsgeschenk aus „ihrer“ Zeit, und es soll mit in den neuen Haushalt wandern. Die blonden Brämerköpfe drängen um die Braut, die ihnen so komisch erscheint, „weil sie vom Damian ist.“ Einer erzählt das Wunder im Wohnzimmer, wo Grete beim Vaterchen sitzt. Und so kommt Bote auf Bote herein, jeder mit einer anderen Nachricht, wie sie isst, wie sie trinkt, wie sie den Damian anschaut, wie der Damian sie anschaut, und noch vieles.

Aber offiziell weiß der Herr Amtsrichter nichts. Einmal bleibt die Türe offen, und ein munteres Lachen dringt herein. Die kleine Frau Amtsrichter kriegt einen Schrecken, eilt, um sie zu schließen, stammelt dann aber mit lauemdem

Munde: „Vaterchen!“, ist ganz wirr, ganz elend, ganz zerknirscht.

Damian hört den Marmruf, springt auf, will zuerst fort, und zuletzt bleibt er stehen und erwartet das Unabänderliche mutig mit schlotternden Knien.

„Was is denn los?“ fragt Anne harmlos.

Da findet auch sie keine Worte mehr. Der Amtsrichter steht in dem Türrahmen, sieht über sie hinweg, fragt Damian dies und das und sagt, er „dürfe“ heute mit zum Stammtisch. Damian gibt sich einen Ruck:

„Dös — dös geht nicht. Ich muß bei meiner B r a u t bleiben.“

Heraus ist es und die Wucht seiner eigenen Worte wirft ihn fast um. Da rüttelt ihn eine energische Hand an der Schulter.

„Untersteh Dich nit, Damian. Wenn der Herr Badder et gern hat, gehste mit ihm. Nachher wenn wir verheiratet sind, kannst noch genug bei mir hoche.“

So! Das gefällt ihm. Resolut ist sie und wahrhaftig nicht bange. Und er sieht, daß sie hübsch ist. Und die wollte seinen Damian!

Donnerwetter, ist er selbst jetzt verhezt? Sie hat nichts zu wollen, absolut nichts!

„Sie möchten also meinen Sohn heiraten? Schön!“

„Ja, Herr Richter. Er hat mich lieb, ich ihn. Warum solle wir denn nit heirate?“

„Sie tun ja gerade, als wäre das nur eine Angelegenheit zwischen Ihnen beide.“

„Das Lieben? Ja, Herr Richter!“ Und ein herzliches Lachen. Verteufelt urwüchsig! Verteufelt hübsch!

Er nimmt einen Zug von der Zigarre. Die ist ihm ausgegangen.

„Das Heiraten mein' ich,“ erwidert er mit Nachdruck. Und wieder ein Zug an der kalten Havanna.

„No, sie brennt nicht!“ sagt die Braut, eilt in die Küche, ergattert ein Streichholz, und mit sackelnder Flamme kommt sie auf ihn zu. Er schmaucht und sie lacht, und lange schmaucht er, damit sie nur so weiter lachen möge, und dann kneift er sie in die frische Wange, nickt, bläst ihr den Dampf ins Gesicht:

„Laßt Euch nicht stören, Kinder! Der Damian bleibt! Selbstverständlich!“ Und fort ist er.

Damian tanzt mit seinem Möbel durch die Stube, die Brämerbuben hängen ihm an den Rockschößen, die Frau Amtsrichter schüttet neuen Kaffee auf.

Aber zum Stammtisch geht Damian mit. Er möchte da eine Flasche werfen. Sekt natürlich! Dem Ferd Hart hält er vorher eine Standrede. Ein Glückseliger kann keine Unglücklichen um sich sehen!

„Ferd, Jung', trinke Dir einen Schwips an. Das Leben ist immer traurig. Wir müssen uns angewöhnen, das Traurige heiter zu nehmen. Meine Mutter hat stets Anlaß, mühselig und beladen zu sein, aber sie lacht dabei, und dös große Leid wird dann immer kleiner. Ferdchen, tu mir den Gefallen und trinke Dir an meinem Freudentage einen Kohlenfauren. Du hast doch Sekt auf Lager, versteht sich?“

Ferd Hart gräbt die Hände in die Taschen.

„Ja, Damian, Du kannst jetzt Champagner trinken. Du hast nicht so elend um das Glück zu ringen brauchen. Das muß einem in den Schoß fallen, sonst ist's gezwungen und wird zum Unsegen.“

Damian platscht ihm auf den Rücken.

„Ein guter Predigttext, dös, dös da! Aber beim Verlobungsakt will man 'was anders hören. Einen Eis-

kübel hast Du doch auch? Sollst 'mal die Augen von meinem Alten schauen. Dös imponiert ihm, dös Mühlen-geld!“ Und weg ist er am Stammtisch.

In der Türspalte steht Frau Hart und winkt.

„Du könn'st mal schnell nach ihr seh'n, sie ist so unruhig — so ganz anders als sonst, und so schwer zu behandele.“

„Daß sie gewähren, Mutter,“ eine leise Ungeduld sprüht aus ihm, „wenn Leben in sie kommt, desto besser. Die Ärzte halten das für ein gutes Zeichen.“ Frau Hart geht aufgereggt neben ihm her.

„Ja, wär sie nur im Zimmer zu halte! Aber sie sitzt nirgends fest. Du mußt unbedingt auf sie eintrede. Auf Dich hört sie, Dich firschtet sie!“

„Ach, Mutter,“ sagt er müde und verdroffen, „es kann mir doch auch einmal leid werden, dieses Wächteramt. Ich soll ihr Mann sein und bin ihr Bändiger, und — so soll das weiter gehen. Mutter! Eines Tages geht's nicht mehr so weiter! Ich kann nicht!“

„Um Gottes wille, Ferdche!“

„Ja, um Gottes willen! Man könnte jetzt auch irre am Himmel werden!“

„Wenn Du jetzt so anfängst —“

„Wo ist sie?“

„Die Treppe hinauf. Sie wollte ins Schlafzimmer.“

Auf der Treppe ruft er nach ihr. Im Schlafzimmer sucht er, und da ist sie nicht. Und dann kommt eine große, verzehrende Angst in ihn. Sie wird einmal in ihr Unglück laufen, er fühlt es, und dies Bewußtsein wird brennend, wird schmerzhaft, wird unerträglich in ihm. Für ihn wäre es Freiheit! Nein, für sie wäre es Erlösung! Nein! Nein! Und wie ein Toller jagt er durchs Haus. Nein! Nein!

Nein! Und ihren Namen ruft er in den Tönen der Herzensangst.

Das hört sie draußen, wo sie steht und fröstelt. Eine geheime Freude bebt in ihr. Sie ist jetzt frei — und jetzt will sie wissen, wer hinter dem Sanct Christophorus sitzt und ein bleiches, drohendes Gesicht hat und starre Augen hat und fluchende Worte. O, sie hört sie zur Nacht, wenn alle schlafen, und wenn sie wirre Träume hat. Sie muß da einmal nachsehen, und jetzt ist sie frei.

In die Einfahrt kriecht die Dunkelheit. Dort schlüpft sie hinein und fort auf die Straße. Es ist Essenszeit und die Straßen leer. Jemand tritt aus dem Laden. Das ist die Pollarden. Sie rückt das Tuch ins Gesicht und knodert auf die lachenden Ladendiener los. Als sie hinter dem Marktbrunnen verschwindet, ist die junge Frau schon um die Hausecke und fort aus dem Lichtstrahl des Ladeneinganges und in die Schatten zwischen den Fenstern, auf die Grundmauer, und fieberhaft hinauf. Und dann ist sie droben, weiß nicht, was sie will, und sieht das Heiligengesicht. Da kommt's in sie wie eine schwere, drückende Last und wie ein weinendes Sehnen und wie ein hilfebedürftiges Suchen. An dem kalten Heiligenkörper tastet sie hinauf und möchte etwas sagen, etwas, das sie erleichtert. Vielleicht ein Gebet. Kennt sie ein Gebet? Mit beiden Armen langt sie hinauf und möchte ihre Last auf die Heiligenschulter legen und kommt nicht zur Aussprache und findet ihre Gedanken nicht, und weiß nur eines, das sie nicht vergißt: „Ferd! Ferd!“ Und — ja der Heilige würde schon alles Weitere wissen. Fester klammert sie sich an ihn, fester die Arme um ihn, und an ihm hinauf rankt sie, keine Fürbitte will sie: „Hilf, Sanct Christophorus! Hilf, großer Heiliger! Hilf einer armen Seele, die in der Nacht lebt! Hilf! Hilf!“ —

Und der Heilige neigt sich und — hat er genickt? Er wankt — rückt! Ihr Fuß ist ausgeglichen, tritt ins Leere — — — Schatten wirbeln aus der Nische — und drunten ein Aufsprall! Ein Splintern und Krachen! Scherben tinken — — und mitten darin ein gebauschtes Kleid, ein zuckender Körper, ein matter Aufschrei.

Da stürmt Ferd schon aus dem Hofe, bricht neben ihr in die Knie zusammen, empor reißt er sie und hält sie empor, spürt nach ihrem Atem und jubelt und schluchzt. Und neben ihr sitzt er am Bette, hört auf kein Zureden, bleibt die Nacht bei ihr, wacht am Tage, liest dem Arzte die Worte von den Lippen und hört eine frohe Botschaft.

„Vielleicht wird diese Erschütterung ihr zum Guten.“

Fieberhaft wartet er auf diesen Moment.

Er pflegt ihre Wunden. Er lauscht auf ihren Schlaf, friedlich sind ihre Züge, und schön sind sie, weil sie sanft und treu sind.

Die langen bangen Stunden rütteln ihn zusammen. Sein Kopf neigt zur Brust und tiefer drückt ihn die Last der Gedanken. Ihre Hand liegt auf der Decke, eine schmale, durchgeistigte Hand, die einem Menschen zum Schicksal werden kann, zum freundlichen, frohen. Auf diese Hand sieht er nieder, und die Augen werden steif, und in ihm ein nebelhaftes Träumen; verschwommene Bilder. Wenn er einmal schlafen könnte. — — —

Auf den blühweißen Bettsachen ein gespenstiger Dämmer von der grünen Nachtlampe her. Auf der Kommode die Weckeruhr, schnelles, jagendes Tict, Tict! Er holt es mit fliegenden Atemzügen ein: Tict! Tict! Es ist hinter ihm her wie ein Dränger, wie ein Mahner: Tict-tict! Die Tage vergehen und die Stunden verrinnen, und wie lange noch wird er harren müssen? Ticttict! Tief

fließt ihm der schwere Atem aus. So hängt er in schwerem Sinnen.

In dem Ofen prickelt das Feuer. Der rote Schein rinnt in den grünen — und in dem grünen eine zuckende Hand. Die hebt sich von der blühweißen Decke — sachte nach dem gesenkten Kopf, und weicht in seinem Haare.

„Armer Mann!“

Hat er das im Traum gehört? Eine klare, sanfte Stimme, die aus vergangenen Tagen herüberklingt. Er fürchtet aufzublicken — daß da der Traum zerfalle. — — War das ein Traum? — Aber er blickt nicht auf. Er will's nicht. Er will ja weiter träumen, nicht mehr aufwachen! Nie mehr! Nie mehr! Es war zu spät!

Ein feines Knittern auf der Decke.

Und ganz leise und weh:

„Armer Mann!“

Ihr dünnes Weinen zittert in die Stille.

Er sagt nichts, regt sich nicht, läßt ihre Tränen in seine Hand tropfen, — Ganz still ist's um sie beide. Aber ihre Köpfe huscht der gespenstige Dämmer. Von der Kommode her das Ticktick. Und draußen sitzen die Leute am Markte.

Was wissen die Leute am Markte von zwei Menschen! Tränen der Erlösung tropfen. — Ein Schrei der Erlösung, ein ganz dumpfer! Der Mann bricht über dem Bett zusammen. Ihre weichen Hände tasten auf ihm. Ihr Atem weht um ihn. Armer Mann! Armer Mann!

Und ihre Küsse werden ihn auferwecken.

So wie man küßt bei froher Heimkehr. — —

Und noch sitzen draußen die Leute am Markte. Dann geht die Welt unter in Dunkelheit, und still werden Markt und Gassen.

Ein Stern geht auf. In seinem gleißenden Schein  
schimmert der Sankt Christophorus.

-----

-----

Und schimmert heute noch wie vor Zeiten. Ganz  
glücklich und schön. Wenn eine Verschollene heimkehrt,  
wird der Sankt Christophorus im ewigen Wechsel des  
Neuen der Alte geblieben sein.

\*

Aber eine Verschollene wird nicht heimkehren!





# Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr)

Verlagsbuchhandlung.

Von der gleichen Verfasserin erschienen bei uns:

## Das Haus im Moor.

Eifelroman von Nanny Lambrecht.

Preis broschiert M. 4.—, eleg. gebd. M. 5.—.

In diesem mit dem Erdgeruch der düstern Venn geschwängerten Roman entwickelt die Verfasserin einen kräftigen realistischen Zug. Dramatisch wichtige Szenen von Haß und Liebe gruppieren sich hier um die Krebsenmatte Tochter Gêtrou, die sich hinaussehnt aus dem todstillen Venn — den Gietbauern, dem die neue Eifelbahn ein Stück Land genommen und der in seiner Wut beabsichtigt, den ersten Zug zur Entgleisung zu bringen — bis zur versöhnenden Lösung, die all die grauen Spannungen in der Liebe der Gêtrou und des Gietbauersohnes finden. Alle diese Szenen machen den Roman zu einer packenden Lektüre.

## Was im Venn geschah . . .

Erzählungen aus der Eifel und Wallonie.

Von Nanny Lambrecht.

Preis broschiert M. 2.40, eleg. gebd. M. 3.—.

„Dieser Novellenband enthält außer der Titelnovelle 12 andere Erzählungen, von denen jede ihre ausgeprägte Eigenart trägt, je nachdem tragische Konflikte oder idyllische Szenen darin geschildert werden. Landschaftlich gehören sie teils der deutschen Eifel, teils der Wallonie an. Die Titelnovelle, die auf den Kölner Blumenspielen 1904 mit dem ersten Preise, der goldenen Medaille, ausgezeichnet wurde, schildert den grauenhaften Konflikt zwischen zwei jungen Bauern um ein Mädchen: der eine versinkt auf der Flucht mit seinem Fuhrwerk und mit dem Mädchen, das ihn retten will, in dem Sumpfe, aus dem sie nie wiederkehren. Auch die andern Novellen sind packende Szenen aus dem Volksleben, die uns vielfach an die realistischen Geschichten und Skizzen des Belgiers Georges Gekhoud erinnern.“

Über den Wassern. 1908. Nr. 5.

**Sredebeul & Koenen, Essen (Ruhr)**

Verlagsbuchhandlung.

Neu!

Neu!

## **Der Spöentiefer**

und andere westfälische Geschichten.

Von L. Rafael (H. Kieselkamp).

Preis broschirt Mk. 2.50, elegant gebunden Mk. 3.50.

In diesem neuen Werk führt uns die bekannte westfälische Dichterin in das Land der „roten Erde“ und schildert uns in geradezu meisterhafter Weise Charaktere, wie sie eben nur auf westfälischem Boden wachsen. Es ist echte Heimatkunst, die uns die Verfasserin in ihren Geschichten bietet.

Hervorragende Romane erster Autoren:

### **Weltverbesserer.**

Roman von Anton Schott.

Preis broschirt Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

### **Die Revolutionäre.**

Roman von A. J. Cüppers.

Preis broschirt Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

### **Der Welt Sünde.**

Erzählung von Margarethe von Derhen.

Preis broschirt Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 2.60.

### **Tam Tamen.**

Eine Erzählung aus Hörnum von Th. von Paschwitz.

Preis broschirt Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 2.60.

### **Die Tochter des Kuriers.**

Roman von J. N. Potapenko; Deutsch von F. Helmy.

Preis broschirt Mk. 2.50, elegant gebunden Mk. 3.50.

Wegen des eleganten Einbandes eignen sich diese Werke  
sehr zu Geschenkweden.

# Gredebeul & Koenen, Essen (Ruhr)

Verlagsbuchhandlung.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Das goldene Anstandsbuch.

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. v. Elk.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis broschiert Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Von den zahllosen Anstandsbüchern, üppigen und bescheidenen, empfiehlt sich das vorliegende am allermeisten; aus zwei Gründen. Erstens vertritt es rückhaltlos die christliche Weltanschauung (Duell, Bekanntschaft usw.) und berücksichtigt auch die christlichen und kirchlichen Gebräuche beider Konfessionen mehr, als meistens geschieht. Zweitens beschränkt es sich keineswegs auf die äußere Form, sondern führt dieselbe auf ihre psychologischen und moralischen Grundlagen zurück, zieht auch mancherlei Fragen der Lebensklugheit in seinen Rahmen, die von anderen übergangen werden; dient somit nicht bloß der äußeren Kultur, sondern in Wahrheit der Geisteskultur. Die Sprache ist klar und vornehm. Die Ausstattung nobel. (R. Falkenberg).

## Das kleine Anstandsbuch.

Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann.

Von J. v. Elk.

Vierte und fünfte Auflage (10.—15. Tausend).

Preis gebunden Mk. 1.30.

„Das kleine Anstandsbuch“ ist ein Auszug aus dem „Goldenen“ und zeichnet sich durch Reichhaltigkeit und Gelegenheit vorteilhaft aus. Wo das größere, freilich wahrhaft billige Werk noch zu teuer, wähle man dieses.

(R. Falkenberg).

## Der Roman.

Geschichte, Theorie und Technik des Romans und der erzählenden Dichtkunst.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage der Theorie des Romans. Von Heinrich Reiter und Tony Kellen.

509 S. 8°. Preis brosch. 4.— Mk., elegant geb. 5.— Mk.

Princeton University Library



32101 066920842



